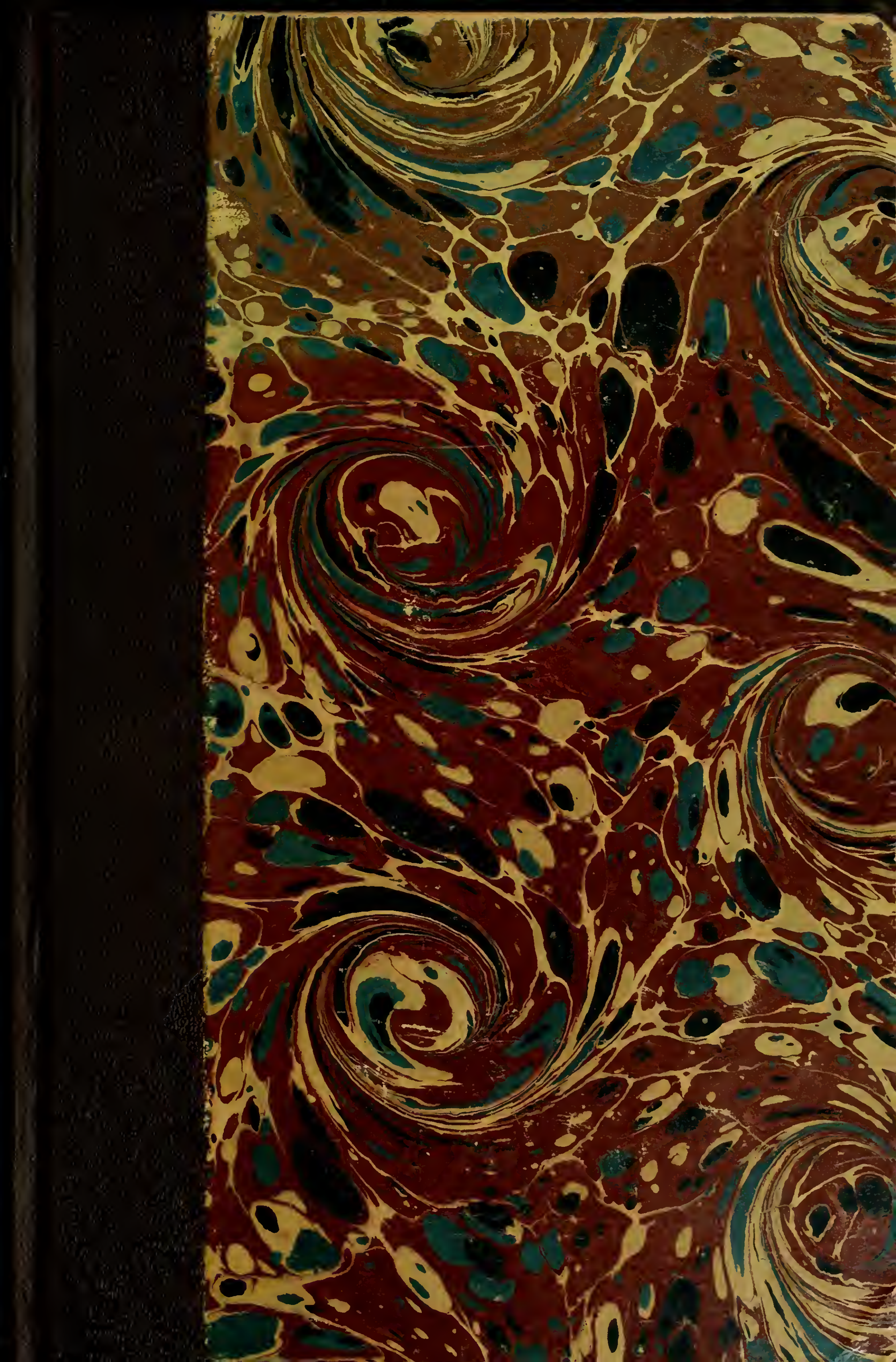






Staatsmänner und Geschichtschreiber

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Ausgewählte Bilder

von

Ottokar Lorenz,
Professor der Geschichte.

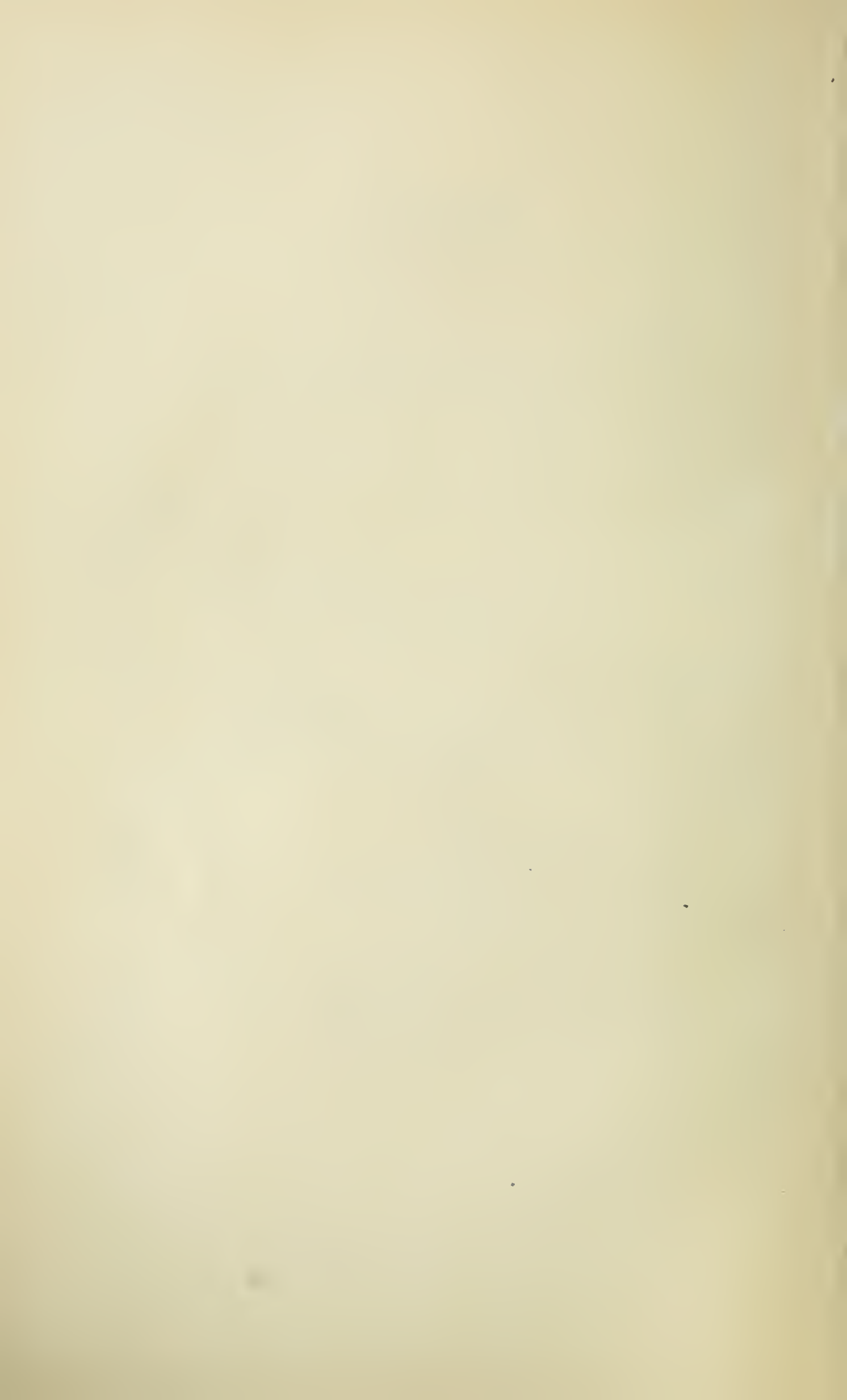


Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1896.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) Berlin N.

Printed in Germany

Inhalt.





Fürst Metternich.

Vorbemerkung.

Zwanzig Jahre nach dem Tode des Fürsten Metternich wurde die gelehrte und politische Welt mit der Nachricht überrascht, daß die Archive der Familie und des auswärtigen Amts in Oesterreich eröffnet werden sollen, um die Wahrheit über das Leben und die Thaten des Mannes, der fast ein halbes Jahrhundert Europa mächtig beeinflußt hat, für die Nachwelt zu sichern. Gegenüber dem, wie es schien, in der Geschichte feststehenden Urtheil über den einstigen Staatskanzler des absoluten Oesterreich konnte man meinen, daß es sich um einen Versuch der Vertheidigung und Rettung handle. Als aber acht schwere mit Urkunden gefüllte Bände den Reichthum der Archive nicht erschöpften, und immer noch Briefsammlungen vorhanden waren, die in erneuerten Bänden erschienen, so konnte nicht verkannt werden, daß man es hier mit einer Publication zu thun hatte, die ernste Anforderungen an den Geschichtsforscher stellt. Daß dieses große, zum Theil ungeordnete Material von der deutschen Geschichtsschreibung völlig ausgenutzt wäre, wird niemand behaupten können, und dieser Umstand rechtfertigt es, wenn die folgenden Besprechungen mehrerer Theile dieser Publicationen auch heute noch Aufmerksamkeit

beanspruchen zu können meinen. Ein Buch, wie das des Franzosen Ch. de Mazade, Un chancelier d'ancien Régime, welches die umfassenden Mittheilungen aus den Metternich'schen Papieren in trefflich raisonnirenden Abhandlungen begleitete, besitzt unsere Litteratur nicht, und so dürften meine zusammenfassenden Aufsätze nicht für unnütz gehalten werden.

Ist es doch eine ganz eigenthümliche Sache mit unserm historischen Urtheil über den Fürsten Metternich. Selbst die größten historischen Portraitisten zeigen eine gewisse Armuth, wenn sie über diesen Staatsmann sprechen, der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gehaßt, verehrt und gefürchtet war, dann aber blos zum Sündenbock aller in Europa bestehenden Uebel und zu einer Art von historischem Gespenst gemacht worden ist, mit welchem jene politischen Kinder geschreckt wurden, nach deren Meinung Europa durch constitutionelle und parlamentarische Einrichtungen am Ende des 19. Jahrhunderts in einem Meer von Glück und allgemeiner Zufriedenheit schwimmen werde.

Man könnte eine Geschichte der Auffassung und Beurtheilung Metternichs schreiben: Wahrscheinlich ist der Ursprung seines bösen Leumunds doch mehr in England bei den Canning und Palmerston und in Frankreich bei den von dem Bürgerkönigthum begeisterten und zum Theil bezahlten deutschen Federn zu suchen. In Deutschland hat das Hormayr'sche „Fragment" zum ersten Male einen Ton angeschlagen, der bis auf die neueste Zeit in den Geschichtswerken nachwirkte. Metternich, hieß es jetzt, war vielleicht nicht so niederträchtig, wie ihn das Jahr 1848 abschilderte, aber er war gänzlich unfähig; besonders Gervinus hat diese Vorstellungsweise im äußersten Maße ausgebildet, und sie erhielt durch die glanzvolle historiographische Beredsamkeit H. v. Treitschkes ihre dogmatische Befestigung. Hier vereinigte sich die sittliche Entrüstung über die staatliche Unterdrückung der von den Völkern verlangten Institutionen und über die Verkennung der nationalen Bedürfnisse des Welttheils mit einer tiefen Verachtung der persönlichen geistigen Unzulänglichkeit des Staatslenkers der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Diese hartgemeißelten Züge des Treitschke'schen Standbildes werden nur wenige Menschen ohne Erschütterung betrachtet haben, und es gehört schon eine sehr große Uebung in der Anschauung historischer

Bildergallerien dazu, um von den Farben unseres großen deutschen Geschichtstilisten nicht gänzlich und man möchte sagen bis zur eigenen Urtheilslosigkeit gefangen genommen zu werden.

Eine Schwäche bietet dieses Bild allerdings dar. Wenn ein Geschichtschreiber über eine einflußreiche Person in so sehr abfälliger Weise urtheilt, so wird er bei dem Leser leicht Unsicherheit und Unbehagen erwecken, wenn er gleichzeitig gerade von seinen bewundertsten und verehrtesten Helden das Zugeständniß machen muß, sie hätten jenen verurtheilten und übel beleumdeten Mann herzlich geliebt, verehrt und als besten Rathgeber geschätzt. Es ist wie in einem Drama, wo der Bösewicht von allen mithandelnden Personen als Tugendspiegel betrachtet wird, und der Dichter es unterläßt, durch die Entlarvung desselben die Gemüther zu beruhigen. Was soll man aber von dem von Treitschke so hoch gestellten Friedrich Wilhelm III. und vollends von dessen geistvollem Sohne Friedrich Wilhelm IV. denken, die die politischen Belehrungen Metternichs fortwährend mit Wonne einschlürften, seine Rathschläge weit höher schätzten, als die ihrer eigenen Diener, und für seine ganze Person nur Bewunderung und Liebe hatten? Gewiß! da setzt sich der Geschichtschreiber in eine üble Lage, wenn er nun seinerseits glauben machen will, der Freund seiner Freunde war doch nur ein Schwachkopf mit der Bildung eines Kaufmannsdieners u. dgl. m. Die übelste Wirkung aller in der Geschichtschreibung hervortretenden Maßlosigkeiten des Urtheils war seit Tacitus jedesmal die, daß eine Reaction eintrat, welche nach der andern Seite übertreibt. Es sind Anzeichen vorhanden, daß ein solcher Umschlag der Meinung auch in Bezug auf Metternich eintreten könnte, und ich halte es für gut, daß meine Aufsätze die menschlichen und geistigen Schwächen dieses Staatsmannes aus dessen eigenen Schriften und Urkunden scharf hervorgehoben haben, obwol sie die geschichtliche Bedeutung desselben zu würdigen und als erfreuliches historisches Problem zu fassen versuchten.

Der feinsinnige Franzose Ch. de Mazade hebt in seinem schon genannten Werke hervor, daß die politische Rolle Metternichs in der europäischen Geschichte mit derjenigen Bismarcks insbesondere nach der internationalen Seite hin viele Aehnlichkeiten zeige, und daß man unwillkürlich auf den Vergleich und den Gegensatz dieser beiden Männer

hingewiesen wird, wenn man von der ersten und zweiten Hälfte des zu Ende gehenden Jahrhunderts spricht. Beide Zeiträume seien durch die persönliche Signatur der beiden Kanzler so ausgezeichnet, daß es zuweilen den Eindruck mache, als hätte sich die Welt zeitweilig nur um ihre zwei Personen gedreht. Ich habe auf diese Analogie schon vor vielen Jahren aufmerksam gemacht, wobei ich noch besonders auf den Umstand hinwies, daß die Epochen unserer Geschichte sich in merkwürdiger Symbolik zu scheiden schienen, als sich die beiden Kanzler im Jahre 1851 auf dem Johannisberg begegneten.

Eben als ich im Begriff war, diese meine alten Beobachtungen zu revidiren, fiel mir eine kleine Schrift in die Hände, die sich in denselben Vergleichungen bewegt; der Verfasser, Graf Wilding, glaubt die Zeit gekommen, wo nach allem Uebel, welches von Metternich gesagt worden ist, ein Rettungsversuch gelingen könnte. Ich glaube nicht, daß dies in meinen Aufsätzen geforderte juste milieu durch seine Arbeit gestört worden ist, aber die von ihm allseitiger und vollständiger durchgeführte Parallele verdient sicherlich die größte Beachtung. Schon die Aufstellung derselben wird viel beitragen, für den einen wie den andern der beiden Staatsmänner ein richtigeres, ruhigeres und besseres Verständniß herbeizuführen. Nach den Erfolgen der Politik des Fürsten Bismarck im Jahre 1866 sagte mir ein erfahrener Diplomat: „Was sich ereignet hat, ist eine Verschiebung der mitteleuropäischen Drehscheibe, auf welcher die Locomotive für ein anderes Geleise eingestellt wurde. Der alte Führer der Maschine, der es einstens verstand, zu fahren, war seit 1848 abgängig und der neue preußische Führer fährt auf dem neuen Geleise besser, als es mit 38 Bundeswaggons möglich war, aber in beiden Fällen kommt es darauf an, daß ein Mann oben steht, der zu fahren weiß."

In dem Parallelismus der beiden Epochen, die durch Metternich und Bismarck bezeichnet sind, hat jetzt Graf Wilding auf einen weiteren Umstand hinweisen können, der damals, als der Metternich'sche Nachlaß erschien, nicht zu vermuthen war: beide Kanzler sind noch in der Vollkraft gestürzt worden, und die Epochen Beider haben einen jähen Abbruch erfahren, welcher eine Fortwirkung ihrer Thätigkeit nicht zuzulassen schien, obwol sie auch abseits zu gutem Rathe be-

fähigt gewesen wären. Vielleicht könnte man die Parallelen noch weiter treiben, wenn man persönliches hinzunähme; ist es zum Beispiel nicht sehr merkwürdig, daß jetzt die Tagebücher aus dem Nachlaß Metternichs den Beweis erbringen, daß die Mutter des Kaisers Franz Joseph wol schon seit längerer Zeit vor dem Sturze des Fürsten ihm weniger freundlich war? Ich halte es nicht für richtig, daß dem Grafen Wilding auch die Folgen des Rücktrittes der beiden Kanzler vergleichbar erscheinen, aber in einem Punkte kann eine gewisse Aehnlichkeit ebenfalls zugestanden werden. Eine Schule von Staatsmännern hat es weder in Oesterreich noch in Preußen bei dem Abgang der durch so viele Dezennien hindurch gewaltig herrschenden Minister gegeben. Andere europäische Vormächte sind durch eine Reihe von einander ergänzenden Staatsmännern gegründet worden: Richelieu zeugte Mazarin, Mazarin zeugte Colbert u. s. w. Von den Engländern weiß jeder Schüler die Ablösungen zu nennen, die seit Walpole bald der einen, bald der andern Richtung angehörend, die große ministerielle Wirksamkeit geübt haben.

Metternich und Bismarck stehen allein und einsam; wir hoffen, daß sich die Welt nur in Bezug auf den ersteren der Verse aus der „Harzreise im Winter“ zu erinnern haben wird: „das Gras steht wieder auf, die Oede verschlingt ihn.“

Beim Erscheinen von Metternichs nachgelassenen Papieren.

In diesen Tagen erscheint gleichzeitig in London, Paris und Wien ein historisches Fundamentalwerk, welches durch den Namen seines Urhebers in den weitesten Kreisen ein hohes und seltenes Interesse hervorruft. Politische und Literaturblätter, Staatsmänner und Gelehrte haben seit Monaten die Augen offen gehalten, um den Mann wiederzusehen, welcher jetzt vor zwanzig Jahren zu den Schatten einer großen und schmerzensreichen Geschichtsperiode hinabgestiegen ist. Seit man die Gewißheit hatte, daß der Mund des gefürchteten, gehaßten und vergötterten Staatsgewaltigen nur zeitlich

geschlossen war, aber im geistigen Sinne des Wortes sich aufthun wird, um seine Sache vor der Nachwelt noch einmal selbst zu führen, hat es an Nachfrage und Vermuthungen nicht gefehlt, was er wol zu sagen haben werde. Ob er die historischen Rachegötter wol besänftigen, ob er seine Ankläger, seine Verurtheiler, seine Verleumder verstummen machen kann? Wer möchte es nicht gern bequem und sicher wissen wollen, was am Ende alles Zweifels und Wissens der Schlußcalcül über Handeln und Wollen politischer Größen sein wird! Auch wer noch so erhaben und überirdisch von der Sonderung zur Rechten und Linken des Herrn denkt, wird sich selten die Mühe verdrießen lassen, für ein diesseitiges Andenken doch auch einigermaßen zu sorgen. Das beste und sicherste Mittel, gegen Ungerechte gewaffnet zu sein, bleibt stets das eigene Wort, die wahre That, in eigener Schrift die eigene Rechenschaft zu legen.

Metternich sprach gerne von dem, was er über sich dachte, und schrieb unendlich viel mehr, als man irgend ahnte.

Wenn man von einem Schriftsteller einige Bände liest und noch einmal mit erlebt, was Jener empfand und was er hoffte und wie er sich täuschte, wenn man mit einem Menschen, den man nur aus sehr weiter Ferne auf dem eckigen Piedestal der abstracten Idee zu sehen gewohnt war, mittelst einer Masse stimmungsvoller Blätter, Briefe und Schriften nähere Bekanntschaft macht, so pflegt sich schon die gehabte Arbeit in eine Art von Liebesverhältniß umzusetzen, und es wird dritten Personen schwerer, den neuen spät gewonnenen Freund fernerhin schwarz zu malen.

Das ist der Segen der Schrift, der Lohn des Schreibens und das still wirkende süße Gift der Schriftstellerei. Ich gestehe gleich von vornherein, daß ich unter dem Eindrucke des großen Sachwalters seiner eigenen Geschichte nicht ohne Bewegung blieb, da ich die schöne Publication seines verständnißvollen Erben, der sich hiebei über manches noch immer vorhandene Vorurtheil mit muthigem Sinne erheben mußte, freudevoll in meinen Händen hielt. Ich sah es als ein wahres und unter allen Umständen dankenswerthes Verdienst um die Wissenschaft an, daß man diese intimen Papiere der Familie nicht verheimlicht und verschließt, und obwol ich nicht zweifle, daß von allen Seiten ein solches Vorgehen Anerkennung findet, so spreche ich doch von meiner persönlichen Empfindung, weil eben sie

mir es verbieten wird, in kleinlich kritische Gänge zu gerathen, wo das große Ganze für sich sprechen muß.

Die Ausgabe des Werkes ist solid und gewissenhaft, obgleich sich über manche grundsätzliche Fragen streiten ließe. Man darf es für die Fortsetzung des Werkes wol wünschen und empfehlen, daß der Text der Handschriften mit diplomatischer Genauigkeit beigefügt und Conjecturen als solche selbst da bezeichnet werden, wo sie den Sinn unangetastet lassen. Persönlich mag man gerne überzeugt sein, daß die Herausgeber von den lautersten Gesichtspunkten erfüllt sind, aber aus der Vergleichung zwischen schon früher gedruckten Texten mit in der vorliegenden Ausgabe publicirten Stücken ergibt sich, daß Veränderungen stattgefunden haben, welche kaum mehr gestattet sind. Wenn der Styl der Mensch ist, so wollen wir in seinen Aufzeichnungen den Fürsten Metternich und nicht den Herausgeber lesen. Man könnte sich nur freuen, hie und da weniger gefeilten Sätzen, ja manchmal irgend einer sinnlosen oder unverständlichen Phrase, woran in den Handschriften wol kein Mangel sein wird, zu begegnen. An den französischen Stücken, wie etwa an dem Bilde Napoleons, das vor einigen Jahren aus derselben Handschrift gedruckt worden ist, greift man es mit den Fingern, daß hier der Sprachmeister sein Werk gethan. Mag dies für die große Masse — nicht für die Gelehrten — unter dem Publicum Frankreichs für nöthig erschienen sein, so gilt die volle Treue einer Abschrift dem deutschen Leser Alles. Man muß nicht den Fürsten Metternich zu einem Schriftsteller von Profession machen wollen, er war es nicht und hatte es, so könnte er selbst sagen, gottlob nicht nöthig. Es war mir eine große Freude, daß ich persönlich schon vor dem Erscheinen des Werkes Einblick in dasselbe nehmen durfte, aber mit je größerem Vergnügen und Eifer ich dem Studium desselben oblag, desto weniger möchte ich eine Warnung unterdrücken, die der Fortsetzung des großen Geschichtswerkes zugute kommen sollte und die ich um so leichter auszusprechen vermag, als die Vorzüge der Arbeit ihre Mängel bei weitem überragen und als ich nach manchem Ueberlegen fand, daß die Hauptgrundsätze der Edition mit Rücksicht darauf, daß dieses Buch nicht blos und ausschließlich für Gelehrte bestimmt war, immerhin zu billigen sein werden.

Denn was der erste Band als eine Darstellung des eigenen

Lebens Metternichs uns bietet, ist nur zum allergeringsten Theil mit der Tendenz, eine Autobiographie zu liefern, niedergeschrieben worden. Gerade das ist für den Fürsten, der — wie man wol zu spotten pflegte — der Kutscher von Europa war, so bezeichnend, daß seine vielen litterarischen Arbeiten lauter Torsi blieben. Aus seinen verschiedenen Anläufen, über verschiedene Epochen seines Lebens Aufzeichnungen zu machen, haben die Herausgeber mit nicht ungeschickter Hand ein größeres Ganzes zusammenzustellen vermocht. Was Metternich im Jahre 1844 mit sichtbarer Absicht eines Memoirenwerkes schrieb, bricht schon mit dem Jahre 1810 ab. Im Jahre 1852 schien er den Gedanken gefaßt zu haben, über sein Walten als Minister von 1809 bis 1848 eine Darstellung zu liefern, welche mehr den Charakter der bei älteren Staatsmännern insbesondere im vorigen Jahrhundert so gebräuchlichen „Essai sur mon administration" zu tragen schien. Wieder als ein anderes und weit früher abgefaßtes Werk ist die Geschichte der Allianzen von 1813—1815 anzusehen, dessen Abfassung wol dem reinsten historischen Interesse und dem Bedürfnisse zu verdanken sein dürfte, gegenüber den mehr und mehr hervortretenden Darstellungen der merkwürdigen Epoche die Metternich erwünschte und wahr erscheinende Auffassung des Sachverhaltes zur Geltung zu bringen.

Dieses Werkchen, welches das Datum 1829 trägt, nach meiner Ansicht vielleicht aber manche spätere Zusätze erhalten hat, ist historiographisch, wie sich von selbst versteht, von allergrößtem Werth und wird das kritische Geschütz der Historiker von Fach in heftigste Bewegung bringen. Ich füge gleich hinzu, daß die historische Erzählung des großen Staatenlenkers und gewaltigen Vermittlers vielfach schwer geschlagen aus diesem Kampfe hervorgehen und von Metternichs Geschichte der Allianzen in den Einzelheiten wenig Neues in die Geschichtsbücher aufgenommen werden wird; und dennoch wird diese, wie so viele andere Aufzeichnungen des Fürsten, eine wahre Revolution in den Darstellungen wahrheitsliebender Forscher bewirken. Mag auch nur manches unbedeutende Detail in Betracht der thatsächlichen Verhältnisse Beachtung finden, was sich bei dem Lesen dieser Schriften radical verändert, ist das Bild von Metternich selbst. Er ist es, der nach dem, was er von sich erzählt, nicht länger in dem altgewohnten Kleide vorgestellt werden kann. Indem

er spricht und schreibt, mag es dem Kritiker nicht schwer fallen, die mannigfachsten Irrthümer aufzuzeigen; aber weil er es selbst sagt, es selbst erzählt, so steckt auch darin ein Stück von Metternich, und weil die Art uns fesselt, wie er seine That beschreibt, so stellt sich auch die schwerst verlästerte Handlung höchst menschlich und natürlich und der ganze Staatsmann und Minister anders dar, als das, wozu das Mißtrauen früherer, die Declamationen neuester Geschichtschreiber ihn gemacht. Ich habe mich sehr gefreut, manchmal in den nachgelassenen Papieren — vielleicht den Editoren zum Trotze — kleine schülerhafte Mißgriffe zu finden; sie waren mir immer ein Beweis, daß man den Publicationen im großen Ganzen das vollste Vertrauen schenken kann, und sie zeigen den vielbeschäftigten Geschäftsmann im Schlafrocke dilettirenden Schriftstellerthums am allerunbefangensten. Die Pragmatical-Verordnung von 1804 über Oesterreichs Erhebung zum Kaiserthume wird mehrmals in das Jahr 1806 versetzt — man könnte nicht leicht einen besseren Beleg dafür finden, wie wenig professionsmäßig, wie wenig eigentlich historiographisch der gewaltige Mann des Tages an seinen Schriften arbeitete. Er wollte nur den Geist kennzeichnen, von dem er erfüllt wäre; er wollte lediglich skizziren, in großen Umrissen sein Wollen und sein Handeln als Werk der Einsicht und Ueberzeugung darstellen und vor dem Vorwurfe, sei's des Leichtsinnes, sei's des bösen Willens schützen.

Die Herausgeber haben es an Sorge nicht fehlen lassen, die genannten Denkschriften durch zahlreiche Anmerkungen, welche Briefen und sonstigen Aufzeichnungen und Aeußerungen des Fürsten entnommen worden sind, gewissermaßen zu ergänzen und zu vervollständigen. Es ist eine große Masse oft wichtiger, oft auch pikanter Dinge gerade in den Anmerkungen zerstreut. Für den Geschichtsforscher dagegen hat das amtliche Material, welches aus der Feder Metternichs die Zeiten bis zum Jahre 1815 beleuchtet und das den Rest des ersten und den ganzen zweiten Band füllt, die größte Bedeutung. Ich komme auf diese Actenstücke noch zurück und kreuze wol die Waffen dieses Arsenals noch mit dem Einen und Andern, der ohne oder nur mit unvollständiger Kenntniß desselben die Geschichte der Befreiungskriege schrieb. Da gibt es zahlreiche Berichte Metternichs als Gesandten in Dresden, Berlin und Paris, die theilweise schon

bekannt sind, aber auch Vorträge an den Kaiser Franz von größter Wichtigkeit und die maßgebenden Aufklärungen über die Zeit der Allianzen von 1812 bis 1815.

Indem ich zunächst nur die allgemeine Charakteristik dessen gebe, was die beiden Bände bringen, sind es in erster Linie nicht die officiellen Actenstücke, die hier in Betracht kommen. So lange Metternich die kleineren Gesandtschaftsposten inne hatte, war es ihm möglich, an seiner Erfahrung und diplomatischen Befähigung zu arbeiten; von großem Einfluß war er als Gesandter nicht. Mit Cobenzl und Colloredo stand er persönlich nicht auf bestem Fuße, und auch die Verwaltung Philipp Stadions läßt an keiner Stelle noch erkennen, daß man dem jungen Diplomaten, der in Berlin und Paris die Geschäfte Oesterreichs besorgte, ein allzu schwerwiegendes Urtheil über die Dinge in der Wiener Staatskanzlei einräumte. Nach den Erfahrungen, welche die ehrenwerthe Diplomatie noch eben unter Thugut machte, darf man annehmen, daß Metternich, seiner eigenen Erzählung nach, nicht eine allzu hohe Meinung von dem, was ein Gesandter schreibt und einräth, gehabt haben wird. Denn eine der köstlichsten Anekdoten über die Geschäftsführung im Hause auf dem Ballplatze erzählt er auf den ersten Blättern seiner Lebensgeschichte, wo er versichert, daß bei Thuguts Abgang vom Ministerium „Hunderte von Berichten, die von jenen Gesandtschaften herrührten", nicht einmal entsiegelt vorgefunden waren, und daß eine Commission niedergesetzt wurde, welche diesen uneröffneten Schatz heben, in den Archiven hinterlegen und dem Nachdenken der späteren Geschichtsforscher umsomehr überlassen mußte, je sicherer man überzeugt war, daß der leitende Minister von alledem, was in diesen Depeschen stand, nicht einmal etwas gelesen hatte.

So schlimm nun ist es den Depeschen Metternichs auch in dessen ersten Zeiten des Staats- und Diplomatendienstes nicht ergangen. Die Antworten der Staatskanzlei auf die Berichte des Gesandten sind in dem Werke zwar nicht abgedruckt, doch ist es tröstlich für uns, zu wissen, daß sie existirten und daß vor Kurzem ein großer Theil davon aus dem Wiener Staatsarchive von einem Gelehrten Deutschlands abgedruckt worden ist. Hier aber darf ich von diesem Theile der Schriften absehen, weil sie in ihrer ganz amtlichen Form auf Metternichs Persönlichkeit nicht unmittelbar ein Licht zu werfen vermögen.

Ganz anders natürlich steht es aber mit jenen Schriften, wo sich der Fürst in schon gereiften Jahren über die gewaltigsten Personen seiner Zeit mit freiem Urtheil ausspricht und im eigentlichsten Sinne des Wortes Klios Griffel sein Eigen nennen wollte. Er hat es wirklich unternommen, die zwei größten und stärksten unter seinen Zeitgenossen im kleinen Rahmen mit kühner Hand zu portraitiren.

Napoleon I. und Alexander I. sind die Vorwürfe dieser interessanten Zeichnungen. Aber das Talent des Fürsten für historische Charakteristik zeigt sich nicht selten auch bei anderen Gelegenheiten. Die Anmerkungen des Werkes enthalten — wenn ich nicht irre, einem Briefe entnommen — eine kurze prägnante Darstellung des Charakters und der Regierung Kaiser Josephs II. von hinreißendem Scharfsinn. Dieses kleine gelegentliche Portrait gehört ganz und gar in das Genre, welches die Skizzen Napoleons I. und Alexanders I. aufzeigen und in welchem die eigene Erfahrung des Politikers und persönlichen Kenners der Dinge und Menschen einen, man möchte fast sagen, unwillkürlichen stilistischen Ausdruck erhalten hat.

Das Bild Napoleons wurde in französischer, das Alexanders in deutscher Sprache geschrieben. Haltung und Wendung der Charakteristik sind in den beiden Essays ganz genau übereinstimmend. Aus der Analyse der natürlichen und geistigen Anlagen ergibt sich dem Schriftsteller eine überraschende Menge von objectiven Erklärungen. Die historischen Thatsachen einer langen Epoche wachsen unter den Fingern des historisirenden Essayisten aus den seelischen Zuständen dieser Heroen hervor. Man kann die politischen Folgen förmlich greifen, welche für die Welt aus den so scharf markirten Umrissen dieser Mächtigen hervorgehen müssen. In der That, wer so zu schildern weiß, von dem sollte man meinen, daß er der Psychologie die tiefsten Geheimnisse abgelauscht habe; aber nein, gerade das ist das Merkwürdige an diesen in ihren Resultaten doch packenden Charakteristiken, daß es dabei an den feineren Nuancen einer seelischen Schilderung völlig fehlt. Es wird fast mit den gewöhnlichsten Kategorien der menschlichen Eigenschaften hantirt. Es ist nichts Gesuchtes, nichts dramatisch Entwickeltes, nichts, was der feinen Psychologie einer Novelle eigen wäre. Er charakterisirt seine Leute derb, mit erschreckender Deutlichkeit, fast wie eine Beschreibung auf

der Paßkarte. Eroberungssucht, Ehrgeiz, Abenteuerlichkeit, Aberglauben, Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Lügenhaftigkeit, Selbsttäuschung und dergleichen starke Farben finden sich auf Metternichs Palette.

Ich finde das Portrait Alexanders unvergleichlich viel besser, ja selbst zarter als dasjenige Napoleons. Das letztere hat vielleicht gar zu wenig Individuelles, gar zu wenig Theilnahme; oder sollten diese groben Züge wirklich die echten und historisch treuen sein? Hat sich aus den intimen Beziehungen vieler Jahre im Gedächtnisse Metternichs wirklich mit Recht kein feinerer Zug von dem Welteroberer aufbewahrt? Oder hatte er kein Verständniß für Seelen dieser Art? An einer Stelle seiner Lebensgeschichte spricht sich allerdings Metternich dasselbe ab, und ich will nachher versuchen, wenigstens den Gegensatz seiner eigenen Natur gegen die wirksamen historischen Größen zu zeigen. Die Alexander und Cäsar und Karl und Friedrich die Großen machten ihn zittern; ob er sie ganz erfaßt hat, das ist es, worüber ich nachher aus seinen Schriften Einiges zusammenstellen will. Was Napoleon betrifft, so halte ich, offen gesagt, dafür, daß Metternichs scharfe Zeichnung ihm etwas zu wenig thut.

Glaubte er hinwieder dem geborenen und erhabenen Kaiser der Russen eine etwas zartere und ehrerbietigere Sprache und Charakterschilderung schuldig zu sein? Jedenfalls kam diese feinere Zurückhaltung der Sache selbst außerordentlich zu statten, und es ist ein wahres Cabinetstück von Alexander I., welches Metternich im Jahre 1829 niederschrieb.

Bedeutend hebt es schon dadurch an, daß gleich zum Eingang eine Aeußerung Napoleons I. über Alexander berichtet wird: „Das Bild des Kaisers Alexander zu zeichnen, ist ein schweres Unternehmen. Das treffendste Wort über diesen Fürsten hat Napoleon gesprochen. In einer unserer Unterredungen im Jahre 1810 fragte er mich, ob ich den Kaiser von Rußland näher kenne. Ich antwortete, daß ich keine anderen persönlichen Berührungen mit ihm gehabt habe, als zur Zeit seines Aufenthaltes in Berlin im Jahre 1805. ‚Wolan', versetzte Napoleon, ‚der Lauf der Begebenheiten könnte Sie noch einmal mit diesem Fürsten zusammenführen; Kaiser Alexander ist eine anziehende Persönlichkeit, ganz gemacht, einen eigenthümlichen Zauber auf die zu üben, welche mit ihm in Berührung kommen. Wäre ich der Mann, mich bloßen Eindrücken hinzugeben, ich könnte ihm von

Herzen zugethan sein. Neben so vielen Vorzügen des Geistes und so viel Bestechendem im Umgang liegt etwas in seinem Wesen, was ich nicht bezeichnen und worüber ich mich nicht besser aussprechen kann, als indem ich Ihnen sage, daß bei ihm in allen Dingen immer ein „Etwas" fehlt. Das Sonderbarste dabei ist, daß man nie voraussehen kann, was in einem gegebenen Falle oder in einer bestimmten Angelegenheit fehlen wird, denn das fehlende Stück wechselt ins Unendliche."

Und nun versucht es Metternich, dieses Etwas näher zu erörtern. Er gelangt dabei zu einer Beobachtung von der allermerkwürdigsten Art. Er fand im Charakter des Kaisers Alexander Eigenschaften, die Jedem aufgefallen waren, der mit dem großen Monarchen im Verkehre stand: den Hang zu mystischen Grübeleien, die Entschlossenheit und Starrheit in Verfolgung gewisser Ideen. Wie nun aber in Metternichs Darstellung sich diese Eigenschaften gewissermaßen pathologisch entwickeln, dies muß man mit seinen eigenen Worten lesen, denn darin steckt eine diplomatisch allzu reizend feine Feder, als daß ich durch grobe Bezeichnung des Seelenzustandes, den Metternich beobachtet zu haben versichert, das schöne Bild zerstören möchte.

„Das Leben Alexanders," sagt er, „hat sich abgenützt zwischen Hingebung und Enttäuschung, seine Eingebungen waren spontan und lebhaft, und — es klingt sonderbar — ihr Verlauf zeigte eine Art von Periodicität . . . In seinem Charakter fand sich weder genug Stärke für wahren Ehrgeiz, noch genug Schwäche für bloße Eitelkeit. Er handelte gewöhnlich aus Ueberzeugung, und wenn er hie und da sich anspruchsvoll zeigte, so bezog sich dies mehr auf die kleinere Sorge des Weltmannes, als auf die Erfolge des Beherrschers eines großen Reiches."

Dann aber heißt es, und dies wird wol die entscheidende Stelle für das sein, was Metternich eigentlich dachte: „Eine lange Beobachtung der moralischen Eigenschaften dieses Monarchen und seines politischen Ganges hat mich zu der Entdeckung von dem geführt, was ich schon oben als Periodicität seines Gedankens bezeichnet habe. Diese Periodicität hat beiläufig ein fünfjähriges Metrum befolgt: ich wüßte meine Beobachtung nicht genauer wiederzugeben."

„Der Kaiser ergriff eine Idee und folgte gar bald ihrer Richtung. Während des Zeitraumes von beiläufig zwei Jahren war die Idee

im Wachsen . . . Im Laufe des dritten Jahres blieb er dem angenommenen System treu, gewann es lieb, hörte mit einer wahren Inbrunst dessen Gönner an und war jeder Berechnung über den Werth dieser Meinungen unzugänglich. Im vierten Jahre begann der Anblick dieser Folgen ihn zu ernüchtern; das fünfte Jahr zeigte nur mehr eine unförmliche Mischung des dem Erlöschen nahen Systems mit der neuen Idee, die in ihm zu keimen begann. Diese Idee war oft diametral entgegengesetzt derjenigen, die er eben verließ."

Man kann nicht schöner durch Umschreibung beschreiben; ist es nicht merkwürdig, hier zu lesen, daß die großen Allianzen, für deren Aufrechterhaltung — als Grund der conservativen Weltordnung — Metternich selbst kein Opfer zu hoch und keine Rache zu gering anschlug, in ihrem Ursprung auf die Periodicität cäsarischer „Ideen" von fünfjähriger Dauer zurückzuführen waren? Kann man sich da wundern, daß bei aller diplomatischen Sprache das Bild von Alexander denn doch auch nicht verkennen läßt die schweren Kämpfe, den harten Widerpart, in welchem Metternich selbst und Alexander sich befanden? Was uns die Ueberlieferungen schon längst gesagt haben, war, daß es bis zu den äußersten Beleidigungen zwischen Metternich und Alexander kam. Von unhöflichen Worten weiß die Erinnerung unseres geschichtschreibenden Staatsmannes nichts, nur in der Geschichte vom Duell, zu welchem Alexander entschlossen war und das der Kaiser Franz noch ferngehalten, zittert der gewaltige Haß durch, den der Russenkaiser gegen den allmächtigen Minister seines österreichischen Freundes hegte.

Doch will ich mir zunächst versagen, in die Details der historischen Ereignisse selbst einzugehen, nur was die vorliegenden Bände an interessantem Stoff enthalten und wie der gewaltige Mann, von dem die Vorrede des Sohnes stolz bemerkt, daß ein weltgeschichtliches Zeitalter seinen Namen trägt, die Feder führt und als Geschichtschreiber der Zeit erscheint, nur dies sollte vorläufig in kurzen Strichen angedeutet werden.

Wie viel davon auf sichern Glauben rechnen kann, wie viel nur als ein Aperçu erscheint, das uns den Mann in geistreicher Beleuchtung zeigt, wird eine Frage sein, welche die historische Kritik nicht heute und morgen, gar manches Jahr bewegen wird. Die beiden Bände, die nunmehr das Licht der Welt erblicken werden, erneuern

das große Schauspiel eines nie entschiedenen Kampfes der Geschichte; der Fürst plaidirt für seine Unschuld nicht blos, vielmehr für seine Größe und Unsterblichkeit. Ich gestehe es gern, das, was er sagt, hat fascinirend auch auf mich gewirkt, aber es werden Zweifel auferstehen, man wird sich nimmer von dem alten sündigen Weltgeist, der mit dem Namen Metternichs benannt ist, gefangennehmen lassen; man wird den Kopf trotzdem noch obenauf behalten, und in einigen Stücken meine ich schon jetzt zu wissen, daß der Schlußcalcül kein freisprechendes Urtheil sein wird.

Metternichs eigene Aufzeichnungen und historische Versuche.

Der Anerkennung, welche dem Fürsten Richard Metternich von keiner Seite dafür fehlen wird, daß er den litterarischen Nachlaß seines Vaters den Freunden der Geschichte zugänglich gemacht hat, habe ich schon vor dem Erscheinen des Werkes ungetheilten und aufrichtigen Ausdruck gegeben. Indem ich mich jedoch anschicke, aus dem Dargebotenen die Blüthen und Früchte zu sammeln, ist es unerläßlich, eines Eingeständnisses der Herausgeber zu erwähnen. In einer Anmerkung zu der im Jahre 1844 geschriebenen Erklärung des Fürsten Metternich, nach welcher sein damals theilweise vollendetes Memoire in dem Familien-Archive hinterlegt bleiben sollte, sagt der Herausgeber, er glaube den Zwecken der Geschichte am besten zu dienen, wenn er dasselbe „aus der Verborgenheit seines Familien-Archivs an das Tageslicht hervorziehe und das Manuscript, ergänzt durch Nachträge und in einzelnen Partien umständlicher ausgeführt, hier folgen lasse".

Ohne Zweifel sind die Schriften, welche Metternich über seine Geschichte hinterließ, durch sorgfältige Ordnung und chronologische Zusammenstellung lesbarer, genußreicher und einem größeren Publicum mehr zugänglich geworden. Man wird die Verdienste, welche die Herausgeber auf diese Weise sich erworben haben, freudig anerkennen, ohne deshalb verhehlen zu müssen, daß für den wissenschaftlichen Gebrauch die Sache erschwert worden ist. Der genaue Geschichtsforscher wird sich nur mit Reserve entschließen, jedes einzelne Wort als unzweideutige Aeußerung Metternichs wiederzugeben, und wenn es dem fürstlichen Sohn und Herausgeber auf solche Weise

gelingen mag, für die Schriften seines Vaters den Leserkreis auszudehnen, so wird ihm dafür ein langer und schwerer Krieg mit den Fachleuten erwachsen, welche nun einmal mit gelehrtem Eigensinn nicht früher zu ruhen pflegen, als bis das letzte Blättchen historischer Quellen in völlig authentischer Form mit Wort und Sprache des Originals sichergestellt ist.

Nach der historischen Sachlage kann man in Bezug auf Metternichs Andenken auch einigermaßen zweifeln, ob die Wirkung seiner Aufzeichnungen durch Popularisirung derselben viel zu gewinnen vermochte. Sein Fall liegt in der Erinnerung der Menschen, wie in den Büchern der Geschichte schon lange nicht mehr so einfach, daß man nur seine Stimme zu vernehmen brauchte, um sich zu beugen: die Angelegenheiten seiner Zeit sind viel zu bekannt, von zu vielen Zeugen erörtert, von zu vielen bedeutenden Zeitgenossen und Geschichtschreibern erzählt, von zu vielen kritischen Specialitäten erfüllt, als daß es auf eine blanke und schön damascirte Waffe ankäme; man braucht ein tüchtiges, schweres, scharf geschliffenes Schwert, um den gewaltigen Staatskanzler von Oesterreich heute aus dem Getümmel herauszuhauen, wenn er überhaupt noch zu retten ist.

Es ist wahr, es wurde viel an ihm gesündigt. Die deutsche Geschichtschreibung steht in Bezug auf die nächste Vergangenheit noch nicht auf jenem Standpunkte, auf dem man sie gerne sähe und dessen man sich recht zu erfreuen vermöchte. Der Popanz, welchen die moralisirende Geschichtschreibung aus allen Staatsangelegenheiten und diplomatischen Ereignissen seit der französischen Revolution und seit dem Wiener Congreß zu machen liebte, ist noch immer nicht überwunden. Wenn Gervinus im Eifer so weit ging, daß er den alten Staatskanzler wie einen schwachen Kopf behandelte, so sieht man sich heute schon genöthigt, eine andere Sprache zu sprechen. Aber wird es nicht auch als vorübergehender Geschmack betrachtet werden, wenn jüngst ein declamatorischer Ton angeschlagen wurde, um Metternich als das verkörperte Princip aller nationalen Schmach zu bezeichnen? Es ist eine wenig empfehlenswerthe Methode, die Geschichte so zu behandeln, wie Marquis Posa Theater spielt, und ich stehe entschieden auf Seite Jener, welche die Declamation über hingeschiedene Menschen für Sache des Pfarrers und nicht des Historikers halten. Aber so wenig geeignet die Form dieser Geschichtschreibung auch

sein mag, das dürfte man nicht verkennen, daß Männer wie Häusser, Gervinus und Treitschke — um nur die gelesensten zu nennen — keineswegs Kartenhäuser erbauten, sondern ein sehr ausgezeichnetes Wissen und eine in die Tiefe der politischen Actionen längst eingedrungene Kenntniß besaßen, und daß das, was das rein Thatsächliche, was den streng historischen Hergang der Dinge betrifft, unsere deutsche Geschichtschreibung nicht bei Metternichs Denkwürdigkeiten, sondern das alternde Gedächtniß des schreibenden Staatskanzlers häufig bei den Geschichtschreibern in die Schule gehen müßte.

Was die Resultate der Forschungen über die Zeit Metternichs im Ganzen und Großen anbelangt, so scheinen sie vielleicht Manchem weniger gründlich und fest zu sein, weil sich viel persönliches Pathos, viel augenblickliche Stimmung, viel zeitliche Unruhe und in Folge dessen viel überflüssige Worte dabei finden; aber man würde sich täuschen, wenn man hoffen wollte, durch neue Quellen sehr wesentliche Veränderungen in der Erkenntniß des Thatbestandes der Metternich'schen Zeiten erzielen zu können; was fehlt, ist die allseitig sichere Einsicht in die Nothwendigkeiten politischer Dinge, ist die richtige Beurtheilung der Möglichkeiten innerhalb gewisser Machtverhältnisse, die richtige Abschätzung des Könnens neben dem Wollen.

Hier liegen die großen Gewinnste, welche die Geschichtsforschung aus so unmittelbaren Mittheilungen machen kann, wie sie von dem während eines Zeitraumes von vierzig Jahren einflußreichsten Minister des Continents hinterlassen worden sind. Zu einem gerechten Urtheile über seine Führung zu gelangen, ist die Aufgabe der Wissenschaft der wahren und unverfälschten Geschichte. Denn wäre die Möglichkeit solcher Verständigung ein bloßer Traum, dann schiene in der That die Geringschätzung gerechtfertigt, welche man hie und da bereits gegen die „bürgerliche Geschichte" hegt. Es wäre vielleicht dann wirklich besser, der Nachwelt zu ersparen, sich an den Kreislauf menschlicher Thorheiten, Schwachheit und Schlechtigkeit mit Jahreszahl und Datum fort und fort zu erinnern.

Wendet man diese Erwägungen auf Metternich an, so muß man indessen sagen, daß schließlich weder das moralische noch das nationale Pathos ihm in dem Maße schädlich waren, wie der Umstand, daß eine große Menge von Personen, welche die Sympathien der Nachwelt sehr reichlich genießen, eine so außerordentlich ungünstige

Meinung von ihm in ganz Europa verbreiteten. Von Männern aller Farben und Nationen ließe sich eine Sammlung der übelsten Aussprüche über seinen Charakter, oder über seine Geschäftsführung, oder über seine Grundsätze beibringen. Von Kaiser Alexanders augenblicklichen Erregungen gegen den österreichischen Staatskanzler auch abgesehen, findet man die Hardenberg und Stein und Humboldt und Hormayr, Talleyrand, Chateaubriand und vollends in langer Reihe die Engländer von Canning bis Palmerston einen großen Chorus bilden. Den meisten darunter war bekanntlich die Sprache der Diplomaten geläufig, und sie wußten, wie diese Sprache schweigt, aber über den Fürsten Metternich waren sie Alle einig, daß seine geringe Gewohnheit, zu schweigen, das gewöhnliche Maß der Täuschungen bis zur Höhe von habitueller Charakter-Eigenthümlichkeit übersteigt. Es wird dem historischen Leser seiner Schriftstücke nichts Anderes übrig bleiben, als in jedem einzelnen Falle die Probe der Wahrheitsliebe des wortekundigen Autors zu machen.

Er war in dieser Beziehung recht das Kind einer ungünstigen Zeit. Seine Jugend fiel in eine Epoche, wo, man möchte sagen, das ganze Dasein der Menschen eine große Lüge geworden war, wo Aufrichtigkeit gegen sich selbst vielleicht noch seltener sein mochte, als gegen Andere. Von seiner Erziehung, von seinen Hofmeistern und Lehrern weiß er selbst in dieser Beziehung sehr wenig Gutes zu sagen. Der katholische Adel am Rhein pflegte die Erziehung seiner Söhne meist geistlichen Händen anzuvertrauen. Man weiß, welche bedenklichen Ausgeburten von Aberglauben und Radicalismus in den Tagen des Eulogius Schneider in diesem Stande zu Tage traten. Auch unter den vielen Lehrern Metternichs fehlte es nicht an Beispielen dieser Art, und man glaubt es gerne, wenn er sagt: „Ich hege die Ueberzeugung, daß ich auch in der niedrigsten Stellung und zu welcher Epoche immer den Versuchungen, denen ich eine so große Zahl von Zeitgenossen unterliegen sah, niemals zugänglich gewesen wäre.“ Da er, siebzehn- und neunzehnjährig, bei den zwei letzten Kaiserkrönungen in Frankfurt zum Ceremonienmeister der katholisch-westfälischen Grafenbank gewählt worden war, so imponirte ihm vorzugsweise die conservative Seite des deutschen Staatsrechts gegenüber von dem, was „sich das Volk betitelte“. Noch scheint ihm der Schreck über die Plünderung des Stadthauses, welche er in Straßburg mit

erlebte, in allen Gliedern gelegen zu haben. Sie war „von einem trunkenen Pöbel, welcher ebenfalls sich als Volk betrachtete, verübt worden". „Jetzt hingegen fand ich mich als einen der Wächter der öffentlichen Ordnung in einem Stadthause, wo so viele erhabene Ceremonien in so geringer Entfernung von dem in Brand stehenden großen Staate sich vollzogen. Ich wiederhole es, damals dachte ich nur an diesen Gegensatz, erfüllt von Vertrauen in eine Zukunft, die meinen Jugendträumen zufolge den Triumph dieser machtvollen Organisation über all jene Schwäche und Verwirrung besiegeln sollte. Ich schlief neben einem Vulcan, ohne an den Erguß der Lava zu denken."

So sehr noch in den späten Jahren Metternich zu versichern liebte, daß er von den revolutionären Ideen nie einen Augenblick lang irre gemacht worden sei, so wenig kann man bemerken, daß im Uebrigen seine Jugend durch sonst etwas besonders Merkwürdiges ausgezeichnet gewesen wäre. Er lebte wie hundert andere leiblich wohlerzogene Cavaliere, ließ sich's gefallen, daß er sehr früh mit einer angesehenen Dame verheirathet wurde, und wünschte in erster Linie nicht den Staatsdienst aufsuchen zu müssen. Er wurde durch den Willen des Monarchen in die Laufbahn mehr gezwungen, als daß er sie freiwillig betreten hätte. Eine besondere Vorbereitung zu einem Gesandtschaftsposten war damals für einen Grafen Metternich nicht nöthig, und so übernahm er es, seinen „gütigen Monarchen" in Dresden zu vertreten. Vierzig Jahre später scheint sich der Fürst als Memoirenschreiber nicht eben sehr lebendig der Gedanken und Grundsätze erinnert zu haben, von denen er beim Eintritte in den Diplomatendienst erfüllt war, und so benützte er die Gelegenheit, an dieser Stelle einige allgemeine Reflexionen über die „mit dem Namen Politik und Diplomatie bezeichnete Wissenschaft" einzuflechten, welche wirklich von vollendeter „Einfachheit" sind. „Die Grundlage besteht in der Vorschrift des Buches der Bücher: Thue dem Andern nicht, was du nicht willst, daß dir gethan werde. Diese Grundregel jedes menschlichen Verbandes auf den Staat angewendet, heißt in der politischen Welt Reciprocität, und ihre Wirkung ist, was man in der Sprache der Diplomatie „bons procédés" nennt, mit anderen Worten gegenseitige Zuvorkommenheit und ehrliches Vorgehen."

„Nach diesem Glaubensbekenntnisse", heißt es dann weiter, „mag

man ermessen, was für eine Bedeutung ich Politikern von dem Schlage eines Richelieu, Mazarin, Talleyrand, Canning, Capodistria, Haugwitz und so vieler mehr oder minder berühmter Namen immer beigelegt habe. Entschlossen, nicht ihre Wege zu wandeln, und daran verzweifelnd, mir eine meinem Gewissen entsprechende Bahn zu brechen, mußte ich natürlich vorziehen, mich nicht in die großen politischen Angelegenheiten zu stürzen, in denen ich weit mehr Aussicht hatte, materiell zu unterliegen, als durchzudringen; ich sage materiell, denn moralisch zu unterliegen habe ich nie gefürchtet. Der Mann der Oeffentlichkeit bewahrt immer ein sicheres Hilfsmittel gegen diese Gefahr, das ist — der Rücktritt."

In Dresden war Metternich nicht eben in Gefahr, allzu viel aufs Spiel zu setzen. Es war ein ziemlich ruhiger Posten. Unter seinen dort gemachten Bekanntschaften scheint ihm der englische Gesandte Mr. Elliot, der sein Handwerk gar lustig betrieb, am meisten in Erinnerung geblieben zu sein; es findet sich von ihm eine artige Anekdote: „Ich befliß mich", erzählt Metternich, „meinem Hofe von dem, was ich beobachtete, genauen Bericht zu erstatten, ohne zu dem Auskunftsmittel meines Freundes Elliot meine Zuflucht zu nehmen, der mir eines Tages, als ich ihn fragte, wie er es mache, um an allen Posttagen, deren die Woche zwei hatte, einen Bericht nach London abzuschicken, antwortete: „Die Sache wird Ihnen nicht schwierig erscheinen, wenn ich Ihnen mein Geheimniß enthülle: Gelangt etwas, das für meine Regierung von Interesse sein könnte, zu meiner Kenntniß, so melde ich es; erfahre ich nichts, so erfinde ich meine Nachrichten und widerrufe sie durch den folgenden Courier. Sie sehen, daß ich für meine Correspondenzen des Stoffes nie ermangeln kann."

Im December 1803 ging Metternich nach Berlin. Es war die Zeit, wo er die großen Beziehungen seines Lebens zu knüpfen begann. Es sind einige anziehende Bilder, welche Metternich von König Friedrich Wilhelm III., der Königin Louise und vor Allem vom Prinzen Louis Ferdinand entwirft, dessen Stellung an der Spitze der Kriegspartei eine persönliche Gesinnungsverwandtschaft mit Metternich herbeiführte. Wir wissen heute, wie sehr er damals für die engste Freundschaft von Oesterreich und Preußen eingenommen war; in den Memoiren spricht er wenig entschieden

von jenen Stimmungen, und über Ludwig Cobenzls zögernde und halbe Politik brach er noch nach vierzig Jahren offen den Stab.

Die Wendung Metternichs in seinen Gesinnungen gegen Napoleon datirt offenbar von den unmittelbaren Eindrücken her, welche dieser auf jenen in Paris machte. Metternich sagt es nirgends, aber man sieht es den Memoiren an, Paris hatte eine große Veränderung in seinem ganzen Wesen hervorgebracht. Ich bemerke gleich hier, daß alle diese Aufzeichnungen der späteren Jahre unter dem sichtbaren Bestreben verfaßt sind, sich von der Beschuldigung zu reinigen, als wäre er dem napoleonischen Wesen persönlich und politisch jemals günstig gewesen. In der späteren Geschichte der Allianzen von 1812 bis 1815 kann man es actenmäßig belegen, daß Metternich das Verhältniß zu Napoleon in den sogenannten Memoiren mit gefärbten Brillen beschrieb. Man muß über die Wendungen und Phrasen erstaunen, die der Vertheidiger seiner Sache gebraucht, um sein Verhältniß zu Napoleon zu bemänteln. „Im Grunde fing erst hier mein öffentliches Leben an. Alles Vorgängige dürfte bereits die Unabhängigkeit meines Charakters gezeigt haben. Als Mann von Grundsätzen wollte und konnte ich mich nicht beugen, wenn es ihre Vertheidigung galt. Binnen einem kurzen Zeitraume hatte mich das Schicksal dem Manne gegenübergestellt, der zu jener Epoche die Weltangelegenheiten beherrschte; ich fühlte in mir die Pflicht und den Muth, niemals den Umständen ein Opfer zu bringen, das ich nicht als Staats- wie als Privatmann vor meinem Gewissen verantworten könnte. Der Stimme dieses Gewissens folgte ich, und ich glaube nicht, daß es eine gute Eingebung Napoleons war, als sein Wunsch mich zu Functionen berief, die mir ermöglichten, seine Vorzüge zu würdigen, aber auch seine Fehler kennen zu lernen, welche ihn zuletzt ins Verderben geführt und Europa von dem Drucke befreit haben, unter dem es geschmachtet. Dieses Studium gab mir die Mittel an die Hand, deren Wirksamkeit zu erproben ich wenige Jahre darauf Gelegenheit hatte. Ich führte mich bei Napoleon ein, ohne bei der ersten Audienz in St. Cloud eine Ansprache zu halten, wie es Sitte meiner Collegen war. Ich beschränkte mich darauf, ihm zu sagen, daß, in Entsprechung seines eigenen Wunsches berufen, den Kaiser von Oesterreich bei ihm zu vertreten, ich bei jeder Gelegenheit bestrebt sein würde, die guten

Beziehungen zwischen beiden Kaiserreichen auf denjenigen Gru
lagen, auf welchen allein ein dauernder Friede zwischen un
hängigen Staaten errichtet werden könne, zu befestigen. Napol
antwortete mir ebenfalls in einfachen Worten, und in unseren spät
persönlichen Beziehungen wirkte die Stimmung dieser ersten
knüpfung nach."

Wenn es später heißt, daß nach der Rückkehr des Kaisers
Niemen die „persönlichen Beziehungen" den Charakter wiedergen
nen, den sie gehabt, ehe er ins Feld gezogen war, so wird
gewiß nicht meinen, daß damit etwa schlechte „persönliche Bezieh
gen" gemeint waren. Eine nicht uninteressante Anekdote wird
dieser Stelle von Napoleon und Dalberg erzählt. „Um diese
war es auch, daß die Fürsten des neuen Rheinbundes nach P
kamen, ihrem neuen Schutzherrn zu huldigen und die Glückwün
zu den neuen Siegen darzubringen. An ihrer Spitze befand
der Fürst-Primas Freiherr v. Dalberg. Ich hatte ungefähr
Wochen nach dem Eintreffen dieses Fürsten eine Audienz bei Na
leon in St. Cloud. Im Vorsaale traf ich den Fürst-Primas,
gekommen war, sich vom Kaiser zu verabschieden. Er sprach
mir eben von dem ruhmvollen Ansehen des Bundes, von der D
barkeit seiner Glieder gegen den Kaiser Napoleon und von
hohen Bestimmungen, zu welchen das deutsche Vaterland berufen
als er die Einladung erhielt, in das Cabinet des Kaisers einzutre
Er blieb ungefähr acht bis zehn Minuten beim Kaiser, dann traf
die Reihe.

Napoleon entschuldigte sich, daß er mich so lange habe wa
lassen. Ich bemerkte, daß wenigstens mir die Zeit schnell vergan
sei, da die Audienz des Fürst-Primas mir nicht lange geschi
habe, zumal für eine Abschiedsaudienz. „Nun, was wollen S
sagte mir Napoleon lachend, „dieser Mann ist voll von leeren T
mereien. Er quält mich fortwährend, ich solle die Verfassung
dem, was er das deutsche Vaterland nennt, herstellen. Er will
Regensburg haben, seinen Reichs-Kammer-Gerichtshof sammt
Traditionen des alten deutschen Reiches. Er hat wieder von di
Albernheiten zu sprechen versucht, aber ich habe kurz abgeschnitt

Allmählich lassen die Memoiren indessen doch merken, daß
ternich nicht unter den Letzten gestanden habe, welche eine w

Verehrung für das Genie auf dem Throne gewonnen und dafür ihrerseits im Strahlenglanze der kaiserlichen Gnade standen. Ich sage das nicht, um in herkömmlicher Weise Steine zu werfen, sondern nur deshalb, weil man sich doch endlich klar werden muß und weil es für den spät schreibenden Metternich allzu charakteristisch ist, daß er sich bestrebt, seine Stimmung möglichst zu verbergen. Er findet seine Lage nur „sonderbar", daß er einen großen Monarchen vertrat, „dessen Reich der Last der Umstände unterlegen, aber bereit war, bei der ersten Gelegenheit sich wieder zu erheben"; „er ist von der Gefahr für sein Vaterland durchdrungen, und" — heißt es weiter — „ich begriff, daß meine Aufgabe sich in die Rolle eines ruhigen und so unparteiischen Zusehers zusammenfasse, als dies einem Manne von Herz in einer Epoche, wo die Welt eine sociale Umgestaltung durchmachte, möglich sein konnte. Nirgends war der Kampf der in Gährung begriffenen Elemente heftiger entbrannt, als in dem großen Lande, in dem ich wohnte. Außerhalb der Grenzen Frankreichs kannten die Regierungen noch keine andere Sorge, als den politischen Uebergriffen des Eroberer Widerstand zu leisten, der sich die kaiserliche Krone aufs Haupt gesetzt hatte. Der Kampf zwischen den verschiedenen Regierungssystemen bestand, im Grunde genommen, nur in Frankreich. Auf dem Gipfel der Macht durch die sociale Revolution angelangt, war Napoleon damit beschäftigt, den von ihm geschaffenen Thron durch monarchische Institutionen zu stützen. Die Umsturzparteien, welche es mit einem Manne zu thun hatten, der, gleich groß als Gesetzgeber wie als General, sein Land und den Geist seiner Nation besser kannte, als irgend einer seiner Vorgänger in der Leitung der Staatsgeschäfte Frankreichs, waren vor Allem darauf bedacht, aus dem Schiffbruch ihrer Werke zu retten, was sie vor den Eingriffen der kaiserlichen Gewalt in Sicherheit bringen zu können meinten — ohnmächtige Anstrengungen, die doch darum nicht minder merkwürdig zu beobachten waren."

Metternich freut sich, daß er nun mit allen Parteien in Frankreich auf leidlichem Fuße stand, aber doch mit Napoleon obenan. Er theilt mit ihm brüderlich den Haß gegen Lafayette und „andere Leute, welche noch vor Kurzem die Vollstrecker ruchloser Thaten waren". Er war gegen den Krieg von 1809 und gegen alle Angriffspolitik auf das kaiserliche Frankreich. Er wiegte sich in der

Hoffnung, daß man einer Zeit der angenehmsten Friedenszustände entgegengehen möchte, und war auch noch zu der Zeit, als er seine Erinnerungen aufzeichnete, deutlich von der Ueberzeugung getragen, daß das Frankreich von 1808 friedlich gesinnt war. Die Stelle über die Zustände in Frankreich während dieser Zeit ist äußerst merkwürdig: „Frankreich fühlte das Bedürfniß nach Ruhe, und dies Gefühl herrschte nicht blos in den Massen, es wurde von Napoleons Waffengenossen selbst getheilt. Diese Leute waren zum großen Theile aus den unteren Graden der Armee hervorgegangen und zum Gipfel der militärischen Ehren gelangt; sie waren mit der fremden Beute und durch die berechnete Großmuth des Kaisers reich ausgestattet worden und wünschten daher das, was sie erworben hatten, zu genießen. Napoleon hatte ihnen ein glänzendes Dasein bereitet. Der Fürst von Neufchatel (Berthier) hatte mehr als 1 200 000 Francs Rente zu verzehren; der Marschall Davoust hatte ein Vermögen gesammelt, das nahezu eine Million Einkünfte abwarf; Massena, Augereau und viele Andere verfügten über ähnliche Reichthümer. Diese Männer wollten ihr Vermögen genießen und es nicht täglich gerade wie ihr Leben durch die Wechselfälle des Krieges aufs Spiel gesetzt sehen. Gleich den Generalen hatten auch viele bürgerliche Existenzen sich zur Höhe großer Reichthümer erschwungen . . . . Mit einem Wort, der Geist Frankreichs war auf den Frieden gerichtet, und ein großer Fehler der europäischen Höfe zu jener Zeit war es, daß sie in ihrer politischen Action diese Thatsache nicht in Anschlag brachten. Napoleon hatte die Macht, aber zwischen dem von ihm befolgten System und der Stimmung des von ihm regierten großen Landes bestand ein Widerstreit, der von den Cabineten nicht erkannt wurde. Es wäre sehr vernünftig und nützlich gewesen, denselben nicht von ihren Berechnungen auszuschließen u. s. w."

Man sieht, nach Metternichs Wunsch war der Krieg vom Jahre 1809 nicht. Die Niederlagen dieses Feldzuges schienen für seinen Seherblick zu sprechen, und der Staatsminister Metternich vermochte mithin mit Leichtigkeit in die Bahnen einer nahen Freundschaft zwischen Oesterreich und Frankreich einzulenken.

Bevor ich jedoch den Charakter der Erzählungen Metternichs über seine Amtsführung zu bezeichnen unternehme, glaube ich noch

wörtlich das hervorheben zu sollen, was seine Aufzeichnungen über den Wiener Frieden enthalten:

„Ich machte am 14. October gegen Abend auf der Straße von Totis nach Wien einen Spaziergang, als ich Equipagen auf mich zukommen sah, die ich als die des Fürsten Johann Liechtenstein erkannte. Der Fürst ließ, als er mich bemerkt hatte, seinen Wagen halten, sprang heraus und sagte mir: „Ich bringe den Frieden, aber auch meinen Kopf mit; der Kaiser wird nach seinem Gutdünken über den einen wie den andern verfügen." Folgendes war in Wien geschehen: Napoleon hatte sich geweigert, über den Gegenstand, der den Fürsten Liechtenstein zu ihm geführt, in Besprechung einzugehen, und den Letzteren an den Herzog von Bassano gewiesen. Seinerseits erklärte dieser dem Feldmarschall, daß er, da er nicht Minister der auswärtigen Angelegenheiten sei, die Ankunft des Herrn v. Champagny abwarten müsse, den der Kaiser zum Unterhändler bestimmt habe. Fürst Liechtenstein verlor sich in Protesten, daß er mit keiner Unterhandlung beauftragt sei. Herzog von Bassano achtete nicht darauf. Sie werden mit Herrn v. Champagny die Sache besprechen, sagte er, und sich leicht mit einem Manne verständigen, der ebenso versöhnlichen Geistes als von der Willensmeinung des Kaisers unterrichtet ist. Auf die Bemerkung des Feldmarschalls, daß der Ort für die Friedensunterhandlungen in Altenburg sei, versetzte der Herzog von Bassano, der Kaiser, sein Herr, habe von dort seinen Bevollmächtigten abberufen, weil man nicht gleichzeitig an zwei Orten unterhandeln könne. Darauf erklärte Fürst Liechtenstein, daß er sofort Wien zu verlassen gedenke. „Das können Sie nicht," entgegnete ihm Herzog von Bassano, „der Kaiser würde dies als das Zeichen zum Bruch des Waffenstillstandes ansehen; Sie wären es, der, von Ihrer Armee entfernt, deren Schicksal compromittiren würde und so auch das Ihres Landes. Und was braucht es, um eine so erschreckliche Verantwortlichkeit von Ihnen ferne zu halten? Einen kurzen Aufschub, um zu erfahren, was Napoleon dem Kaiser, Ihrem Herrn, vorzuschlagen gedenkt!" In dieser Sackgasse festgerannt, entschloß sich Fürst Liechtenstein, zu bleiben."

Nach der Ankunft des Herrn v. Champagny begannen unter dem Namen von Vorbesprechungen Conferenzen, die in der Nacht vom 13. zum 14. October mit der Unterzeichnung eines Schriftstückes

ihren Abschluß fanden, welches der französische Minister als das zur Kenntniß des Kaisers von Oesterreich zu bringende Project des Friedensvertrages bezeichnet hatte. Nach der Unterzeichnung der Acte, welcher der Fürst Liechtenstein eben nur diese und keine andere Bedeutung beilegte, kehrte er um 5 Uhr Morgens nach Hause zurück; für 10 Uhr hatte er seine Postpferde bestellt, als er plötzlich mit Tagesanbruch Kanonenschüsse hörte und auf seine Anfrage, was dies Feuern bedeute, vernahm, es verkünde der Hauptstadt Oesterreichs die Unterzeichnung des Friedens. Er wollte auf der Stelle von Napoleon Rechenschaft über dieses Ereigniß fordern, dieser aber hatte soeben Schönbrunn mit seinem Gefolge verlassen. „Dies ist die nur in beschränktem Kreise bekannte Geschichte des Wiener Friedens vom 14. October 1809. Ein Friedensact voll unwürdiger Hinterlist, der jeder völkerrechtlichen Grundlage entbehrte."

Neu ist diese frisch und lebendig gehaltene Darstellung des Abschlusses des Wiener Friedens nicht, aber sie bestätigt, was aus dem Munde des Fürsten Metternich nicht zu unterschätzen ist, den Bericht, welchen Finkenstein von der Sache nach Berlin gesendet hatte und dem man bis jetzt keine allzu große Bedeutung beilegte.

Mit dem Momente, wo Metternich die Leitung der Staatsgeschäfte Oesterreichs übernahm, trat, wenn man seinen Aufzeichnungen Glauben schenken wollte, in seinem politischen Wesen eine überraschende Wendung ein. Gegen den Machthaber, dem er in Paris die unverkennbarsten Sympathien entgegentrug, zeigt er sich nun kalt und abwehrend. Einem Dramatiker würde die psychologische Motivirung des Charakters, wie er sich jetzt in seinen Memoiren darstellt, nicht zur Unehre gereichen. Wie er sich anschickt, die ersten Jahre seiner ministeriellen Regierung darzustellen, entdeckt er sich mit einem Male als den großen Träger der legitimen Principien; er empfindet sich als die treibende Kraft Europas gegen die revolutionäre Gewalt des napoleonischen Frankreich. Er erblickt sich im Spiegel seiner Memoiren und Erinnerungen mit der entrollten Fahne der Befreiungskriege, als das Haupt einer politischen Schule, welche zwar mit den stürmischen Bewegungen nationaler Massen nichts zu thun hat, aber in den maßgebenden Kreisen Europas die gesammten Fäden des Sturzes des Eroberers langsam, jedoch sicher verknüpft.

Man sollte es nicht für möglich halten, aber man liest es wirklich so. Zwanzig Jahre nach den Ereignissen hatte sich in dem schriftstellernden Metternich wirklich der Glaube festgesetzt, daß er es gewesen, der die Thatsachen vorbereitete, die zum Jahre 1815 führten. In Wahrheit ein merkwürdiges Beispiel von der Beweiskraft geschichtlicher Dinge, wie es auch den mächtigsten Menschen erwünscht, ja ein Bedürfniß erscheint, sich in schmeichelhaftem Einklang mit dem wirklichen und bleibenden Laufe der Welt zu glauben.

Es war für Metternich eine unmögliche Sache geworden, seine Aufzeichnungen unter einem anderen Gesichtspunkte zu fassen, als unter dem des thätigsten Antheils an dem Sturze Napoleons, und vielleicht nichts zeigt mehr als eben dies, wie wuchtig der Nationalgeist der Freiheitskriege Geschichte machte und schrieb.

Aber ich will meine Meinung rundweg sagen: der schriftstellernde Staatskanzler war in einer enormen Täuschung und hatte vollständig vergessen, was der amtirende Minister einst schrieb und rieth. Daß die neue Publication ein gewaltiges Material beibringt, welches auf demselben Papier sofort zu lesen gestattet, wie der Minister und der Geschichtschreiber Metternich im wildesten Widerspruch standen, darf man als eines der besten Verdienste der Herausgeber bezeichnen. Historische Treue und Unbefangenheit der gemachten Mittheilungen werden dadurch in ehrenwerthester Weise gekennzeichnet. Man vermag es zu greifen, wie sich die Dinge im Geiste des historisirenden Staatsmannes allmählig verschoben haben, wenn man die Denkschriften und Acten aus derselben Zeit der Freiheitskriege vergleicht. Erst stand es Metternich nur fest, daß er den hervorragendsten Antheil an der Neugestaltung Europas genommen; dann trat in seiner Erinnerung lebhaft hinzu, wie sehr er das gewaltsame Ende der Eroberungs-Politik vorausgesehen habe; hierauf meinte er selbst es gewesen zu sein, der dem imperatorischen Gebäude Frankreichs den Todesstoß gab; schließlich erschien ihm sein ganzes Staatsministerium nur unter dem Gesichtspunkte zu fassen, daß er sich die Aufgabe gestellt, Napoleon zu stürzen.

Eine kleine Schwäche Metternichs war es von jeher, daß er sich eine gewisse Sehergabe zuschrieb. In seinen Memoiren ist er immer darauf aus, zu zeigen, daß er die Dinge prophezeit habe. Liest man seine Depeschen, so sieht man, wie sehr er sich manchmal geirrt, und

ich bespreche nachher gerade einen der wichtigsten Fälle dieser Art; aber in den schriftstellerischen Aufzeichnungen rühmt er gerne, daß er die Dinge vorher wußte: „Daß Napoleon durch sein Gelüste nach bleibender Beherrschung des europäischen Continents die Schranken des Möglichen bereits überschritten habe, dies unterlag in meinen Augen keinem Zweifel; daß er und seine Unternehmungen den Folgen dieser Ueberstürzung nicht entgehen würden, sah ich voraus."

Diese prophetische Gabe seines Ministers verhinderte indessen den Kaiser Franz nicht, seine Tochter mit dem früher oder später verlorenen Manne von Frankreich zu verheirathen. Der Memoiren=schreiber hatte aber auch in diesem Falle zwanzig Jahre nach dem Ereignisse das Gefühl, als ob er selbst dieser Heirath gegenüber völlig objectiv zurückhaltend und an ihrem Zustandekommen höchst unschuldig gewesen wäre. Die Aufzeichnungen Metternichs behandeln den Gegen=stand als ausschließliche Angelegenheit des Kaisers: „Eure Majestät," habe er zu diesem gesagt, „finden sich hiermit in einer Lage, in welcher der Herrscher und der Vater allein Ja oder Nein sagen können." In dem Hauptberichte aber, welchen Metternich über seine Mission nach Paris im Jahre 1810 abstattete, liest man Folgendes: „Auf diese für mich erwiesenen Wahrheiten gründet sich meine Ueber=zeugung, daß der österreichische Staatenverband ohne die Familien=verbindung mit Frankreich dem im Jahre 1811 spätestens auf ihn unvermeidlich wirkenden Andrange nicht widerstanden hätte, wenn wir selbst den heutigen Tag erlebt hätten." Und man sieht also deutlich genug, daß der Staatsminister von damals sehr glücklich darüber war, daß der gewaltige Imperator der Schwiegersohn des Kaisers Franz geworden und „die den Nachkommen ewig unvergeßliche Tochter und Enkelin so vieler Kaiser ihrem Vaterlande das größte Opfer brachte".

Ich muß mich begnügen, an diesem Orte die Beziehungen familiärer Art zu streifen, welche zwischen Oesterreich und dem im=peratorischen Frankreich geknüpft worden waren, obwol so manches persönlich reizende und anekdotenhafte Material sich an verschiedenen Orten der Publication zerstreut findet. Vor Allem darf man bei dieser Gelegenheit auch auf die Anmerkungen verweisen, in denen aus den verschiedensten Papieren oft mit glücklichem Griffe allerlei merkwürdige Dinge geschickt zusammengestellt wurden. Aber man

wird begieriger sein, von Metternichs Verhalten in der großen Politik zu hören, welche sich seit dem Jahre 1811 vorbereitete.

Bekanntlich ist es ein Verdienst von Herrn Wilhelm Oncken, daß er Metternichs Wirken in den fundamentalen europäischen Fragen der Befreiungs-Epoche in eine ruhige und leidenschaftslose Betrachtung zu leiten suchte. Ich muß nun zu den Forschungen Onckens Stellung nehmen. Vielleicht sind dieselben auch aus einer Art von Ueberdruß an der moralisirenden Weise der Behandlung dieser Dinge entstanden — eine Stimmung, die ich sehr wol begreife. Auffallend ist nur, daß diese Objectivität nirgends so weit geht, um der vollen Wahrheit rücksichtslos ins Auge zu schauen, und daß man die in den Befreiungskriegen in Deutschland herrschende Stimmung immer wieder als das Maß der Dinge hinstellt, welches dem Historiker zwar in seiner vollen Wichtigkeit verständlich sein soll, aber nicht zu einem Scheuleder seiner gesammten Betrachtungen und Beurtheilungen werden darf. So war der einzige Versuch, welcher in neuester Zeit gemacht wurde, um Metternich in günstigerem Lichte darzustellen als bisher, von dem Bestreben getragen, dem österreichischen Staatskanzler eine möglichst offensive Haltung gegen den Unterdrücker Europas zuzuschreiben und für ihn einige Initiative zu retten, die man in keiner Weise bisher bemerkte. Herr Oncken steht in seinem neuen Buche also genau auf demselben Standpunkte, auf welchem 20 bis 30 Jahre nach den Ereignissen der Staatskanzler selbst sich befand, nämlich in der Einbildung, daß er die treibendsten Motive gegen Napoleon auf die Bahn gebracht habe. Nur schade, daß sich gleich zeigen wird, wie sehr das Gegentheil der Fall war, und wie außerordentlich gut es gewesen wäre, wenn Herr Oncken seine Ansichten erst jetzt festgestellt hätte, anstatt sich mit den wenigen Brocken zu begnügen, welche ihm vor der Zeit von der Tafel des Fürsten Metternich zugefallen waren.

Es war bekanntlich im Jahre 1811, als sich der russisch-französische Krieg vorbereitete. Oncken ist der Meinung, Fürst Schwarzenberg in Paris wäre unter den maßgebenden Männern des Staates und der Armee der Einzige gewesen, der damals ein Bündniß mit Frankreich wirklich wünschte; er hält sich nach preußischen Gesandtschafts-Depeschen für versichert, daß Metternich auf nichts Anderes gesonnen habe, als den Kaiser der Franzosen zu stürzen. Eine Reihe

von Denkschriften, welche Metternich dem Kaiser Franz seit 1809 vorgelegt habe, hätten alle dahin gezielt, Oesterreich von den Umarmungen Frankreichs zu befreien. Diese Dinge soll man in Preußen wirklich geglaubt haben, und Hardenberg läßt sich von seinem Gesandten versichern, daß er die Denkschriften gelesen hätte, die ihm von Metternich vorgelegt wurden. Was soll man dazu sagen, daß sich die schönste kritische Erörterung so täuschen kann. Allerdings steht in den Denkschriften, auf welche hier angespielt ist, dergleichen, wie daß man Oesterreich wieder unabhängig machen müsse, daß die Gewaltherrschaft des Franzosen unerträglich sei, daß die legitime Monarchie schmachvoll leide; ja es heißt wirklich in dem Hauptberichte Metternichs an den Kaiser Franz über die Ergebnisse der Pariser Mission: „Jede Vereinigung der österreichischen Streitkräfte mit jenen einer Macht, deren ausschließliche Absicht die Zerstörung der bisherigen Ordnung der Dinge ist und deren Endpläne auf Alleinherrschaft zielen, wäre Krieg gegen heilige, unwandelbare Grundsätze und also gegen Oesterreichs directestes Interesse geführt. Das charakteristisch Eigene der Lage Oesterreichs ist die moralische Höhe, von welcher die widrigsten Ereignisse es nicht zu stürzen vermochten. Eure Majestät sind der Centralpunkt, der eigentliche noch einzig übrige Repräsentant einer alten, auf ewiges unwandelbares Recht gebauten Ordnung der Dinge. Aller Augen sind auf Allerhöchstdieselben gerichtet, und in dieser Rolle liegt, was durch nichts zu ersetzen ist."

Hochtönende Reflexionen dieser Art haben aber in der praktischen Politik gewöhnlich ihre Kehrseite. Wenn es sich darum handelt, Rathschläge in Betreff der augenblicklichen Situation zu geben, so wird der Staatsmann wie der Kaufmann gewöhnlich weniger in der Lage sein, die Principien-Fragen, als vielmehr das Einmaleins in Anwendung zu bringen. So zeichnen sich denn auch wirklich alle Vorträge Metternichs an den Kaiser Franz von 1810, 1811 und 1812 in ihrer ersten Hälfte durch eine Fülle von schönen Betrachtungen aus, gehen aber in der zweiten Hälfte zu der nüchternen Erwägung über, daß das Beste für Oesterreich sei, im Schatten des großen und unüberwindlichen Kaisers der Franzosen und österreichischen Eidams ruhig zu warten — und nach Möglichkeit zu gewinnen. In Preußen hatte man offenbar nur von der Einen Seite der Me-

daille Kenntniß erhalten, und Herr Wilhelm Oncken hat auch nicht daran gedacht, daß dieselbe umgedreht werden könnte.

Wie stellte sich nun aber Metternich selbst in seinen Aufzeichnungen zu dem wirklichen Hergang der Dinge? Nachdem er seine Gespräche mit Napoleon zur Zeit der Pariser Mission im Jahre 1810 in ziemlicher Uebereinstimmung mit seinen gleichzeitigen Berichten geschildert hat, faßt er sich etwas kurz mit der Bemerkung: „Ich verließ St. Cloud mit dem Bewußtsein, hinlängliches Licht geschöpft zu haben. Der Zweck meines Aufenthalts in Paris war erreicht. Ich nahm meine Abschieds-Audienz und kehrte nach Wien zurück, wo ich in der ersten Hälfte Octobers eintraf." Was weiter bemerkt wird, ist sehr dürftig; es ist, wie wenn Metternichs Erinnerungen für das, was im Punkte der äußeren Politik im Jahre 1811 wirklich geschehen war, in einen tiefen Brunnen gefallen wären. Er weiß sich nur zu entsinnen, wie sich seine Prophetengabe wieder einmal glänzend bewährte, da er den Krieg mit Rußland genau auf das Jahr 1812 vorhergesagt hätte. Im Uebrigen werden wir über das Verhältniß Oesterreichs zu Preußen vor dem Ausbruche dieses Krieges mit einer verbindlichen Phrase für die preußische Regierung und der Versicherung der tiefen Freundschaft zwischen Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm III. abgefertigt. Von der Stellung und dem Verhalten Metternichs zu Rußland und dem Kaiser Alexander erfährt man gar nichts, obwol doch aus den Gesprächen mit Napoleon das „hinlängliche Licht geschöpft wurde", daß es sich um nichts Geringeres als um eine ausgiebige Restauration von Polen in dem Streite mit Rußland handeln würde, welche für Oesterreich von recht eingreifender Natur werden mußte. Einige Bemerkungen über die inneren Verhältnisse Oesterreichs, über seine Verfassungseinrichtungen und deren Schwierigkeiten müssen für eine Erzählung der auswärtigen Verwicklungen entschädigen, denn „auf dem politischen Felde verlief das Jahr 1811, wie ich es vorhergesehen hatte". Im Frühjahr 1812 fand die Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser Franz in Dresden statt; Metternich erzählt, daß die tägliche Berührung, in welcher er mit Napoleon stand, wie eine Fortsetzung des Verkehrs mit ihm zur Zeit seiner Botschaft in Paris und seines Aufenthaltes daselbst im Jahre 1810 gewesen wäre; dennoch aber fügt er merkwürdigerweise hinzu: „Stundenlange Gespräche fanden zwischen uns statt,

aber nur selten war von Politik die Rede" — gewiß eine merkwürdige Erscheinung in einem Augenblicke, „wo die letzten Einleitungen für den Feldzug gegen Rußland" getroffen wurden.

Kann man von dieser ganzen Haltung der Metternich'schen Aufzeichnungen in diesen entscheidenden Jahren nichts Anderes sagen, als daß sie die Gedächtnißtreue des Fürsten bedenklich erscheinen lassen, so braucht man nicht lange zu lesen, um zu einer offenbaren Selbsttäuschung des Memoirenschriftstellers zu kommen: „Der Feldzug von 1812 war von Folgen begleitet, welche ich bereits vor dessen Beginn nicht allein als mögliche, sondern wegen der wesentlich irrthümlichen Ansichten Napoleons als die wahrscheinlichsten erkannt hatte." Aber das gerade Gegentheil davon ist wahr, denn Niemand hat den völligen Untergang Rußlands und die gleichzeitige Zerstörung Preußens während des ganzen Jahres 1811 so fleißig prophezeit, als Metternich, und Niemand war mehr überzeugt als er, daß das Unternehmen Napoleons zu einem neuen Triumphe des Unwiderstehlichen führen werde, mit dem man sich beizeiten abzufinden haben wird.

Ich will nicht länger zögern, von dem schriftstellernden Metternich an den amtsführenden Staatskanzler zu appelliren. Was man in den jetzt vorliegenden Schriften des Letzteren findet, übersteigt alles, was man bisher für möglich gehalten hat, und ist geeignet, unserer neuen Publication einen unvergänglichen Platz unter den Geschichtsquellen dieser Zeit zu sichern, denn man liest das Erstaunlichste in den schon früher erwähnten und begehrten Denkschriften Metternichs an den Kaiser Franz vom Jahre 1811.

Schon im October 1810 erstattete Metternich einen Vortrag an den Kaiser in Folge der von Schuwalow angeregten Allianzvorschläge, worin auf das bestimmteste jede Verbindung mit Rußland abgelehnt wurde. Indem der Kanzler bemerkt: „Ich glaube, allergnädigster Herr, durch gegenwärtigen unterthänigsten Vortrag keinen Zweifel zu lassen, daß die ganze angetragene Negociation nur auf die Sicherstellung Rußlands abzielt", bittet er den Kaiser, „den Allianzantrag unter den Vorwänden, welche ich bereits heute benützte, ferner eludiren" zu dürfen.

Im Jahre 1811 war man nun schon sehr entschieden in die Bahn einer Verbindung Oesterreichs mit Frankreich gegen Rußland

gedrängt worden, und es stand fest, daß man sich in dem bevorstehenden Kampfe möglichst viele Vortheile sichern müsse. Ein eigenthümliches System von Neutralität wurde zu diesem Zwecke erfunden, welches ohne größere Anstrengung bei dem vorausgesetzten Untergange von Rußland die Herstellung der alten Monarchie des Kaisers Franz ermöglichen sollte. Alles kam hierbei darauf an, für die Abtretung Galiziens an das von Napoleon wieder zu errichtende Königreich Polen eine möglichst große Compensation zu erzielen. Neutralität und Compensation waren die Angelpunkte der Metternich'schen Politik im Jahre 1811. Aber nicht Rußland sollte die Compensationsobjecte darbieten, sondern Napoleon bot die Rückgabe der im Wiener Frieden gewonnenen Provinzen an Oesterreich selbst an. So weit wäre Alles in den Grenzen des Natürlichen und Erwarteten gewesen, aber anders noch sollte sich die Zukunft von Mittel-Europa dadurch gestalten, daß Metternich in einem Anfalle seiner Lust an Prophezeiungen auch den völligen Untergang von Preußen in die Berechnung zog.

„Ist der Krieg Eurer Majestät Bemühungen ungeachtet unvermeidlich, sind wir so glücklich, die Epoche seines Ausbruches ohne besonderen Andrang von Seite Frankreichs zu erreichen, so benützen Eure Majestät den nächsten zweckmäßigen Augenblick, um in Unterhandlungen über die Cession eines nach militairischen und finanziellen Rücksichten zu bemessenden Theiles von Galizien gegen eine Compensation zu treten. Als Compensationsgegenstand trägt Napoleon das ganze gegenwärtige Illyrien an. Wünschenswerth schiene mir: Illyrien mit Einschluß von Dalmatien, der Quarnero-Inseln, des venetianischen Istrien bis an die Isonzo-Grenze; Oberösterreich, wenigstens der abgetretene Theil des Hausruckviertels, und womöglich die ehemalige Inngrenze; ein Theil von Schlesien, diese Compensation jedoch nur bedingungsweise und im Falle der Zerstücklung Preußens, eine meines Erachtens unausbleibliche Folge des nächsten Krieges."

Man traut seinen Augen kaum; während die preußischen Minister in dem süßen Wahne leben, Metternich brenne vor Begierde, dem Imperator den Krieg zu machen, hofft dieser auf „einen Theil von Schlesien". Und nicht in vorübergehender Stimmung ist diese unglaubliche Täuschung geboren worden. Noch am 28. November 1811 sagt Metternich in einem neuen Vortrag an den Kaiser: „Preußen

befindet sich in der hoffnungslosen Lage, in jeder zu ergreifenden Partei seine nur zu wahrscheinliche Auflösung besorgen zu müssen." Was der österreichische Minister von dieser Eventualität erwartet, läßt sich nun mit Einem Worte sagen: „Schlesien". Ja selbst die dem Kaiser Napoleon zugesagte Mobilisirung eines Armeecorps in Galizien ist mit dem Hintergedanken erfolgt, Schlesien wieder zu gewinnen: Fürst Schwarzenberg erhält den Auftrag, „dem französischen Kaiser den Entschluß Eurer Majestät bekannt zu machen, sich zur Mobilisirung eines Armeecorps herbeilassen zu wollen, wenn: a) Napoleon beweist, daß aus dem Kriege im Falle einer für Frankreichs Waffen glücklichen Beendigung desselben ein reeller Nutzen entstehen würde, und Oesterreich nicht allein Ersatz für seine Kriegskosten erhalten, sondern auch seine geographische und also seine commerzielle und administrative Lage wesentlich verbessern würde; wenn b) der französische Kaiser Oesterreich in dieser Hinsicht Aussichten auf Schlesien, die illyrischen Provinzen und die Inngrenze mit Inbegriff Salzburgs eröffnet."

Man sieht leicht, daß die Actenstücke des Jahres 1811 und die memoirenhafte Erzählung Metternichs nicht in der allerbesten Uebereinstimmung stehen. Wenn man ferner neuestens versucht hat, auf Grund der Kenntniß von halben Berichten, halben Actenstücken die Haltung Metternichs schon vor dem russischen Feldzuge als eine der französischen Gewaltherrschaft möglichst ungünstige darzustellen, so muß man heute sagen, eine Ansicht dieser Art fällt wie ein Kartenhaus zusammen. Nein! Nichts Geringeres war Metternichs Meinung, als daß es Oesterreich gelingen werde, den alten Schaden — Schlesien — mit Hilfe des Imperators gutzumachen. Muß man hierbei sich nicht an Metternichs Beobachtung der periodischen Wiederkehr gewisser fixer Ideen im Charakter des Kaisers Alexander erinnern? Fürwahr, in der österreichischen Politik gab es ein Jahrhundert hindurch auch eine Periodicität, von welcher Metternich selbst trotz seiner von sich geglaubten prophetischen Begabung nicht frei gewesen ist — und diese Periodicität heißt Schlesien. Daß es noch im Jahre 1811 eine Rolle gespielt hat, ist eine der größten Ueberraschungen, welche Metternichs nachgelassene Papiere bereiten werden.

Die Zeit von 1813 bis 1815 lebt im Gedächtnisse der europäischen Menschheit unter dem Namen der Freiheitskriege. Man hat zuweilen gegen diesen Titel geeifert und bemerkt, daß er sich durch eine Verkennung und Verschiebung des wahren Gehaltes dieser Epoche eingebürgert hätte. Die großen Tage von 1813 wurden der Staatenbefreiung, nicht der Freiheit gewidmet, und von Befreiungskriegen zu reden, wäre auch damals Gebrauch im Lager Jener gewesen, die für die große Sache gearbeitet, gekämpft und gestorben seien. Metternich spricht um das Jahr 1829, wo er die merkwürdigen Ereignisse von 1813 und 1814 zu beschreiben versucht, weder vom Freiheits- noch vom Befreiungskriege, ihm ist es ein Werk „zur Geschichte der Allianzen". Der nüchterne Staatsmann macht sich im Gebrauche seiner Schlagworte geltend, der Schriftsteller folgt dem Zuge und der Richtung der allgemeinen Ideen. Beide Eigenthümlichkeiten treten in dem hervor, was Metternich über die Befreiungskriege erzählt. Eine ansehnliche Einleitung ist seinem Opusculum vorausgeschickt, welche schließen läßt, daß er es auf etwas Großes abgesehen hatte. Wie der Titel des Büchleins, so verheißen die einleitenden Worte mehr eine Enthüllung der feineren Fäden des großen Dramas, als eine ergreifende Geschichte. Aber im Laufe der wirklichen Darstellung fällt plötzlich der Mantel des Staatsmannes, und der rein menschliche Wunsch, sich im besten Lichte zu zeigen, beherrscht die Feder des Schriftstellers nicht ohne den oratorischen Anflug des Vertheidigers im weltgeschichtlichen Processe.

Man erwartet Aufklärungen für das aller Welt bekannte zaudernde Verhalten des österreichischen Ministers vor und nach den Tagen von Leipzig, man meint nun erfahren zu sollen, welche tiefliegende Gründe sich dem Drängen der Völker und ihrer volksthümlichen Heere hindernd entgegengestellt, aber von dergleichen hört man nichts. Denn die Darstellung Metternichs behauptet nichts Anderes, als daß man ihm Unrecht gethan, und daß ihm nichts ferner, als Zurückhaltung und Zaudern gelegen hätte; er selbst wäre es ja gewesen, der die Völker hin nach der Capitale des Imperatorenreiches geführt. In seiner Erinnerung ist er an die Spitze der großen Bewegung gestellt, die er im festen Strombette hält, damit sie sich desto sicherer nach Frankreich hinein, nach Paris zu ergießen vermag.

Ist es nicht psychologisch vom höchsten Interesse, daß so der

alternde Fürst das Bedürfniß empfand, in den Geschichtsbüchern der späteren Zeit den Enkeln und Enkelkindern als ein populärer Held zu erscheinen? „Es erübrigt uns", heißt es am Schlusse der Einleitung, „so ungern wir es auch thun, noch ein Wort über uns selbst zu sagen. Die Rolle, die wir persönlich in den Ereignissen unserer Zeit zu spielen hatten, ist uns nicht durch eigene Wahl zugefallen, sondern einzig durch das Gefühl unserer Pflichten auferlegt worden. Frei von jedem andern Ehrgeiz als dem, nach bestem Gewissen den Aufgaben zu entsprechen, die eine Vereinigung von Umständen sondergleichen schon bei Beginn unseres Ministeriums auf unserem Haupte angehäuft hatte, haben wir uns niemals von dem Wege entfernt, der uns durch das gute Recht vorgezeichnet schien. Unberührt von den Verirrungen unserer Zeit, haben wir die Befriedigung gehabt, in einer Epoche voll von Gefahren der Sache des Friedens und der Wohlfahrt der Nationen zu dienen. . . . Unser Name hat eine stehende Bedeutung in den Berichten und den Schmähschriften unserer Epoche erlangt; wir haben in diesen Schilderungen uns nicht wiedererkennen können. An der Nachwelt ist es, uns nach unseren Thaten zu richten. . . . Zur Stunde, wo wir diese Zeilen schreiben, ist der Geschichtschreiber für die unzähligen Ereignisse aus den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht geboren."

Wenn Metternich jedoch weiters bemerkt, daß er diesem künftigen Geschichtschreiber nur Materialien und Anhaltspunkte geben wolle, so ist doch nicht zu verkennen, daß er es auch an Urtheilen über Menschen und Sachen nicht fehlen ließ. Den Ruhm der großen Initiative meint er gleich zum Beginn seiner Schrift seinem Herrn und Gebieter wahren zu sollen. „Wenige Monarchen", versichert uns Metternich, „haben jemals ihrem Thron mehr Ehre gemacht, als Kaiser Franz. Seine Völker haben seinen Werth als Mensch erkannt. Ein wahrer Vater seiner Unterthanen, alle Tugenden des Privatmannes in sich vereinigend, war er von vielen seiner Zeitgenossen in Beziehung auf seine ausgezeichneten Eigenschaften als Souverain nicht gebührend gewürdigt. Rein von Sitten, einfach in seinem Benehmen, jeder Art von Prunk abhold und selbst jene Vornehmheit verschmähend, welche immer die Menge besticht und oft die Fürsten scheinen läßt, was sie nicht sind, in allen Dingen nur die

Wahrheit liebend und suchend, unerschütterlich in seinen Grundsätzen und immer gerade in seinem Urtheil, konnte dieser Monarch in den Augen seiner Zeitgenossen doch oft eine untergeordnete Rolle zu spielen scheinen, gerade dort, wo die außerordentlichen Erfolge nur seiner Entschlossenheit, seinem festen Willen und seinen Tugenden zu verdanken waren. Die Materialien, die wir der unbefangenen Nachwelt übergeben, werden diesen Ausspruch nicht Lügen strafen."

So schildert Metternich den Kaiser Franz! Auch mit den sonstigen Charakteristiken Metternichs steht es so, daß sie zwar an schriftstellerischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen und in dieser Beziehung ein ungemeines Interesse erregen, aber Material für den „ungeborenen" Geschichtschreiber bieten sie wahrlich nicht. Was soll man dazu sagen, wenn man von Lord Castlereagh liest, daß er nicht nur „ein redlicher", sondern auch, was gewiß überraschend klingt, ein „aufgeklärter" Mann gewesen sei. „Sein gerader Sinn, jeder Art von Voreingenommenheit und Vorurtheil fremd, ebenso gerecht als wohlwollend, ließen ihn sofort die Wahrheit in den Dingen erkennen." Und wie der schriftstellernde Fürst zu loben, so weiß er auch herzhaft zu tadeln: „Der Kaiser von Rußland, in revolutionären Ideen befangen, umgeben und berathen von Männern wie Laharpe, Stein, Jomini, trug sich mit Plänen, welche die Welt ins Verderben geführt hätten." Wie schlimm geht es erst den Vertretern der deutschen Volkssache, den Arndt und Scharnhorst. Die ganze preußische Armee erscheint als eine höchst bedenkliche Institution. Ueber Metternichs Verhältniß zu Stein enthalten die Aufzeichnungen so viel Ungünstiges, daß die Herausgeber in den Anmerkungen einen Dämpfer zu setzen sich genöthigt sahen und den Nachweis zu führen suchten, wie Fürst Metternich in einem Briefe an Gagern vom Jahre 1833 über den Freiherrn v. Stein nicht nur in versöhnlicher, sondern auch in liebenswürdiger Stimmung zu schreiben vermochte. Und man wird den Herausgebern zugestehen müssen, daß ein anderer Brief Steins an Metternich, aus Anlaß der Memoiren Bouriennes geschrieben, deutlich zeigt, wie ferne von persönlichem Uebelwollen und wie sehr principieller Art des Fürsten Abneigung gegen Steins Pläne und Ideen war.

Ich spreche von diesen Dingen hier nur in der Absicht, um Metternichs Werkchen zu charakterisiren. Er nennt es eine Materialien=

Sammlung, es ist aber eine mit allem Selbstgefühl des handelnden Ministers ausgestattete Rechtfertigungsschrift, welche sich rücksichtslos über Jene verbreitet, die andere Wege gewandelt oder wandeln wollten. Es ist eine Abwehr gegen seine Verkleinerer und Feinde, es ist aber auch eine Apologie seiner Verdienste um den Sturz des französischen Eroberers.

Wie sucht Metternich diese zu beweisen?

Nicht ohne Absicht und Geschicklichkeit nimmt die Darstellung ihren Ausgangspunkt von der unglücklichen Schlacht von Bautzen, um es möglich zu machen, sich sofort als den Retter der Coalition gegen Frankreich einzuführen. Mit einem gewissen Behagen weiß Metternich zu berichten, daß in der russischen Armee die größte Demoralisation herrschte; daß sie nur Einen Wunsch hegte, sich hinter die Grenzen zurückzuziehen; daß der Kaiser Alexander zwar entschlossen war, den Krieg fortzusetzen, daß aber die Stimme der Armee schließlich über seine Intentionen den Sieg davontragen konnte. In dieser europäischen Nothlage tritt Metternich in seinem Opusculum sofort als der gewaltige Held auf, ohne den alle Versuche der Befreiung Europas fruchtlos bleiben mußten. Es beginnt die Zeit der österreichischen Vermittlung; daß dieselbe sehr dilatorischer Natur war und Napoleon Zeit ließ, sich zu sammeln und zu stärken, kommt natürlich nicht in Rechnung, und statt des bündigen Beweises, daß ein entschlossenes Eingreifen Oesterreichs gegen Napoleon nicht möglich gewesen sei, ergeht sich der schriftstellernde Staatskanzler in Recriminationen gegen den Kaiser Alexander. „Kaiser Alexander, der in dem Benehmen Anderer keine Nuancen (!) zuließ, weil er solche zu jener Zeit für sein eigenes politisches Vorgehen, das immer zwischen den entgegengesetzten Extremen hin und her schwankte, noch nicht kannte, hatte mich im Verdachte (!), daß ich mich ganz auf die Seite Frankreichs geschlagen habe und schwere Vorurtheile gegen Rußland hege." Hierauf gelingt es aber dem überlegenen Geiste Metternichs, den Kaiser Alexander in Opocno „zu beruhigen", und die Dinge werden in militairischer und diplomatischer Beziehung so eingerichtet, „daß die Blicke Europas nur mehr auf Oesterreich gewendet waren".

Es folgt nun in den Memoiren eine längere Aufzeichnung über Metternichs Verhandlungen mit Napoleon, welche voll dramatischen

Lebens ist und von einer schriftstellerischen Geschicklichkeit ohnegleichen zeugt. In der dialogisch mitgetheilten Unterredung Napoleons und Metternichs zu Dresden fehlt nichts, was geeignet sein konnte, den österreichischen Staatsmann in das beste Licht zu setzen, und er versteigt sich auf der Höhe der Discussion zu dem Ausrufe: „Sie vergessen, Sire, daß Sie zu einem Deutschen sprechen", worauf Napoleon geantwortet haben soll: „So habe ich denn einen recht dummen Streich gemacht, eine Erzherzogin von Oesterreich zu heirathen." Auch die Anekdote von dem Hute, welchen Napoleon in der Hitze des Gespräches auf die Erde geworfen und den Metternich unbewegt liegen ließ, bis sich der Eroberer bequemte, ihn selbst aufzuheben, ist genau, wie die Bewunderer Metternichs dieselbe von jeher verbreitet haben, dramatisch benutzt, und wenn man sich dem allgemeinen Eindrucke, den Metternichs ausgezeichnete Darstellung hervorbringt, kritiklos überläßt, so scheidet man mit einem Gefühle höchster Bewunderung vor dem tapferen Unterhändler Oesterreichs. Als derselbe, von dem Marschall Berthier begleitet, die Treppe hinabging, will er sich wieder einmal eines prophetischen Moments erinnern, indem er zu dem Franzosen über Napoleon gesagt haben soll: „Mit dem Manne ist's aus."

Die Aufzeichnung ist übrigens schon im Jahre 1820 von Metternich aus dem Gedächtniß niedergeschrieben und nachher in dem Werkchen von 1829, wie es scheint, nur wiederholt worden. Trotzdem wird der Geschichtsforscher seine Neugierde über den materiellen Bestand der Dresdener Unterredung nicht wesentlich befriedigt finden; denn das, was eigentlich Metternich von Napoleon thatsächlich erwartete und worüber sich der Letztere so sehr ereiferte, geht über sehr allgemeine Andeutungen nicht hinaus. Waren die Abtretungen, welche Oesterreich von Frankreich verlangte, etwa in jenem Geiste gestellt, welchen die schon früher erwähnten Denkschriften vom Jahre 1811 athmeten? Hatte der österreichische Minister nur seine Angelegenheiten ins Treffen geführt, oder hatte er auch die Geschäfte der Coalition Preußens und Rußlands besorgt? Hierüber findet man jedenfalls keine Bekenntnisse und Aufklärungen in Metternichs Memoiren, sei es, daß er sich der materiellen Frage der Friedensverhandlung nicht mehr entsann, sei es, daß er darüber zu schweigen für gut fand. Jedenfalls stimmt man ihm gerne bei, wenn er in dem Tadel, den er bei dieser Gelegenheit über den verstockten Eigen=

sinn von Napoleons Minister, dem Herzog von Bassano, ausgießt, hinzufügt: „Diesem verdankte die Welt zum großen Theile ihre Rettung“, fürwahr ein unwillkürliches Zeugniß dafür, daß die materiellen Forderungen Metternichs bei den Dresdener Gesprächen wol recht bescheiden gewesen sein mögen.

Diese Bescheidenheit zeigte sich nach allen bisher bekannten Berichten über die Befreiungskriege auch in allen folgenden Unterhandlungen Metternichs. Das was die Welt nicht anders weiß und glaubt, ist, daß der österreichische Diplomat nicht allein die Vorsicht, sondern auch die Genügsamkeit in Erlangung von Vortheilen, Siegen und Resultaten des großen Krieges von Leipzig bis Paris auf seine Fahne geschrieben hatte. Freilich, Metternich selbst hat seine Aufzeichnungen nicht gemacht, um diese Meinung aufrecht bestehen zu lassen. Er sündigt aber doch recht oft dabei auf die Flüchtigkeit seiner Leser. Sollte man es für möglich halten, daß er die Lahmheit seiner Proclamation an die Franzosen beim Einmarsche in Frankreich aus seiner überlegenen „Kenntniß des Volkes“ erklärt, daß er für das abscheuliche Zugeständniß der „natürlichen Grenzen“ Frankreichs die Ausrede gebraucht, Napoleon würde doch nicht im Stande gewesen sein, darauf einzugehen?

Hier wie überall folgt die Darstellung Metternichs dem populären Zuge der Zeit, welche wollte, daß die ungeheuren Anstrengungen der Völker zu einem vollen und ganzen Resultate führen sollten. Er sträubt sich gegen den Gedanken, daß er zu den Halben und Schwachen gehört hätte, welche die persönliche Leidenschaft des Kaisers Alexander und die allgemeine Erhebung des deutschen Volkes nicht getheilt und nur widerwillig ertragen hätten. Wie sich von selbst versteht, trat dieser Gegensatz der Ansichten unter den Verbündeten in jener Zeit am schärfsten hervor, wo der Völkerkampf des Jahrhunderts in den ersten Monaten des Jahres 1814 auf dem französischen Boden immer mehr zum völligen Abschluß drängte. Wenn es in der Geschichtschreibung nun festzustehen schien, daß das österreichische Cabinet, seiner besonderen Lage entsprechend, die napoleonische Dynastie, wenn irgend möglich, zu retten gesucht habe, so hätte man erwarten können, daß die Gründe für dieses Verhalten bloßgelegt werden würden, allein was man bisher geglaubt, erklären die Aufzeichnungen Metternichs rundweg als Erdichtungen. Man

wird davon Act nehmen müssen, daß sich Metternich in seinen sogenannten Memoiren zu keinerlei Handlung und zu keinem Gedanken bekannt hat, welcher nicht darauf gerichtet gewesen wäre, die Herrschaft der Napoleoniden auszulöschen und den legitimen König von Frankreich wieder einzusetzen.

Als es sich in den Verhandlungen der Alliirten um die Bestimmung der neuen Ordnung in Frankreich handelte, brachte bekanntlich Kaiser Alexander den merkwürdigen Plan auf die Bahn, daß man die Nation über ihr künftiges Schicksal befragen und selbst entscheiden lassen müsse. Daß Metternich, sowie sein Kaiser Franz gegen eine solche Appellation an den Volkswillen mit aller Kraft sich stemmten, wird man den Memoiren Metternichs gerne glauben. Aber Metternich erzählt noch mehr. Er will schon in Langres kein geringeres Wort ausgesprochen haben, als: „Der legitime König ist da." In einer Unterredung mit dem Kaiser Alexander habe er schon im Januar 1814 die Meinung des Kaisers Franz dahin präcisirt: „Die Macht Napoleons ist gebrochen, und sie wird sich nicht mehr erheben. Das ist das Loos der factischen Gewalten, wenn es zu einer Krisis kommt. Am Tage des Sturzes des Kaiserreiches sind nur die Bourbons da, um von ihrem unverjährbaren Rechte wieder Besitz zu ergreifen. Niemals wird der Kaiser Franz eine andere Herrschaft unterstützen."

Und weiters wendet sich der Memoirenschreiber sehr heftig gegen die, welche Oesterreichs Absichten verkannt hätten: „Ich würde diesem Zwischenfalle keine so ausführliche Besprechung gewidmet haben, wenn nicht unwissende oder durch Parteigeist irregeleitete Geschichtschreiber dem Kaiser Franz und seinem Cabinete in der so wichtigen, die innere Gestaltung Frankreichs betreffenden Frage Ansichten und Absichten angedichtet hätten, welche jedes Grundes entbehrten und die Haltung Oesterreichs und seiner Verbündeten in einem der Wahrheit ganz entgegengesetzten Lichte erscheinen lassen. Der Sinn, in welchem Oesterreich vorging, war wohl überlegt, allen Gelüsten und sanguinischen Gefühlen völlig fremd und ausschließlich dem Zwecke der großen Aufgabe der Erreichung und möglichsten Sicherung eines auf soliden Grundlagen beruhenden Friedensstandes des europäischen Continents zugewendet. In dieser Richtung dachte und handelte das Cabinet in seinem politischen Gange, wie in Bezug auf die Operationen des Krieges."

Der Umstand, daß die Aufzeichnungen Metternichs eigentlich schon an diesem Orte anfangen, sehr dürftig und gelegentlich zu werden, gestattet übrigens dem Leser nicht, einen tieferen Blick in den Plan des österreichischen Cabinets zu gewinnen, welcher nach Metternichs Behauptung für die Wiederherstellung der legitimen Ordnung in Frankreich schon so früh bestanden haben soll. Will man indessen in dieser Beziehung den Aeußerungen Metternichs Glauben schenken, so wird mancher Vorwurf fallen müssen, den deutsche und französische Geschichtschreiber gegen ihn erhoben haben. Meinerseits gestehe ich offen, daß ich eigentlich nie begriffen habe, warum man es der österreichischen Politik des Jahres 1814 so sehr als Sünde anrechnen wollte, wenn es auch wahr gewesen wäre, daß man die Restaurations-Gedanken der Bourbonen nicht so leidenschaftlich verfolgte, als vielleicht Manchem erwünscht sein mochte. Es hat sich, im Grunde genommen, etwas Legendenhaftes in der Darstellung der Befreiungskriege bis auf den heutigen Tag darin erhalten, daß man den Sturz der napoleonischen Dynastie in Frankreich als ein großes Werk der Staatskunst zu preisen pflegt. Daß man in einer Zeit, wo die europäische Welt einen dritten Napoleon hinter sich hat, noch immer geneigt sein sollte, den Fürsten Metternich danach zu loben oder zu tadeln, je nachdem er sich früher oder später mit dem Gedanken der Restauration der Bourbonen auf dem französischen Throne vertraut gemacht haben will, scheint im Lichte einer halbhundertjährigen Erfahrung mindestens als ein Anachronismus. Sollte daher die Darstellung Metternichs in seiner Geschichte der Allianzen vom Jahre 1813 auch nicht sowol dem wirklichen Gange der Dinge als vielmehr seiner späteren Anschauung davon entsprechen, so würden die nachgeborenen Geschichtschreiber, auf die er so gern und so stolz sich beruft, ihm vielleicht weit weniger Vorwürfe aus seiner thatsächlichen Haltung machen, als er selbst unter den gewaltigen Eindrücken der populären Stimmungen geglaubt haben mag. Denn so lange die leidenschaftliche Erregung gegen das napoleonische System in Europa eine gewisse Actualität behauptete, konnte es dem schriftstellernden Metternich als schmeichelhaft und wünschenswerth erscheinen, sich als den gewaltigen Bemeisterer desselben zu enthüllen; wenn jedoch die Ueberzeugung allgemein wäre, daß an die Stelle des genialen Revolutions-Despotismus nichts getreten sei, als ein

legitimistischer Winkel-Despotismus, so wird das Verdienst, jenen gestürzt zu haben, einigermaßen zusammenschrumpfen.

Es ist daher nichts bezeichnender für die Bekenntnißschriften des Staatsmannes, nach dessen Namen man das Zeitalter als das Metternich'sche bezeichnet zu wissen wünscht, als der Umstand, daß ihm der historische Griffel völlig entsank, da es darauf angekommen wäre, zu zeigen, was denn die großen Allianzen der Legitimität nachher zu Stande gebracht und wohin sie die europäischen Völker geführt haben. Ist es ein bloßer Zufall, daß alles das, was sich hierüber aus verschiedenen Metternich'schen Papieren zusammenstellen ließ, einen dürftigen und kläglichen Eindruck hervorbringt?

Was Metternich in seinen Aufzeichnungen über den Neubau Europas sagt, kann im besten Falle nur als eine Art von Klagelied darüber angesehen werden, daß er die Elemente zu etwas Rechtem nicht vorgefunden habe. Wenn er die Bedürfnisse Deutschlands und die riesigen Opfer der Nation dadurch abzufertigen glaubt, daß er sich über die „aufgetauchten Aspirationen und deutschthümelnden Gelüste" beschwert, die ihn „beunruhigt hätten", so hat er damit so wenig zu Gunsten des von Kaiser Franz gleich im Jahre 1813 verlangten „Bundes" gesagt, daß man nicht verlegen wäre, der Sache verhältnißmäßig noch immer einige bessere Seiten abzugewinnen, als Metternich selber. Aber „im Kampfe, der sich entspann, spielte die aristokratisch-demokratische Richtung im Geiste des Freiherrn v. Stein eine eigene und hervorragende Rolle. Unter allen Parteien war wol diese am meisten gespalten und uneins in Betreff des Zieles sowol als der Mittel. Auf Partei-Eingebungen nahm ich keine andere Rücksicht, als mir deren Vorhandensein gegenwärtig zu halten und mit verdoppelter Kraft unserem eigenen Gange die Richtung zu bewahren."

Und eben dies ist die Frage: Kann man von dieser Richtung im Großen und Ganzen auch nur den geringsten Erfolg constatiren? Hat diese Richtung die Erschütterungen neuer und immer neuer Revolutionen gebannt? Hat diese Richtung die Völker befriedigt, die Staaten befestigt, der vielgepriesenen Legitimität auch nur ein Menschenalter die Wege geöffnet, den conservativen Principien auch nur einen einzigen Freund gewonnen?

Wenn Metternich den Hauptinhalt seiner Aufzeichnungen über

diese Dinge vor 1830 niederschrieb, so mochte er momentan wirklich noch von der Vortrefflichkeit der Grundsätze überzeugt sein, welche er den Allianzen eingeflößt; aber mehr und mehr siechte der Friede, schwankte das System, verlor sich der Muth und die Zuversicht der regierenden Mächte. Man müßte den kommenden Bänden der Sammlung Metternich'scher Papiere heute vorgreifen, wenn man noch ein weiteres Wort über den kläglichen Fall der „conservativen und legitimen Principien" hinzufügen wollte. Nichts wird — so darf man aber heute schon sagen — die Fehler und Schwachheiten dessen, was man das Metternich'sche Zeitalter nennt, deutlicher zeigen, als die fernere sachgetreue Mittheilung der Papiere des Staatsmannes, welcher mit leichtem Gemüth und mit liebenswürdiger Offenheit aufschrieb, was die Stimmung im Wechsel der Zeiten ihm eingab, und der das seltene Talent des vollendeten Optimisten besaß, seine Geschichte in kaleidoskopischen Bildern sich und Anderen glauben zu machen.

Charakteristisch ist es aber für den als historischen Schriftsteller dilettirenden Staatskanzler geblieben, daß er sich über seine spätere Ministerthätigkeit nicht wieder in erzählender Form zu verbreiten vermochte. Die napoleonischen Zeiten waren ihm die Iliade seines Lebens, die er endlos zu besingen sich anstrengte, aber die Zeit seiner eingreifendsten politischen Thätigkeit in den Jahren seines Einflusses auf Europa reizte ihn selbst gar nicht zu erneuerten Aufzeichnungen. Die amtlichen Acten, die aus seiner Feder vom Jahre 1815—1848 geflossen sind, werden vielfach als urkundliche Zeugnisse der Geschichte wichtiger sein als seine fragmentarischen Memoiren, aber den Menschen selbst, seine Eigenthümlichkeiten und Fähigkeiten kennen zu lernen, sind die letzteren werthvoller und geeigneter.

Metternichs Sturz und Ruhestand.

Mit dem achten Bande hat Fürst Richard Metternich die große Publication der nachgelassenen Papiere seines Vaters abgeschlossen. Gegenüber den unmittelbar vorhergehenden Bänden erhebt sich der Inhalt dieses Theiles zu ungewöhnlicher Bedeutung sowol in Bezug

auf die allgemeinen geschichtlichen wie auch persönlichen Umstände und Ereignisse. Wir erhalten aus diesen den unmittelbarsten Familienpapieren entnommenen Mittheilungen eine Kenntniß von Dingen, die bis jetzt als intimste Geheimnisse gewahrt worden sind, und man kann sagen, das Jahr 1848 erhält hier zum ersten Male eine Beleuchtung, die geeignet ist, einen großen Theil der Legenden zu vernichten, die sich um dasselbe geschlungen haben. Der doctrinär-politische Standpunkt, der immer geneigt ist, die Ereignisse aus irgend welchen Ideen oder Bedürfnissen der Zeit, aus kulturellen, socialen, oder gar wirthschaftlichen Bedingungen zu erklären, wird durch die Aufzeichnungen der Fürstin Melanie stark ins Gedränge gebracht.

Man muß tief in die vierziger Jahre zurückgreifen, um die Ursachen des Sturzes des Fürsten Metternich zu begreifen. Das Tagebuch der Fürstin Melanie erklärt vieles — man muß es nur zu lesen verstehen —, die Hauptsache jedoch bleibt auch nach den neuesten Publicationen dunkel. Die Frage, welche vorliegt, ist einfach gestellt: Wer ist es, der den Staatskanzler gestürzt hat?

Es versteht sich von selbst, daß das kindische Vergnügen an den sogenannten Märzereignissen in Wien, in welchen fast alle Darstellungen der Epoche schwelgen, eine Frage, wie die bezeichnete, kaum bis jetzt aufkommen ließ. Der revolutionären Legende paßte es eben, die „Ruhmesthat" einfach auf Rechnung einiger Hundert von der Polizei losgelassener Studenten zu setzen, und da es nicht jedermanns Sache ist, das Entscheidende vom Nebensächlichen zu trennen, so waren einige in Wien noch heute bekannte Namen so glücklich, ein Patent auf die „geistige Führerschaft" dieser lieben Jugend in der Geschichte zu erlangen.

Da ist es nun ein willkommenes Zusammentreffen, daß eben jetzt eine Darstellung Grillparzers von dem äußeren Hergang der Sache, den er mit angesehen, bekannt geworden ist; in derselben wird die Wahrheit mit so dürren Worten erklärt, daß sich wol die Märzhelden etwas in den Hintergrund stellen müssen, wenn man Grillparzer ein Monument errichten wird. Denn als er am 13. März ausging, um zu sehen, was von all' dem „projectirten Unsinn" stattfände, fand er sich so enttäuscht, „daß ich mich im Namen meiner Landsleute schämte, daß, wenn sie schon krawallen wollten, sie's gar so unscheinbar anfingen". „Man hätte den Aufruhr mit zwei Ba-

taillonen Soldaten von beiden Seiten wie einen Taschendieb „einführen" (Wiener Ausdruck für verhaften) können." Und als nachher die unglückselige Salve fiel, bemerkt Grillparzer ebenso treffend: „Wer es immer befohlen hat, er hat die Monarchie an den Rand des Abgrunds gebracht, indem er die Gassenbüberei zu einer Revolution stempelte."

Metternich selbst hat eine Reihe von treffenden, tiefeinschneidenden und werthvollen Bemerkungen über die Revolution und über seinen eigenen Sturz hinterlassen, welche jedoch etwas allgemein gehalten sind. Beachtenswerth ist, daß er einen Unterschied zwischen Revolutionen und Revolten machte, indem die letzteren von unten, die ersteren von oben ausgehen; und in diesem Sinne waren ihm die Märzereignisse von oben her gemacht. Mit größter Offenheit und Wahrheitsliebe bespricht er den tiefen Zwiespalt, in welchem er sich mit seinen beiden Collegen in der Staatsconferenz, dem Minister Kolowrat und dem Erzherzog Ludwig, befand, und die Herausgeber haben seine Bemerkungen durch eine sehr interessante geheime Denkschrift illustrirt, welche rückhaltlos auf Kolowrat als denjenigen hinweist, der die Opposition gegen Metternich von unten her beförderte. Auch was Metternich über den Erzherzog bemerkt, ist sehr merkwürdig, weil es beweist, daß die Staatsconferenz, auf deren Vormundschaft über den kranken Kaiser das ganze System beruhte, von jenem selbst verleugnet wurde. Die ganze Staatsmaschine hatte sich längst in ihre Theile aufgelöst und entbehrte jeder monarchischen Leitung.

Schlägt man die Tagebücher der Gemahlin Metternichs nach, so ist es nun erklärlich, daß in denselben die vollständige Regierungsmüdigkeit des Fürsten Metternich seit einem Lustrum nachzuweisen ist. Trüb und trüber wurde die Stimmung und immer hoffnungsloser erkannte Metternich den inneren Zustand der Verwaltung. Nicht ohne erschütternden Eindruck liest man, was die Fürstin Melanie über ihre Erfahrungen vom 13. März sagt: „Ich kann nicht sagen, was ich an diesem Tage an Undank und Schlechtigkeit erfuhr. Ich habe nie viel von den Menschen gehalten, aber ich gestehe, daß ich sie mir nicht so niedrig vorgestellt habe. Wie die Ratten ein untergehendes Schiff verlassen, wurden wir von vielen beängstigten Freunden geflohen."

Ganz in Uebereinstimmung mit den Beobachtungen Grillparzers versichert auch die Fürstin, daß man dem tollen Unfug auf den Straßen von den Behörden mit vollster Absicht die Zügel schießen ließ; man erfährt nur noch mit größerer Bestimmtheit, daß es Polen waren, welche die Sachen im Gange erhielten. Die entscheidenden Scenen spielten aber in der Hofburg, wo Erzherzog Ludwig jede in rohester Weise vorgebrachte Forderung entgegennahm und „es über sich brachte, dem Manne, welcher nahezu fünfzig Jahre hindurch die festeste Stütze der Monarchie gewesen, zu sagen, es seien Anzeichen vorhanden, welche darauf hindeuteten, daß die Sicherheit der Residenz von seiner Abdankung abhänge".

Unter den anderen Persönlichkeiten, welche beim Sturze Metternichs mitwirkten, wird in den Aufzeichnungen der Name der Erzherzogin Sophie vermißt. Darnach bleibt vieles dunkel und zwar umsomehr, als aus den späteren Tagebuchmittheilungen mit voller Sicherheit ein tiefes Mißverständniß zwischen der Fürstin Melanie und der Erzherzogin Sophie zu constatiren ist. Am 4. October 1851 berichtet die Fürstin, daß Metternich zur Erzherzogin befohlen worden sei und fügt hinzu: „Auch ich bat, mir eine Audienz zu erwirken, obwol ich bezüglich meiner auf Schwierigkeiten gefaßt bin". Im Zusammenhange mit der Anrede, welche die Fürstin nachher an die Erzherzogin gehalten hat, kann kein Zweifel sein, daß ein tiefer Schatten zu beseitigen war: „Was immer Eure Kaiserliche Hoheit über meine Haltung vernommen haben sollten, seien Sie versichert, Unzukömmliches habe ich niemals und nirgends geäußert, das widerstrebt meiner Gesinnung, dafür birgt auch meine Ergebenheit für die Kaiserliche Familie, an der niemand zweifelt."

Als die Fürstin bei einem großen Feste des Fürsten Schwarzenberg die Räumlichkeiten der Staatskanzlei zum ersten Male wieder betrat, wurde sie von der Erzherzogin angesprochen: „Aber Melanie, wie? Sie sind hierher gekommen? Sie sind wahrhaft bewundernswürdig." Und nicht ohne Geistesgegenwart antwortete die kluge Frau mit großer Unerschrockenheit: „Ich dächte übrigens, wir könnten uns alle darüber wundern, uns hier wiederzufinden."

Diese Unterredungen der Fürstin Metternich in der Zeit des Wiedersehens besagen zwar nichts über die Zeit des Abschiedes, aber sie werfen Streiflichter auf ein vorangegangenes Mißverständniß, welches

durch einen Brief der Erzherzogin vom 23. März 1848 vielleicht nur noch deutlicher illustrirt wird. Denn indem dieselbe dem entflohenen Staatskanzler ihre Beileidsbezeugungen macht, spricht sie zwar von der Anerkennung, welche Oesterreich ihm schuldig wäre, aber sie dankt eigentlich nur für den im letzten Winter ihrem Sohn ertheilten Unterricht! Mehr als alles andere besagt sodann für jemanden, der gewohnt ist, solche Briefe in Betracht zu ziehen, daß die Erzherzogin auch nicht ein Wort, nicht einmal einen Gruß für die Gemahlin des Fürsten findet, und somit der urkundliche Beweis — wenn ich mich nicht täusche — durch den achten Band der nachgelassenen Schriften hergestellt erscheint, daß in den Märztagen ein leidenschaftliches Zerwürfniß zwischen der Erzherzogin und der Fürstin bestand. Daß dasselbe wenigstens gewaltig mitgewirkt hat bei dem Sturz des „Metternich'schen Systems", ist heute keine bloße Vermuthung mehr; man weiß eben, wie sehr das Sprüchwort: kleine Ursachen große Wirkungen seinen Ursprung gerade in den Salons historisch berühmter Damen genommen hat.

Auch über den Erzherzog Ludwig enthalten die Tagebücher der späteren Jahre eine retrospective Bemerkung, welche zu beachten ist. Im December 1851 erklärte derselbe dem Fürsten Metternich, daß er zu spät eingesehen, wie sehr er gefehlt habe, seinen Rathschlägen nicht zu folgen. Es ist unmöglich, dies anders zu verstehen, als daß dasjenige, was die österreichische Revolution genannt wurde und was sich nachher zur schlimmsten Revolte und zu einer Reihe von Empörungen und Aufständen entwickelt hat, in seinem Ursprung eine rein persönliche Frage war, zu deren Lösung man sich in sehr hochgestellten Kreisen der revolutionären Hanswurstiaden des Gewerbevereins, der Universität, des politischen Lesevereins u. s. w bedienen zu können meinte.

Als die Sache beim Sturze Metternichs nicht sein Bewenden fand, so sah man freilich, daß man mit dem Feuer gespielt hatte. „Der Fürst hatte also doch Recht", pflegte man dann zu sagen, und in der That hatte er auch in jenen Tagen seines tiefen Falles ein paar goldene Worte aufgeschrieben, welche wol einen mehr als gewöhnlichen Staatsmann verrathen und von manchen Regierungen auch in der Zukunft noch recht gut benutzt werden könnten: „Das Hauptübel lag im „Nichtregieren" und dessen Ursache war die

Verwechselung des „Verwaltens" mit dem „Regieren". Dort, wo dies stattfindet, schleppen sich die Reiche auf der Oberfläche ungetrübt fort. Die nicht benutzte Gewalt — denn sie weiß sich stets einen Weg zu bahnen — sinkt alsdann von der höchsten Schicht in die untere herab und dort bildet sie sich in Umsturz des gesetzlich Bestehenden aus. Dies ist in Kurzem das Bild unserer Geschichte."

Metternich war ein ungemein systematischer Kopf und hatte das Bedürfniß, die Dinge in ihrem allgemeinen Charakter bis auf die tiefsten Gründe zu analysiren; er hat daher in dem, was er selbst über die Revolution von 1848 mittheilt, weit weniger Gewicht auf die persönlichen Umstände gelegt, als man erwarten durfte; dagegen sind in der von ihm geschriebenen autobiographischen Notiz über seinen Rücktritt sechs Punkte als Ursachen der im Jahre 1848 überhaupt entstandenen Veränderungen angegeben. Unter diesen führte er an: „4. Die groben Irrthümer, die den deutschen Fürsten seit der Restaurationsperiode zur Last fallen, und welche in den preußischen Zuständen mit einer intensiven Kraft auftreten, wodurch das Bundesprincip in seinen Grundlagen vernichtet wurde." Wie sehr auf die Ereignisse in Preußen seit 1840 das Schwergewicht aller Entwickelungen zu legen gewesen sei, hat der Staatskanzler bei dieser und vielen anderen Gelegenheiten ausgesprochen. Und dennoch muß es sehr zweifelhaft bleiben, ob nicht der Zusammensturz des Regiments in Wien es gerade gewesen ist, was die Bewegung in Deutschland auf die abschüssige Bahn gebracht hat; denn schwerlich hätte Friedrich Wilhelm IV. der Revolution nachgegeben, wenn Metternich nicht zuvor gestürzt worden wäre.

Inzwischen hatte der Fürst nicht ohne große Beschwerlichkeiten der Reise und unter mancherlei Gefahren erst nach vielen Wochen einen gesicherten Aufenthalt in England gewinnen können. Eine seltene Ruhe des Gemüthes, ja die größte Heiterkeit in der Beobachtung der Dinge spricht aus den Briefen, die er während des unruhigen Jahres an seine Tochter Leontine schrieb, und welche eine der werthvollsten Gaben des neuen Bandes sind. Keine Klage, nicht der leiseste Mißmuth wird in diesen intimen Blättern laut. Schon Ende März hatte sich Metternich mit seiner Zuschauerrolle ganz vertraut gemacht. Auf der Reise durch Deutschland amüsirte er sich höchlich, als die Wirthin eines kleinen Ortes, welche Fürstenkronen auf den

Taschentüchern bemerkte, zu jemandem aus dem Gefolge geäußert hatte: „Dies ist gewiß ein flüchtiger König" — „ein für die Zeit bezeichnendes Wort", fügte Metternich hinzu.

Er beabsichtigte, nach England zu gehen und in der reizenden Umgegend von Richmond ein Landhaus zu miethen. „Ich werde dort ein ganz bürgerliches Hauswesen einrichten, Chancellier wird uns drei Gerichte auftischen und es wird mir Zeit übrig bleiben, einen Rückblick auf mein politisches Leben zu werfen. Glaube nicht, daß ich mich langweilen werde; nur die Trennung von Dir wird mir schwer fallen. Sie wird aber nicht länger dauern, als es durchaus nöthig ist, die Utopisten von gestern werden nicht jene von morgen sein. . . . Wir befinden uns alle vortrefflich und liegen wie im Schooße Abrahams!"

In England hatte sich der Staatskanzler durch die Aufnahme, welche ihm von allen alten Bekannten und allen Personen, die er schätzte, zu Theil ward, vollends aufgerichtet und wieder erhoben. „Ich befinde mich in und außer dem nebligen London und mitten unter Bekannten", schreibt er am 5. Mai 1848. „Der Herzog von Wellington pflegt jeden Vormittag ein paar Stunden bei mir zuzubringen; hätte ich noch Amtspflichten, so wüßte ich nicht, wie ich dieselben mit den zahlreichen Besuchen alter und neuer Freunde vereinigen könnte, die sich in unserem kleinen Salon versammeln. Man stellte mir ganze Schlösser und Landhäuser zur Verfügung; die Gastfreundschaft wird hier zum Extrem getrieben, dort, wo die Stimme des Herzens spricht und die Sympathie sich geltend macht. Mir wird diese in einem Grade zu Theil, welche meine Erwartungen weit übertrifft, obschon ich aus langer Erfahrung die Gewohnheiten dieses Volkes kenne. Ich habe also recht gethan, als ich erhobenen Hauptes hier auftrat."

Sehr schön sind die Schilderungen, welche der Fürst von seinem Verkehr mit der großen Welt von England, die ihm alle Ehren und Aufmerksamkeiten erweist, zu machen weiß. Außer dem eisernen Herzog waren Lord Londonderry, Lord Brougham, Lyndhurst und viele andere Notabilitäten ein für den alten Meister der Politik sehr anziehender Umgang. Die Nachrichten über den Fortgang der Revolution auf dem Continente überraschten ihn nicht, er hatte diesmal ganz Recht, wenn er sagte, daß er die Dinge vorausgesehen habe,

als man in Wien und Berlin vor meuterischen Volkshaufen capitulirte. Nur einmal kann sich Metternich nicht enthalten, den bitteren Ankläger zu machen. „Ich glaube annehmen zu dürfen, daß mehr als einer der Weisen vom 13. März, die mir versicherten, mein Verbleiben im Amte sei das einzige Hinderniß der Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, und die den Muth hatten, mit ihrem Kopfe für diese Aufrechthaltung zu bürgen, über den Werth ihrer damaligen Behauptungen Zweifel hegen."

Im Herbste war Metternich nach Brighton gezogen, wo er bis zum 23. April 1849 blieb, worauf er den Sommer in Richmond zubrachte. Vom 11. October 1849 bis 31. Mai 1851 lebte er in Brüssel, wo es ihm gelang, seine alten Beziehungen zu dem König Leopold in ein sehr vertrauliches Verhältniß zu verwandeln. Nicht ganz ohne Eindruck mag es auf den Staatskanzler gewesen sein, daß er von dem Verkehre am englischen Hofe ausgeschlossen geblieben, ein Umstand, der ohne Zweifel auf eine persönliche Stimmung des Prinzen Albert zurückzuführen war, denn von Seiten des englischen Cabinets fand Metternich die beste Aufnahme und es ist sehr interessant, seine Gespräche mit Lord Palmerston zu verfolgen. Es lag etwas darin, was an die Anziehungskraft der beiden Pole erinnerte, wobei sich Metternich manchmal über die Unkenntniß Palmerstons in Bezug auf österreichische Verhältnisse und Persönlichkeiten belustigte.

Wer ist Jellacic? fragt Lord Palmerston einmal. Metternich, der es nicht für möglich hält, daß der englische Minister den General Jellacic nicht kennt, versteht Jellinek und antwortet folgerichtig: ein Galgenvogel von einem Juden. Erst allmählich klärt sich das Mißverständniß auf. Man braucht wol nicht zu zweifeln, daß Lord Palmerston bei aller Freundlichkeit des Verkehrs der Meinung blieb, für einen englischen Minister sei es ganz gleichgültig, wer Jellacic sei, wie andererseits Metternich durch Blößen dieser Art die liberale Schule der Staatskunst nicht höher zu schätzen gelernt haben wird.

Man hat längst die Vermuthung gehegt, daß die Zurückgezogenheit Metternichs in seinen letzten zehn Lebensjahren keineswegs eine große Einflußnahme derselben auf die gesammten europäischen Angelegenheiten ausgeschlossen habe. Der vorliegende letzte Band des Werkes gibt den vollgültigen Beweis für diese Ansicht. Mündlich

und schriftlich theilt Metternich seine Rathschläge nach allen Seiten hin aus, mündlich und brieflich werden solche von ihm begehrt. Wie der Einsiedler von St. Just dreihundert Jahre zuvor seine Krone nur niedergelegt zu haben schien, um als Privatmann seinen Anschauungen desto objectivere Geltung zu verschaffen, so konnte der österreichische Staatskanzler sich nunmehr mit noch größerem Selbstgefühl in der uneingenommenen Festung seines „Systems", seiner „Grundsätze" und seiner „Weltanschauung" bewegen. Ihr habt nun gesehen, wohin die Abweichung von den Grundlagen der europäischen Staatenordnung geführt hat, — alles ist eingestürzt, pflegte er zu sagen, ich allein bin der Nämliche geblieben, si fractus illabatur orbis impavidum ferient ruinae. Es liegt etwas Großes in diesem selbstbewußten Glauben an die Richtigkeit einer Maxime, nach welcher der Staatsmann vierzig Jahre lang wirklich gehandelt hatte; und wenn man auch antworten durfte, da und dort müsse die Doctrin doch einen Haken gehabt haben, da es sonst zu den allgemeinen Erschütterungen nicht gekommen wäre, so war Metternich sofort bereit zu erwidern: auch die Fehler, die gemacht worden sind, habe ich wohl gekannt, aber „der Ruf: Regieret mehr und administriret weniger, der in meinem Munde stereotyp geworden war", wurde nicht befolgt.

Was Metternich am meisten von dem wirklichen Gange der Dinge entfernte, war theoretisch sicher nicht so ganz zu verwerfen, als es der Modeliberalismus behauptet hatte, aber in der praktischen Anwendung machte es den Eindruck des doctrinären Eigensinns. Die Vorstellung von einer parlamentarischen Entwickelung des Continents, welche dem alten Staatskanzler überall entgegengetreten war, mag heute ihren Zauber vielleicht erheblich verloren haben, aber das constitutionelle Glaubensbekenntniß war jedenfalls ein Factor und eine Macht im Staatsleben geworden. Metternich trat allen Forderungen, welche in dieser Formel ausgedrückt waren, durch ein weniger scharfsinniges Wort entgegen, welches in dem vorliegenden Bande mehr als zehnmal wiederholt erscheint. „Ich kann mir", pflegte er zu sagen, „einen Staat ohne Constitution überhaupt nicht vorstellen" — was man also in dieser Beziehung will, ist offenbar etwas anderes — man will die Monarchie abschaffen.

Ist es nicht, als ob in den Auseinandersetzungen des alten

Kanzlers manchmal Anklänge an Erörterungen vorhanden wären, die von dem neuen Kanzler des deutschen Reiches noch in den jüngsten Jahren wiederholt wurden? Und doch welcher Unterschied, wenn man sieht, wie dieser jederzeit mit Factoren rechnet, welche jener einfach negirt hat!

Ich halte für einen der größten und interessantesten Augenblicke des 19. Jahrhunderts einen Augustmorgen des Jahres 1851, an welchem der „preußische Gesandte, Herr v. Bismarck, welcher den General v. Rochow am Bundestage ersetzen wird", auf dem Johannisberge erschien und „einen Tag bei Metternich zubrachte". Hier stand das neue und das alte Europa verkörpert sich gegenüber, fünfzig Jahre Geschichte durch den einen, und fünfzig Jahre durch den anderen Namen der beiden mit einander conversirenden Männer ein- für allemal bezeichnend. Ich wüßte keinen schöneren Vorwurf für einen bedeutenden Historienmaler!

Die Fürstin Melanie schreibt über den Besuch in ihr Tagebuch: „Er hatte ein langes Gespräch mit Clemens und scheint die besten politischen Grundsätze zu haben. Mein Mann hat sich sogleich für ihn sehr interessirt. Mir schien er angenehm und überaus geistreich." Dies ist leider alles, was wir aus den Metternich'schen Papieren über die Zusammenkunft der beiden großen Repräsentanten der Vergangenheit und Zukunft des Jahrhunderts erfahren. Wenn eine journalistische Bitte an den Fürsten Reichskanzler nicht unbescheiden wäre, so müßte man es aussprechen dürfen, daß er sich entschließen sollte, seinerseits den merkwürdigen Moment zu schildern, da er sonst ganz der Vergessenheit anheim fiele und Kaulbach im Treppenhaus diese verkörperten „Ideen des 19. Jahrhunderts" leider auch nicht mehr verewigen wird.

Wie man im Allgemeinen theils aus den Briefen Metternichs und Prokeschs, die vor einigen Jahren veröffentlicht wurden, theils aus dem neuesten Bande der Sammlung weiß und erräth, so hatte der alte Staatskanzler den ersten Schrecken, welchen ihm das Preußen des Jahres 1850 eingejagt hatte, im Augenblicke glücklich überwunden und er befand sich offenbar in der vertrauenseligsten Stimmung dem „überaus geistreichen Manne" gegenüber, der, wie man weiß, nicht ohne ein Portefeuille von scharf geladenen Patronen in der Reisetasche nach Frankfurt gekommen war. Unter diesen Umständen

mochten sich die Ansichten der beiden Staatsmänner der Vergangenheit und Zukunft eben jetzt in diesem einzigen Momente bei der Wiederherstellung des Bundes begegnen wie zwei verschiedene Lebenslinien, die sich schneiden; aber ihr Einverständniß konnte doch nur in sofern bestehen, als sie beide dieselben Anschauungen über die vorhergegangenen Ereignisse besaßen. Fürst Bismarck war ein entschiedener Feind der Union, der Staatskanzler war es auch. Bismarck erachtete die Politik von Erfurt als einen Mißgriff, Metternich hielt Radowitz und Friedrich Wilhelm IV. für Phantasiemenschen. Für den Augenblick waren beide Anwälte der alten Bundeseinrichtungen: „Die deutschen Zustände, so viel sie auch zu wünschen übrig lassen, schrieb Metternich im April 1851, nähern sich einem Punkte, welcher, ist er nicht der der wahren Ruhe, dennoch den Werth eines Fleckes hat, auf dem ein Anker Halt findet. Mir persönlich bietet die Lage Stoff zur Beruhigung, daß ich mich vor 37 Jahren in der Auffindung dieses Fleckes nicht geirrt habe!"

Ein Anker; aber freilich sah der Anker, welchen Metternich auf den alten Fleck geworfen wissen wollte, ganz anders aus, als der, den Herr v. Bismarck in den Bundestag mitgebracht hatte. Ob sich die beiden Herren darüber verständigt haben? Ich glaube nicht; ihre Meinungsgleichheit wird hauptsächlich in dem Satze bestanden haben, den man hundertmal in den Briefen Metternichs in dieser Zeit liest: „Welche Confusion herrscht heute in der Welt". „Meine Altklugheit strafen die deutschen Zustände nicht Lügen, man kommt wieder dort an, von wo ich vor siebenunddreißig Jahren ausgegangen war."

Aber der alte Staatskanzler täuschte sich über die von ihm bezeichnete Lage, indem er voraussetzte, die entscheidenden Personen, welche im Jahre 1815 sein Bundeswerk gut geheißen hatten, wären noch dieselben. Was den König Friedrich Wilhelm IV. anbelangt, so hat Metternich einmal von demselben gesagt: „Radowitz und Herr v. Manteuffel stehen sich wie Wasser und glühendes Eisen gegenüber. Mitten inne steht der König; aus dem Sprudeln, welches ihn umgibt, macht er sich nichts, es wickelt ihn höchstens in Dunst ein und er gefällt sich darin."

Wenige Tage nach dem Besuche Bismarcks war auch der König an Johannisberg vorübergefahren. Er hatte sich in der liebenswürdigen und geistreichen Art, die ihm so sehr eigen war, bei Metter-

mich angekündigt: „Mein theuerster Fürst! So oft Sie Ihren rebenreichen Hügel am Rhein bewohnt haben und ich ins schöne Land kam, haben wir den Strom zusammen beschifft. Heute frage ich Sie, wollen Sie mir erlauben, zu Ihnen hinauf zu kommen? Darf ich der so herrlich bewährten Fürstin die Hände küssen?"

Und der König kam, „umarmte meinen Mann — schreibt die Fürstin in ihrem Tagebuch — mit einer rührenden Wärme". Aus dem langen Gespräche, welches der König mit Metternich gehabt haben soll, darf man zwei Punkte hervorheben. Er erklärte, daß er mit der Revolution gebrochen habe, und er beklagte sich über den Fürsten Felix Schwarzenberg. Fürst Metternich war sehr beglückt nicht nur durch den Besuch, sondern auch durch den Umstand, daß er sich überzeugte, Preußen sei zu den Principien der deutschen Bundespolitik zurückgekehrt. Lag darin nicht eine Täuschung? — Während der König mit Metternich oben auf dem Johannisberg politisirte, war unten im Schiffe einer zurückgeblieben, welcher die Lehren Metternichs über den deutschen Bund — wie es scheint — nicht mehr bekennen mochte; das war der Prinz von Preußen, „unter dem Vorgeben, unpäßlich zu sein", wie die Fürstin Melanie im Tagebuch bemerkt.

Man muß die Conversation des Königs mit Metternich vom August 1851 mit einer zweiten, wenige Jahre später erfolgten Zusammenkunft vergleichen, die freilich unter sehr veränderten politischen Verhältnissen stattfand, aber offenbar dasselbe Thema behandelte. Der König besuchte den Staatskanzler während einer Badekur in Marienbad in dessen Schloß zu Königswart im Juli 1856. Friedrich Wilhelm IV., so erzählt Metternich, „war in seiner mir bekannten Weise persönlich höchst freundlich, aber gespannt in seinen Aeußerungen über die Weltlage". Als der Fürst von der Nothwendigkeit einer Verständigung Preußens und Oesterreichs sprach, sagte der König: „Eben hier liegt das Uebel, man weiß sich nicht zu verständigen!" Als Metternich auf Einzelheiten drang, fügte jener hinzu, „daß er über zwei Dinge gegen Oesterreich Klage zu führen habe, daß man ihn nicht verstehe, oder sich stelle, als wolle man ihn nicht verstehen, wenn er dasselbe wolle, was Oesterreich mit ihm gleichmäßig wollen müsse". Sodann: „daß er nicht wisse, wie er mit Oesterreich sprechen solle, weil jedes von ihm im Sinne des

Vertrauens gesprochene Wort nach Paris mitgetheilt werde und von dort ihm wieder zukomme".

Indem Metternich dieses Gespräch an den Grafen Buol meldete, glaubte er Rathschläge in Bezug auf eine rücksichtsvollere Form der Behandlung der Geschäfte geben zu sollen. Daß der König sachliche Wünsche haben möchte, nahm er jedoch nicht an. Er bemerkte vielmehr, „daß er ihn in seinen Aeußerungen über die Situation vollkommen wahr gefunden, und daß sich derselbe gegen die vielfach verlangten Bundesreformen ausgesprochen hätte; er sei jetzt über manche Ideen, die er früher in der Richtung des Deutschthums hegte, aufgeklärt".

Und dennoch setzte Friedrich Wilhelm IV. seine Klagen über Oesterreich auch noch bei einer zweiten Zusammenkunft mit Metternich unverdrossen fort. Man kann sich doch schwerlich des Eindrucks enthalten, daß die Unzufriedenheit eine große war, und daß der König auch von dem alten Staatskanzler jetzt so wenig wie in früheren Jahren verstanden werden wollte. Diese fortdauernden Klagen waren auf die Erkenntniß basirt, daß Preußen seine Stellung unter den Mächten nicht hinreichend gesichert fand, während Oesterreich einer Verbesserung derselben widerstrebte, daß auch, abgesehen von allen Angelegenheiten des „Deutschthums", über welches der König immerhin „aufgeklärt" sein mochte, Preußen noch immer vergebens auf den „Dank des Hauses Oesterreich" wartete.

Die Verwickelungen, zu welchen die orientalische Frage seit 1853 geführt hatte, gehörten zu jenen Ereignissen für Deutschland, bei denen die Probe auf die Richtigkeit der vorangegangenen Abmachungen ohne Zweifel zu Tage kommen mußte. Preußen hatte Oesterreich in allem nachgegeben, welche Rolle spielte es nun in der großen Frage, welche die ganze Welt bewegte? Es war, als die letzte Unterredung zwischen Metternich und dem Könige stattfand, in Gefahr gekommen, von einem europäischen Congresse ausgeschlossen zu werden.

Daß dies nicht geschah, daran hatte Metternich seinen bewährten Antheil, wie an allen Ereignissen, die mit dem Kriege Rußlands und der Westmächte zusammenhingen. In dem veröffentlichten Bande seiner Schriften wird der Leser nicht ohne Erstaunen den ungemein großen Einfluß erkennen, welchen der Staatskanzler auf die Politik Oesterreichs übte, ja, man darf behaupten, daß von Seite der Staats-

kanzlei in Wien alles nach den von ihm vorgezeichneten Recepten gemacht worden ist. Er leitete den Minister des Aeußern im Sinne einer bewaffneten und die Donaufürstenthümer in Betracht ziehenden Neutralität, er beruhigte die Gegner Rußlands, in erster Linie den General Heß, und er wußte die Feinde und Gegner der Westmächte am Wiener Hofe gewaltig einzuschüchtern. Russenfreunde und Russenfeinde mußten sich vor der exacten Behandlung der Dinge, welche Metternich anrieth, beugen, und alle Aspirationen wußte der Kanzler im Keime zu ersticken.

Metternich war der Ansicht, daß es in der Verwickelung des Ostens und Westens nur darauf ankomme, das Prestige von Oesterreich zu wahren, denn jede Parteinahme, das sah er klar, mußte eine gewaltige Verschiebung des europäischen Gleichgewichts herbeiführen. Es war der letzte große Sturm, der sich gegen die Grundsätze von 1815 erhoben hatte, da sich eine völlig neue Gruppirung der Mächte zeigte, die bis dahin ganz unbekannt war. Die preußische Politik und besonders die Ansichten Bismarcks stimmten daher in manchen Momenten der orientalischen Verwickelungen mit der Auffassung Metternichs mehr und besser, als die des Ministers v. Buol, welcher immer zu weit zu gehen schien.

Schon am 29. März 1854 schrieb Metternich an den Grafen Buol: „Betrachtet man die heutige Lage, so kann nicht geleugnet werden, daß von Ihrer Seite das Mögliche geschehen ist, um der Welt und unserem Reiche die Folgen der östlichen und westlichen Hallucinationen zu ersparen, insofern dieser Zweck unter der Wucht der dermaligen Lage berechenbar ist.“ „Ich kann mir das Stehen, ja selbst das Liegen ohne eine Grundlage nicht denken, vieles kommt andererseits auf die Wahl des Grundes an. In der Verwickelung des Tages bleibt unserem Reiche nur das Stehenbleiben auf dem eigenen Felde übrig, anlehnen können wir uns nicht, denn links und rechts fehlen die Stützen.“

Und an Hübner in Paris schrieb Metternich um dieselbe Zeit: er verlange „eine abwartende, nicht neutrale Stellung der Mittelmächte, gestützt auf eine von der russischen und der Gegenseite gleichmäßig ausgesprochene principielle Grundlage, auf die nämlich: keine Veränderung im Territorialbesitz, keine in den Souverainetätsrechten des Sultans.“

Als nun der Vertrag vom 2. December 1854 gegen die Abmahnungen Metternichs von Seite Oesterreichs mit den Westmächten geschlossen wurde, ist es wieder das Bemühen desselben gewesen, die Wirkungen möglichst unschädlich zu machen. Das Urtheil, welches der alte politische Mentor über denselben fällt, ist ziemlich hart: „Es genügt die Lesung des Vertrags, um demselben den Charakter einer Einspinnung der Kräfte dieses Reiches zum Behufe der Durchführung nicht definirter und selbst nicht definirbarer Pläne und Gelüste der Westmächte beizulegen".

Man müßte die umfangreiche Correspondenz hier fast ganz wiederholen, um zu zeigen, wie sich der Fürst nach allen Seiten hin Bahn bricht, um die Gefahren eines thatsächlichen Vorgangs von Oesterreich abzuwenden, und es ist gewiß nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Einfluß Metternichs auf den Gang der Dinge war noch einmal ein ganz entscheidender. Wie man immer über die Richtigkeit dieses Marsches denken mag, eins tritt unleugbar hervor, eine so ungeheure Ueberlegenheit des politischen Geistes dieses alten Mannes über die sämmtlichen am Ruder stehenden Beamten, daß man sich sagen muß: Metternich herrschte in der Gestalt von Schülern, welche er selbst nicht anerkennen konnte, weil sie ihm gar zu viele Fehler machten.

Zu diesen rechnete er jeglichen Schritt, welchen die österreichische Regierung während der orientalischen Verwickelungen in einem Sinne unternommen hatte, der von Rußland als Feindseligkeit angesehen werden konnte. Metternich tadelte den Kaiser Nikolaus in hohem Grade, daß er die Ruhe Europas gestört hätte, aber er hielt es durchaus nicht für die Aufgabe Oesterreichs, den Sündenbock zu spielen. Indem nun aber Metternich die Schritte, welche das österreichische Cabinet nach der einen und anderen Seite zu viel gemacht hatte, zurückzuwenden wußte, erhielt die österreichische Politik nach außen hin den Charakter der Halbheit und Zerfahrenheit. Man weiß, wie die späteren Schicksalsschläge Oesterreichs in Italien und Deutschland auf das Mißtrauen und die Revanche zurückgeführt worden sind, von welchen die russische Regierung seit dem Krimkrieg gegen Oesterreich erfüllt blieb.

Fürst Metternich hat nur den Anfang dieses Endes noch erlebt. In der Entwickelung des blutigen Dramas in der Lombardei hatte

er dem Grafen Buol im Einzelnen wol auch allerlei Einwendungen und Ausstellungen zu machen gewußt, aber im Allgemeinen, und dies ist für sein greises Herz ehrenvoll genug, war er voll Vertrauen in das Recht, das er auf Seite Oesterreichs wußte. „Oesterreich lebt von Principien, Frankreich schwärmt in Theorien und Gelüsten, nichts in den beiden Lagen ist willkürlich. Die Reiche stehen unter natürlichen Gesetzen, der Napoleonismus kann sich denselben nicht fügen, ohne aufzuhören."

Die Hoffnungen des Fürsten für Oesterreich beruhten auf einer genauen Kenntniß der Schwächen und Mängel des französischen Kaiserreichs, unter denen die militairischen und finanziellen von Metternich weit richtiger geschätzt worden waren, als der größte Theil der Menschen damals ahnte. Noch am 29. April sprach Metternich seinem Sohne gegenüber das damals von wenigen geglaubte Wort aus: „Eine schlechtere Lage — ich rede von der persönlichen — als die des Imperators läßt sich nicht denken. Dixi und ich erwarte."

Aus den in den letzten Wochen dürftiger werdenden Schreiben und Aufzeichnungen Metternichs läßt sich nicht entnehmen, welche Gedanken er sich über den voraussichtlichen Gang der Dinge gemacht hat. Ob er gemeint habe, daß Oesterreich mit seinem Gegner allein fertig werde, oder ob er die Bildung einer Coalition gegen Frankreich erwartete, ist nicht zu erkennen. Eins nur tritt in merkwürdiger Deutlichkeit hervor, daß er auf eine bloße Unterstützung des deutschen Bundes und auf eine Cooperation Preußens gegen Napoleon nicht bauen zu können glaubte.

Nach einer noch am 9. Mai 1859 verfaßten Denkschrift Metternichs, in welcher von dem Plane einer Sendung des Fürsten Windischgrätz nach Petersburg die Rede ist, scheint der alte Staatskanzler seine meisten Hoffnungen merkwürdigerweise auf England gerichtet zu haben. Rußland, meinte er, würde sich nur erweichen lassen, wenn zuvor eine Verständigung mit Preußen stattgefunden hätte. Er wollte daher, daß Fürst Windischgrätz über Berlin nach Petersburg ginge. Ohne dies würde man von Rußland nur höhnische Antworten zu gewärtigen haben. Dagegen sagt er von England: „Ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß sich England nicht außer dem Kampfe wird halten, und daß es sich in demselben nur auf unsere Seite wird wenden können, weil der durchgreifende

englische Nationalsinn der des Rechtes ist. Metternich verlangte daher, daß das österreichische Cabinet, falls es den Fürsten Windischgrätz nach Rußland senden wollte, dem englischen Anzeige davon machen müßte, da man im Unterlassungsfalle die Gegner Oesterreichs in England stärken und dieses dann fester in die Allianz mit Frankreich drängen würde, von welcher es sich doch im Augenblicke losmachen wollte.

Wie es scheint, hatte unter diesen Umständen das österreichische Cabinet fürs erste alle Manifestationen äußeren Mächten gegenüber unterlassen. Daß später im Juli die Wahl zu einer Unterhandlung in Berlin wieder auf Windischgrätz gefallen war, zu welcher Mission dieser nicht eben die geeignetste Person war, scheint noch eine Nachwirkung des Metternich'schen Raths gewesen zu sein: „über Berlin nach Petersburg".

Der Fürst Metternich hatte diese letzte Phase des italienisch-französischen Krieges nicht erlebt. Er war am 15. Mai, an seinem 86. Geburtstage, bei Tische noch ganz heiter und gesprächig, aber Herr v. Hübner, welcher über die letzten Monate des gefeierten Staatsmannes eine dankenswerthe Relation dem Werke beigefügt hat, bemerkte eine auffallende Veränderung in dem Aussehen des Fürsten; im Anfange des Juni erschütterten ihn die unglücklichen Nachrichten aus Italien, und am 11. Juni 1859 entschlief er sanft und ohne allen Todeskampf in der Mittagsstunde.

Die ungeheure Thätigkeit, welche Metternich mit der Feder in seinem Leben entwickelte, ist durch die stattlichen acht Bände seines Nachlasses vor dem Vergessen für immer bewahrt; seine Thaten werden von Freund und Feind nicht mehr anders geschildert werden können, als daß man dasjenige zu Rathe zieht, was er selbst über die Dinge gedacht, geplant und mitgetheilt hat. Die Herausgeber haben daher recht gethan, auch die gelegentlichsten und unscheinbarsten Bemerkungen des Fürsten als „Miscellaneen" zu sammeln und mitzutheilen. Man erstaunt, wie er auch in den letzten Jahren seines Lebens alle Vorkommnisse mit zuweilen recht doctrinären Erörterungen begleitet hat, wie er dann sehr geneigt war, sogenannte allgemeine Wahrheiten aufzustellen und in gelegentlichen Erscheinungen Beweise für gewisse Maximen zu suchen. Er hatte daher häufig etwas äußerst Lehrhaftes an sich, was der Welt ganz unerwartet gewesen sein mag.

Und wenn er einmal die Erscheinung bespricht, daß die Schüler häufig das Entgegengesetzte von dem sind, was die Lehrer waren, so dürfte er sich selbst nur in der Sache, nicht aber in der Form seiner Denkungsweise als Beispiel anführen; denn obgleich er seinen Lehrer einen rothen Republikaner schilt, so hat dieser als ein Anhänger der philosophisch raisonnirenden französischen Schule des vorigen Jahrhunderts doch insofern in Metternich einen Schüler erzogen, als er in der Politik praktisch ein Systematiker und Dogmatiker geblieben ist, der es mit der Logik jedes Encyklopädisten der Form nach aufnehmen konnte. Einer der größten Vorwürfe, den Metternich dem König Louis Philippe machte, und der so recht die Unversöhnlichkeit beider bezeichnete, war, daß dieser „seine Stellung vom Felde des Princips auf dasjenige der Thatsachen zu übertragen bemüht gewesen wäre". Schön und meistens aus tiefer Erfahrung entlehnt sind aber die Sätze, welche Metternich über die Grundbedingungen der Gesellschaft, der Ordnung und des Staates ausspricht, und vieles von seinen Bemerkungen wird ohne Zweifel ebenso mit der Zeit in die Handbücher der Staatslehre übergehen, wie die Aussprüche Pitts, Burkes und anderer.

Sehr richtig haben daher die Herausgeber des Werkes auf den principiellen und idealen Standpunkt des Kanzlers hinweisen dürfen, wenn sie bemerkten: „Wie anders ließe sich die Vertrauensstellung erklären, die er — in der Geschichte ohne Beispiel — den größten Monarchen gegenüber eingenommen hat, eine Stellung, die ihn im fortgesetzten persönlichen Verkehr mit den gekrönten Häuptern eine Höhe des Einflusses erreichen ließ, welche ihm vielfach den Beinamen eines europäischen Ministers eintrug".

Metternich, Bismarck und Prokesch.

In einer Zeit, wo die Stellung der Deutschen in Oesterreich von immer größeren Schwierigkeiten bedroht ist, brachte der Zufall des Büchermarktes vor einigen Wochen gleichzeitig zwei Publicationen, welche uns die Zeit der Kämpfe um die Neugestaltung des deutschen Bundes in den Jahren 1847 bis 1852 in Erinnerung bringen. Wir werden durch dieselben in den Ideenkreis zweier Staatsmänner

versetzt, welche man nur zu nennen braucht, um des allgemeinsten Interesses gewiß zu sein. Der alte Metternich, der am Ende seiner Laufbahn mit wirklich philosophischer Seelenruhe die rastlosen Versuche einer neuen Zeit beurtheilt, und der jugendliche Bismarck, der im gährenden Drange mit der Erhaltung des Alten zugleich ein unsicheres Neues erstrebt, diese beiden Pole des neunzehnten Jahrhunderts begegnen sich bis zu einem gewissen Grade in ihren Anschauungen und Urtheilen in der Zeit der sogenannten 1848er Revolutionen. Zwar haben sie in diesen Jahren keinen Verkehr mit einander, aber was sie über die Dinge der Zeit denken, wird uns aus ihren unmittelbarsten Aeußerungen hier in Erinnerung gebracht, und wer zufällig die Reden Bismarcks von den Jahren 1847—1851 und die Briefe Metternichs an den Grafen Prokesch-Osten neben einander auf seinem Tische liegen hat, dem kann es ein unvergleichliches Vergnügen gewähren, die beiden größten und sich entgegengesetztesten Staatsmänner des Jahrhunderts einen kurzen geschichtlichen Augenblick hindurch in einer gewissen Geistesgemeinschaft die zerfahrene und in Fetzen gehende politische Welt in einer nahezu gleichen Tonart hofmeistern zu sehen.

Die beiden Publicationen, welche uns diesen momentanen Gleichklang zweier grundverschiedenster Menschen vermitteln, sind selbstverständlich weit entfernt, eine Beziehung zu einander zu haben oder eine solche herbeiführen zu wollen; aber wer in der Geschichtswissenschaft nicht ganz die alte plutarchische Weisheit über Bord wirft, daß es im Staaten- und Menschenleben einen sozusagen prädestinirten Parallelismus gebe, der wird eine so schöne Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den alten Metternich und den neuen Bismarck gerade auf jenem schmalen Kreuzungspunkte zu beleuchten, wo sich ihre Wege um 1848 getroffen haben. Ich will es versuchen, diesen Moment zu charakterisiren, doch sei gestattet, vorher über die beiden Bücher einiges zu bemerken, welche die Handhabe dazu boten.

Die von Th. Riedel herausgegebenen Reden des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten von 1847 bis 1851*) sind mit großem Fleiße aus den stenographischen Protocollen zusammengestellt und mit einigen ziemlich dürftigen Einleitungen und

*) Berlin, Heymanns Verlag, 1881; jetzt bei Kohl, Bd. I.

Anmerkungen versehen worden, welche einem Leser, der nicht auch sonst über die Geschichte der Zeit gut unterrichtet ist, schwerlich genügen werden, um ein Bild von dem Wesen und Wollen des gewaltigsten Mannes der neuen deutschen Geschichte zu geben. In der aus jedem Zusammenhange gerissenen Form, in welcher diese Reden hier stehen, scheinen dieselben eine Reihe von Räthseln vorzulegen, welche den schwer begreiflichen und unerforschlichen Schöpfer des deutschen Kaiserreichs noch dunkler und unfaßbarer machen.

Man bestärkt sich bei der Lectüre dieser fast unvermittelt dargebotenen Geistesblitze aus der früheren Lebensepoche Bismarcks in dem Gefühle, welches die gesammte große Litteratur über den Kanzler erregen zu sollen scheint, daß hier eine Fülle von Widersprüchen, ein politisches Chaos vorliege, in welches noch kein historischer Psycholog eine Klarheit zu bringen wußte. Bei den meisten geschichtlichen Größen hat man zu bedauern, daß man von ihnen zu wenig wisse und ihre Ziele und Tendenzen deshalb nicht vollständig einzusehen vermöchte; bei dem Fürsten v. Bismarck könnte man fast das Gegentheil behaupten. Die Schwierigkeit, ihn recht und redlich zu begreifen, kommt vielleicht daher, daß man von ihm zu viel erfahren hat, und daß man mit einer Fluth von Büchern und Ansichten von ihm und über ihn überschwemmt worden ist, die alle nichts Anderes vermögen, als die sokratische Weisheit von der Wissenschaft auf ein concretes historisches Problem anzuwenden. Denn je mehr man alle die Hesekiel, Hahn und Busch versichern hört, daß sie uns den Mann verständlich machen wollen, desto deutlicher erfährt es der Leser, daß er eigentlich nichts von ihm weiß. Und selbst die Sammlungen der eigenen Reden und Aussprüche des Fürsten machen ihn nicht weniger problematisch.

Wie das wirksame Instrument, welches im Orchester den Grundton anzugeben bestimmt ist, sehr wenig musikalisches Verständniß fände, wenn es monologisirend und von allen anderen Instrumenten verlassen seinen Part spielen sollte, so spricht in der colossalen Bismarck-Litteratur unserer Tage der ewig allein Redende, allein Handelnde, allein Regierende, allein Wollende, allein Wirkende, verlassen von allen Momenten, die mit ihm, neben ihm, auf ihn gewirkt haben, eine unverständliche oder zu Mißverständnissen hindrängende Sprache. In Wahrheit war ein ganz volles Orchester und die Mitwirkung

aller möglichen Instrumente nöthig, um zu den Erfolgen zu gelangen, welche man gewöhnlich Bismarck zuschreibt; und vielleicht wird es dem künftigen Geschichtschreiber nicht immer ganz leicht sein, zu bestimmen, welche Geige der Kanzler des Reiches gespielt hat; aber die Litteratur, welche hierin jetzt schon mit beneidenswerther Sicherheit die Rollen vertheilt, wird jedenfalls großer Correcturen bedürfen, ehe man zur vollen Kenntniß des wahren Zusammenhanges der Dinge gelangt. Fürst Bismarck selbst mag vielfach wie in eine fremde Welt geblickt haben, wenn er seine von Herrn Riedel zusammengestellten Reden aus den Jahren 1847 bis 1851 durchgeblättert hat, und doch ist es sicherlich dieselbe große Seele, aus deren einheitlichem Bewußtsein der reactionäre Vertreter der äußersten Rechten und der Umsturzpolitiker von 1866 zu uns spricht.

Politische Wandlungen sind eben etwas total Verschiedenes, wie die Aenderungen des Charakters und der Ueberzeugungen im Gebiete dessen, was man gemeiniglich Moral nennt; womit jedoch nicht geleugnet zu werden braucht, daß es Wendungen im öffentlichen Leben gibt, welche unmoralisch genannt werden können, oder daß politische Charakterlosigkeit nie eine Tugend sein kann. Wenn aber Jemand meinte, die politische Wirksamkeit seines Lebens durch eine Ueberzeugung regeln zu können, welche immer dieselbe bleiben müßte, so könnte es geschehen, daß man von den meisten Menschen gerade aus diesem Grunde für sehr unmoralisch gehalten würde, und daß derjenige, welcher in seinen Handlungen gewechselt hatte, auch selbst wenn er dafür gar keinen inneren Grund wüßte, eben schon deshalb als der musterhaftere Bürger gelten würde.

Für den ersteren von diesen Fällen gibt der Fürst Metternich ein sprechendes Beispiel, dessen Ueberzeugungstreue wahrlich wenig Anerkennung gefunden hat, während es vielleicht manchem biederen Manne ein schmerzliches Gefühl bereitet, daß Fürst Bismarck, den man doch so gerne als politischen Heiligen verehren möchte, ein- und das anderemal ganz ebenso reactionär zu sein schien, wie sein österreichisches Gegenstück.

Wir lernen in der neu erschienenen Correspondenz aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten*) den Fürsten Metternich zum

---

*) „Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten, k. k. österreichischer

ersten Male in der Zeit nach seinem Sturze aus seinen Briefen kennen. Die Publication, welcher dieser bedeutende historische Gewinn zu danken ist, beschäftigt sich zwar ihrem größten Theile nach mit Briefen von Gentz und Prokesch einerseits und Briefen von Prokesch und Metternich andererseits, aber das weitaus Interessanteste und Merkwürdigste, was uns der Herausgeber darbot, findet sich auf den letzten hundert Seiten des Werkes, wo Metternich und Prokesch vom 6. April 1848 angefangen die Phasen der deutschen Frage besprechen, deren Erörterung Prokesch als Geschäftsträger in Berlin von besonderem Nutzen sein sollte.

Ich will mit dieser Hervorhebung des letzten Theiles der dankenswerthen Publication durchaus keinen Schatten auf die anderen Mittheilungen und Briefschaften geworfen haben, allein der größere Theil davon führt in die Verwicklungen der orientalischen Frage seit 1826. Die griechischen Angelegenheiten haben in Prokesch einen Kenner, einen persönlichen Freund und einen fast feindlichen Geschichtschreiber gefunden, eine Combination von Umständen, die es gewiß im höchsten Grade wünschenswerth macht, zu wissen, was der geistreiche Diplomat im amtlichen Wirkungskreise gethan und gewollt hat, und man wird nicht leugnen können, daß insbesondere seit der Thronbesteigung Ottos der ganze Briefwechsel zwischen Metternich und Prokesch die ausgesuchteste diplomatische Loyalität ausweist, die sich nur denken läßt. Aber ich fürchte, daß es für das größere Publicum nicht mehr allzuviel Anziehungskraft haben wird, zu erfahren, wie mühselig man den kleinen Griechenkönig aus dem bayrischen Hochlande unter den Säulen des Parthenon aufgezogen hat. Der arme Prinz war erst minderjährig und nachher gleich so gut verheirathet, daß seine Frau eigentlich immer das Beste zu thun hatte. Bevor noch diese glückliche Wendung den griechischen Zweig des bayrischen Hauses regierungsfähiger machte, hatte der Graf Armansperg den von der euro-

---

Botschafter und Feldzeugmeister. Briefwechsel mit Herrn v. Gentz und Fürsten Metternich." Zwei Bände. Wien, Gerolds Sohn, 1881. In diesem Augenblicke ist für die Zeit von 1849—1855 eine neue sehr interressante Briefsammlung von Grafen Prokesch von Osten, Wien, Gerolds Sohn, 1896 erschienen, die unter dem Motto: „Audiatur et altera pars“ die ältere Publikation wesentlich ergänzt. Leider konnte ich davon keinen Gebrauch mehr an diesem Orte machen.

päischen Diplomatie erkorenen König durch ein Conclusum medicum für unfähig erklären lassen, und zwar schriftlich. Prokesch-Osten versicherte aber dem Könige Ludwig: „Ich bin weit entfernt, den Versicherungen von der Unfähigkeit des Königs Otto Glauben beizufügen“, obwol er Tags zuvor dem Fürsten Metternich schrieb: „Bleibt noch der Fall zu bedenken, daß König Otto aus Ueberdruß und im Gefühle der Unfähigkeit die Krone ablege und nach Hause ginge“. Doch ich will den Leser nicht mit Griechenland plagen, diese kurzen bayrischen Arabesken griechischer Geschichte sollten dem Leser nur die Ueberzeugung geben, daß auch diese Partien des Buches einigen Stoff zu historischer Unterhaltung und Bildung darzubieten vermöchten.

Ich kann um so unbefangener auch nach diesen Seiten hin, die mich hier im Uebrigen nicht weiter beschäftigen sollen, die neue Briefsammlung empfehlen, da ich die Frage nicht zu untersuchen brauche, ob der Eindruck, den dieselbe zu Gunsten des Grafen Prokesch zu machen bestimmt zu sein scheint, wol erfüllt werden wird oder nicht. Die blendenden Eigenschaften eines guten Stils und einer gewandten und fleißigen Feder, die Metternich an dem jungen Hauptmann Prokesch so schätzte, daß er seine sonstigen Zweifel an seiner Befähigung unterdrückte, treten auch in der vorliegenden Sammlung hervor. Was den politischen Inhalt der Briefe betrifft, so wird er dem modernen Leser nur dort etwas bewegter erscheinen, wo es sich um die Mission handelt, in den römischen Legationen die gestörte Ordnung in den Jahren 1831 und 1832 wieder herzustellen. Prokesch hatte die undankbare Aufgabe erhalten, nach der Unterdrückung der Aufstände im römischen Kirchenstaate für die politische Neugestaltung in den Legationen und Marken zu wirken. Ueber diese verunglückte Mission ist schon vor einigen Jahren aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen Prokesch-Ostens Mehreres veröffentlicht worden, zu dessen Ergänzung die Briefe desselben an Metternich dienen werden. Daß Oesterreich seit Jahren dem römischen Stuhle die Nothwendigkeit tiefgreifender Verbesserungen in der Verwaltung an das Herz gelegt hatte, war für den Diplomaten zwar, wie er versicherte, eine sehr erfreuliche Thatsache, indessen muß man gestehen, daß in allen Briefen von und an Metternich in der Sache doch nichts enthalten ist, woraus der Heilige Stuhl hätte entnehmen können, wie

denn eigentlich den Uebelständen abzuhelfen sei. Es war im Grunde dieselbe unfruchtbare Rolle, welche Prokesch später in Konstantinopel unter jenen Diplomaten spielte, welche der Türkei alle Morgen eine gute Lehre über die Verbesserungen der Zustände gehalten haben. Weder der christliche noch der mahomedanische Kirchenstaat wurde durch diese Vorlesungen sonderlich verändert, und so beförderte auch Prokesch in beiden Fällen nur das, was vermieden werden sollte: den gänzlichen Verfall dieser Staaten.

Je weniger nun nach der Sachlage Griechenland, die Türkei und Italien Orte waren, an denen ein österreichischer Diplomat eine in erheblicher Art schöpferische Thätigkeit entwickeln konnte, desto mehr Gelegenheit hätte sich wol demselben dargeboten, als ihn das Schicksal in einem Augenblicke nach Berlin versetzte, wo die deutsche Frage zu einer endlichen Lösung hätte geführt werden können. Aus dem fernen Osten plötzlich nach Berlin und später nach Frankfurt versetzt, war die Aufgabe keine geringe, den durch die Revolution von 1848 völlig veränderten Verhältnissen des deutschen Bundes sich gewachsen zu zeigen. Was uns das vorliegende Werk in dieser Beziehung bietet, gestattet keinerlei Einblick in das, was Prokesch selbst für die Lösung der großen Frage gethan hat oder thun konnte, sondern es orientirt uns nur über die Rathschläge, welche Metternich aus seinem englischen und belgischen Exil seinem alten diplomatischen Schüler zu Theil werden ließ.

Diese Auslassungen des alten österreichischen Staatskanzlers über die deutschen Angelegenheiten sind nun das, was ich schon eingangs als den interessantesten Theil der Publication bezeichnet habe, und eine eingehendere Besprechung dieser Dinge dürfte vielleicht von größerem Interesse sein.

Man muß sich aber so deutlich wie möglich vergegenwärtigen, daß das Preußen, bei dessen schwer zu verstehendem Könige Prokesch accreditirt worden war, in der That vom Fundament aus umgewandelt und daß mindestens die Methode, nach welcher die österreichische Politik auf das Steuerruder von Preußen durch dreißig Jahre drückte, einigermaßen zweifelhaft geworden war. Betrachten wir diesen Proceß ein wenig an der Hand der oben erwähnten Reden „des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten von 1847 bis 1851“.

Vorangegangen war der vereinigte Landtag vom 11. April 1847,

auf Grund des Patentes vom 3. Februar berufen. Preußen war mitten in der Parteibewegung eines constitutionellen Staates, ohne die Form einer constitutionellen Regierung gefunden zu haben. Aber wenn jemals der Politiker in der Lage war, mit Factoren bestimmter Richtung zu rechnen, so war es damals in Preußen, wo sich die Männer der Zukunft mit seltener Bestimmtheit zu Gruppen verbanden. Die conservative Partei war stark und hatte Gelegenheit gegeben, ihre Ziele und Tendenzen kennen zu lernen. Der junge Herr Otto v. Bismarck-Schönhausen, Deichhauptmann zu Jerichow in der Altmark, welcher Mitglied des Standes der Ritterschaft war, trat zum ersten Male am 15. Mai 1847 in einer Gesammtsitzung der Stände als Redner auf. Sehr bald gehörte er zu den am häufigsten sprechenden Landboten. Da war ein Kämpfer aufgestanden, der sich als Vertreter des correctesten und conservativsten Preußenthums darstellte, der nichts als die Königsfahne zu kennen schien, aber freilich die Fahne, unter welcher Friedrich II. siegte. Er erhob sich gegen alle Versuche, den König in eine bestimmtere constitutionelle Bahn zu drängen; selbst die Periodicität des Landtages, von deren Nothwendigkeit er doch selbst überzeugt zu sein schien, sollte nicht von dem Könige verlangt werden dürfen, weil in solcher Forderung ein Angriff gegen die absolut souverainen Rechte der Krone gesehen werden konnte.

Ein so schlagfertiger, vor keinem Streite zurückscheuender Debatter war auf den Bänken der Rechten, im Kreise der conservativen Vertreter der ständischen Rechte eine neue Erscheinung zu nennen. Vincke und Beckerath fanden einen Gegner von rücksichtslosester Schärfe. Da war nicht ein kleinstes Zugeständniß gemacht worden, welches der Liberalismus jener Tage von den bevorrechteten Ständen erwarten zu können meinte.

So unbeugsam fand das Jahr 1848 den Mann vor, welcher nachher bestimmt war, alle staatlichen Verhältnisse Deutschlands umzuwandeln. Der zweite vereinigte Landtag nach den Märztagen, der nur vier Sitzungen hielt, gab Bismarck Gelegenheit, sich in der dänischen und polnischen Frage zu äußern. Seine Bemerkungen waren von der Art, als ob es undenkbar wäre, daß sich durch alle die Ereignisse seit dem 24. Februar in der preußischen Monarchie auch nur das Mindeste geändert haben könnte.

Indessen nahmen die Dinge ihren Lauf; das deutsche Parlament war zusammengetreten, das Kaiserthum war dem König Friedrich Wilhelm IV. angeboten worden. Eine Anzahl von deutschen Staaten hatte die Reichsverfassung angenommen, man dachte nicht an die Möglichkeit, daß Preußen sich der Aufgabe entziehen könne, für das neue Deutschland einzutreten. Alle Erwartungen waren auf die Action Preußens in dieser Sache gerichtet, nachdem der Zusammenbruch des alten Bundes eine ausgemachte Thatsache zu sein schien.

Dies war der Moment, wo die deutsche Frage erst anfing, eine durch die Politik der Regierungen legalisirte Gestalt zu erhalten, und wo es daher Männern von ernstem politischen Denken und Wirken nicht mehr zweifelhaft sein konnte, daß Jedermann Stellung zu nehmen hatte. Von der Straße hinweg war die Sache vor das Forum der gesetzlichen Gewalten in den Cabineten und Parlamenten gelangt, und von diesen mußte endlich entschieden werden, wie es mit dem Verfassungswerke von Frankfurt zu halten sei und was es für die deutsche Nation zu werden vermöchte.

Ueber die Stellung Preußens in Deutschland war die öffentliche Meinung in den ersten Monaten des Jahres 1849 zu einer Klärung und Sicherheit gelangt, die weit über die Erwartungen hinausgingen, welche in der turbulenten Zeit des vergangenen Jahres gehegt werden konnten. Gleichsam mit Naturnothwendigkeit hatte in der Paulskirche die Partei des preußischen Kaiserthums Schritt für Schritt an Terrain gewonnen, und wenn an der Spitze Preußens ein kraftvoller Regent stand, so war die Einheit Deutschlands mit einem weiteren Bundesverhältniß gegenüber von Oesterreich so gut wie gemacht. In diesem Momente schrieb Metternich eine Reihe von Bemerkungen an den Grafen Prokesch in Berlin, die historisch und diplomatisch wol zu dem Merkwürdigsten und Ueberraschendsten gehören, was man lesen kann:

„Die Sache, welche heute auf Preußen wie auf dem übrigen Europa lastet, ist die crasse ungeschminkte Revolution. In Preußen schmiegt sich ein politisches Element an sie an. Neu ist die Lage nicht; sie behauptet das Feld seit dem Jahre 1808. Ich empfehle Ihnen das Studium des Berliner Gesandtschafts-Archivs. Sie finden in demselben die gediegenste Entwicklung der Lage, durch welche sie im Verlaufe der 40 Jahre am Ende zu dem heutigen Stadium ge-

langte; ein Stadium, welches das, was hinter dem Vorhange stand, vor denselben stellt. Daß ich das Uebel ab ovo erkannt und mit demselben nie in Verbindung getreten bin, sondern es stets bekämpft habe, dies wird Ihnen das Archiv ebenfalls lehren. Der Unterschied in den Deutschland betreffenden Ansichten, welcher unvermeidlich zwischen Berlin und Wien bestand und sich in den Begriffen der Einheit und der Einigkeit eines Bundesstaates oder eines Staatenbundes auffassen läßt, läuft wie ein rother Faden durch die beiderseitigen Verhältnisse durch. Neues hat mir das Jahr 1848 sonach nicht geboten. Alles was es vor die Decke brachte, lag mir im Jahre der Entscheidung, 1813, und in dem der Ausbildung, 1814, unter den Augen. Der Beweis, daß ich mich nicht irrte, war dem Jahre 1849 vorbehalten."

Wenn Metternich noch hinzufügt: „Ob ich oder ob Andere die rechte politische Richtung verfolgten, hierüber steht der Geschichte der Ausspruch zu und ich erwarte ihn getrost," so kann man sagen, daß er in dem Glauben gestorben sein wird, daß er vollkommen gerechtfertigt worden sei. Anders dagegen mag wol über diesen Erfolg der Metternich'schen Voraussicht heute ein preußischer Staatsmann urtheilen, der fast zu derselben Zeit, in welcher Metternich jene Worte schrieb, in der zweiten Kammer zu Berlin die Unannehmbarkeit der Frankfurter Verfassung deducirte und mit den Worten: „Hier ist nur das constitutionell, was aus der preußischen Verfassung hervorgeht," die Brücken abzubrechen rieth, welche zwischen Berlin und Frankfurt gebaut wurden. Und dieser Staatsmann war Herr v. Bismarck. In gewissem Sinne stand er also auf dem Metternich'schen Standpunkte, aber freilich, wenn man darauf achtet, was der Erstere sonst noch in seiner Rede gegen die Frankfurter Verfassung bemerkte, so zeigt sich doch ein gewisser Unterschied. Metternich läßt sich in einem zweiten Briefe an Prokesch vernehmen: „Die rein deutsche Utopie war das Werk der Universitäts-Politiker, dieser seichtesten aller Politiker" — aber Herr v. Bismarck sagte unter Anderm auch: „Die deutsche Einheit will ein Jeder, den man danach fragt, sobald er nur Deutsch spricht; mit dieser Verfassung aber will ich sie nicht."

Noch auffallender aber war ein anderer Satz des Herrn v. Bismarck, wo er die Bedeutung des Umstandes, daß achtundzwanzig

deutsche Regierungen die Frankfurter Verfassung angenommen hätten, auf ihr richtiges Maß herabsetzt. „Die achtundzwanzig Regierungen," sagte er, „würden sich sehr gerne dazu verstehen, auch unter der Bedingung einer andern Verfassung sich mit der deutschen Einheit zu befreunden, und es sind allein die übereilten Beschlüsse der Frankfurter Versammlung, die hartnäckig an denselben festhält, welche der deutschen Einheit im Wege stehen. Ich glaube, daß gerade dann, wenn wir ihnen unsere Unterstützung verweigern, Preußen um so eher im Stande sein wird, die deutsche Einheit auf dem von der Regierung betretenen Wege herbeizuführen." „Im schlimmsten Falle," hieß es dann weiter, „will ich aber, ehe ich sehe, daß mein König zum Vasallen der politischen Glaubensgenossen der Herren Simon und Schaffrath herabsteigt, lieber, daß Preußen Preußen bleibt. Es wird als solches stets in der Lage sein, Deutschland Gesetze zu geben, nicht sie von Anderen zu empfangen. . . Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde."

Beide hatten Recht behalten, der alte Metternich und der jugendliche Bismarck: mit der Frankfurter Krone sollte es nichts werden. Uhlands demokratischer Tropfen Oel, der daran hing, machte sie beiden Staatsmännern in gleicher Weise verächtlich, aber die deutsche Frage war damit natürlich noch lange nicht aus der Welt geschafft, und mehr als einmal klagte noch Metternich in seinen Briefen an Prokesch: „Die deutschen Zustände bieten mir große Beschwernisse."

Das glaubt man gerne, denn inzwischen war die Angelegenheit aus den Parlamenten mehr und mehr in die Cabinete eingedrungen, und für keine Sache hatte der Mann, welcher Europa vierzig Jahre durch die Cabinete beeinflußte, eine feinere Empfindung, als für das, was auf diesem glatten Boden politikfähig geworden war.

Nun hatte die preußische Regierung den Drei-Königs-Bund zu Stande gebracht, und man erörterte ernstlich die Frage, wie es zu machen sei, um die deutschen Staaten in eine engere Einheit zusammenzufassen und durch den Ausschluß Oesterreichs ein dem Zollver-

bande ähnliches System der politischen Neugestaltung Deutschlands herbeizuführen. Dieser Vorgang Preußens erregte selbstverständlich Metternichs ganze und tiefste Entrüstung. Er nannte den Drei-Königs-Bund eine Mißgeburt ohne Vitalität, die Idee des Bundesstaates ein schon im Jahre 1815 abgethanes Project: „Man drehe und wende die Aufgabe, wie man immer wolle," schreibt er unter dem 15. November 1849, so kommt man stets zu dem Ausspruche, daß die Einheit Deutschlands nur auf dem Wege der Mediatisirung der Fürsten und der freien Städte, sowie andererseits die Verschiedenheit unter der politischen Einheit nur auf dem Wege des Staatenbundes möglich sind. So stand die Sache im Jahre 1813, und so steht sie heute; damals, als es galt, ein Deutschland wieder ins Leben zu rufen; heute, wo es gilt, das im Jahre 1815 staatsrechtlich formulirte Deutschland nicht dem Tode zu weihen. Der Bundesstaat ist ein Spuk, ein keinen Körper bietendes Gespenst, ein leerer Ton, ohne eine andere mögliche Anwendbarkeit, als die einer Larve zum Behufe der Eroberungsgelüste des Preußenthums. In monarchischem Sinne können die deutschen Gebiete sich nie mehr zusammenfinden, außer unter Einem Oberhaupte des Reiches und Einem Parlamente, welch ersteres die Fürsten und das andere die einzelnen repräsentativen Gestaltungen speisen müßte."

Wie man sieht, hatte Metternich dem deutschen Bundesstaate unter allen Möglichkeiten das schlechteste Prognostikon gestellt. Daß er sich in diesem Falle als ein schlechter Prophet erwiesen hätte, wird man kaum heute sagen wollen. Er ging nur darin zu weit, daß er die bundesstaatliche Form für durchaus unausführbar, rein gespenstisch und ganz nichtig erklärte; aber daß gerade der Bundesstaat eine übermäßige Quelle deutscher Zufriedenheit und Eintracht zu sein versprochen hätte, wird man ihm allerdings nicht entgegenhalten können.

Auffallender dagegen wird es dem heutigen Leser jedenfalls erscheinen, daß Herr v. Bismarck ungefähr um dieselbe Zeit, da Metternich die voranstehenden Worte schrieb, in einer gewiß merkwürdigen Ideenverwandtschaft den neu zu gründenden Bundesstaat einer vernichtenden Kritik unterzog. Indem er in der Sitzung der zweiten Kammer zu Berlin am 6. September die Zweifelhaftigkeit und Hinfälligkeit des Drei-Königs-Bündnisses erörtert und darauf

hingewiesen hatte, daß ja Sachsen und Hannover vermöge ihrer Vorbehalte, falls es nicht gelingt, alle Staaten außer Oesterreich zu dem Zutritte zu vermögen, jederzeit abzuspringen berechtigt wären, fuhr er fort: „Eine andere Schwierigkeit der Ausführung scheint mir nicht in dem vollen Umfange gewürdigt zu werden. Es ist dies die Art, wie der Bundesstaat einzuschachteln sei in den von allen Seiten als zu Recht bestehend anerkannten deutschen Bund. Sollen diejenigen Staaten, welche unter preußischer Reichsvorstandschaft dem Bündnisse beitreten, in dem deutschen Bunde durch Preußen vertreten werden, so widerspricht es der Verfassung des deutschen Bundes; sollen sie neben Preußen vertreten werden, so widerspricht es der Natur des neuen Bundesstaates; wie dieser Widerspruch zu vermitteln wäre, weiß ich nicht. Andererseits werden die wesentlichsten Prärogative, welche Preußen als Reichsvorstand zukommen, absorbirt durch diese Ermächtigungen des deutschen Bundes. Nach dem vorliegenden Vertrage hat zum Beispiel Preußen als Reichsvorstand über Krieg und Frieden zu bestimmen; nach der Bundesacte steht dasselbe Recht in Bezug auf dieselben Fälle dem Bunde zu. Wessen Beschlüsse sollen da gelten? Hienach wäre es nicht unmöglich, daß der ganze Bundesstaat wegen entgegenstehender Hindernisse mannigfacher Art ein todtgeborenes Kind bliebe, in welchem Falle wir uns hier um des Kaisers Bart streiten würden."

Man könnte die Rede Bismarcks mit den Worten Metternichs ruhig und ohne aus dem Context zu kommen fortsetzen, wenn dieser schreibt: „Der Begriff eines Bundesstaates auf das deutsche Gemeinwesen angewendet, ist sonach eine Lüge! Unter den sinnlosesten Behauptungen nimmt die des auf dem Artikel 11 der Bundesacte vom Jahre 1815 ruhen sollenden Rechtes der Vereinigung der deutschen Fürsten in einem Bundesstaate wol einen hohen Rang ein."

Wenn nun aber freilich Metternich mit großer Zuversicht vortrug, daß die „Wiederkehr zum Staatenbunde" das „einzig denkbare Ende der deutschen Wirren sei", so stimmte er auch darin mit Bismarcks Raisonnement wunderbar überein, wenn dieser sagt: „Dann bliebe allerdings der vielgeschmähte deutsche Bund das letzte Bindemittel deutscher Einheit"; nur darf man nicht vergessen, daß der Staatsmann der Zukunft einen Satz hinzufügte, der wie der Pferdefuß aus seiner schönen Harmonie mit dem Staatsmanne der Ver-

gangenheit hervorguckte, denn jener bemerkte, da die preußische Regierung die Eventualität der Wiederkehr des deutschen Bundes selbst schon erwähnt hatte, mit einem unverkennbaren Anflug von tiefinnerster Ironie: „Nur muß ich gestehen, daß ich nach der Charakteristik der Wirksamkeit des Bundes, welche der Anfang jener Rede enthielt, auf diesen Schluß allerdings nicht gefaßt war.“

Den Schluß seines eigenen Gedankens hat Herr v. Bismarck freilich in tiefes Schweigen gehüllt, und er hat im Jahre 1849 es stramm vermieden, anzugeben, wie denn er selbst aus seinem angeführten Dilemma herauskommen wollte. Wird der Geschichtschreiber der Zukunft aus diesem Schweigen den Mann von Blut und Eisen diagnosticiren dürfen?

Inzwischen hatte die gemeinsame Politik von Oesterreich und Preußen dem geliebten Staatenbunde sich ansehnlich genähert. Durch das sogenannte Interim vom 30. September 1849, nach welchem im Einverständniß mit dem Reichsverweser die beiden Großstaaten wieder die Leitung der deutschen Angelegenheiten als Stellvertreter der Bundesversammlung in die Hand nahmen, war der erste und wesentlichste Schritt zur Erneuerung des alten Bundes auch äußerlich geschehen. Zwar gab die preußische Regierung den Gedanken der Bildung eines engeren Bundes lange noch nicht auf, aber da das Interimisticum am 1. März 1850 zu Ende gehen sollte, so wäre Eile nöthig gewesen. Was in dieser Beziehung die Geschichte über die inneren Vorgänge und Wandlungen der maßgebenden Kreise in Berlin heute weiß und zu sagen im Stande ist, kann nichts als ein Eingeständniß vollständiger Unkenntniß und Unwissenheit sein.

Wenn König Friedrich Wilhelm IV. zu dem Entschlusse kam, auf den 20. März 1850 das höchst denkwürdige Parlament von Erfurt zu berufen, um auch diesen Anlauf einer großen Unternehmung ebenso rasch zu bereuen, so fehlen heute noch, trotz aller Enthüllungen und Memoiren, vollständig die Anhaltspunkte, um das unglückselige Schaukelsystem der preußischen Politik auch nur zu begreifen.

Wenn Herrn v. Bismarcks Enthaltsamkeit von allen deutschen Angelegenheiten bis dahin etwa daraus entsprang, daß er von den parlamentarischen Verhandlungen über diese Dinge, wie man gesehen hat, nichts hielt, so muß er im März 1849 auf das Erfurter Par-

lament größere Hoffnungen gesetzt haben, denn er ließ sich wählen und vertrat seinen sechsten Potsdamer Wahlkreis mit der ihn schon damals bezeichnenden Energie und Lebhaftigkeit.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß durch die Erscheinung Bismarcks auf dem Parlamente zu Erfurt die schöne Harmonie der beiden großen Staatsmänner der alten und der neuen Zeit zerrissen worden sei, und daß mit diesem Ereignisse die Wege sich sofort gekreuzt hätten; denn wie man denken kann, bedeutete Erfurt für den greisen Kanzler von Oesterreich einen bedauernswerthen Rückfall Preußens in die schlechten Bahnen, von denen er die Hohenzollern mit aller Liebenswürdigkeit stets fernzuhalten suchte. Erfurt erregte in Metternich die stärksten Ausbrüche des Unbehagens. Er läßt sich bitter über die Vertreter des „raffinirten Prussianismus" aus. „Preußen will also erobern," war seine stehende Antwort; so sagt er im März 1849, wenn man ihm „von der eisernen Nothwendigkeit sprach", daß es Deutschland in sich aufnehmen müsse. Und bald darauf heißt es in einem Briefe:

„Was wird aus Erfurt werden? Eine zweite Complication wie die, welche die dreiseitigen Berliner, Erfurter und Frankfurter Gestaltungen bilden, hat die Geschichte nicht aufzuweisen. Lehren bietet sie keine. Nur zwei Ausgänge sind möglich: ein Aufgehen in Dunst oder ein Einsturz gewaltiger Art!" Und noch erregter schreibt er später: „Etwas für den ruhigen Beobachter der Tageslage Bemerkenswerthes ist die Gleichgiltigkeit dessen, was den Namen des deutschen Volkes trägt, in den Wirren, welche ihren Sitz in den regierungsunfähigen Cabineten und in der mittleren Schichte der Bevölkerung haben. Das Erfurter Parlament vereinigt heute den Ausbund dieser Schichte; die Heidelberger Väter des Frankfurter constituirenden Parlaments, die Gothaer, Gagernianer, die preußischen Fürstenbündler schwelgen dort; schaffen werden sie nur wenig, und höchstens etwas Preußisches und Nichtdeutsches. Fragen Sie mich nicht, welches Ende das schlechte Drama nehmen wird, denn meine Geistesgaben reichen nicht weit genug, um es mit irgend Vertrauen mir selbst vorzumalen. Das prosaisch Wahrscheinliche ist, daß Preußen einige Fische im trüben Wasser fangen wird; der große Fischzug wird ihm nicht gelingen."

Man sieht, der alte Herr ist in gereizter und schlechter Stim-

mung wegen Erfurts. Aber in dieser Hinsicht bildet er einen vollen Gegensatz gegen den Zukunftsstaatsmann, den wir in Erfurt vielmehr in heiterster Laune finden; aber freilich in einer solchen, welche ihn der Sache nach durchaus nicht von dem Metternich'schen Standpunkte weit entfernt zeigt. Denn in einer fast übermüthigen Weise erhob sich Bismarck gegen den Ausdruck „deutsches Reich", welcher doch heute nach dreißig Jahren einen ganz respectablen Klang hat. „Die Additional-Acte selbst erkennt bereits das Ungeeignete der Anwendung der Ausdrücke Reich, deutsche Union u. s. w. auf einen Verband von Staaten, der noch nicht die Hälfte von Deutschland umfaßt, vollständig an. Ich halte es indeß für nothwendig, daß wir es nicht bei dieser Anerkennung belassen, sondern daß wir auch überall, wo diese Ausdrücke vorkommen, sie wirklich durch die besseren ersetzen. Lassen wir diese Ausdrücke stehen, so leidet die Sache an dem Schlimmsten, woran eine politische Maßregel überhaupt leiden kann — sie wird ridicül. . . Ich fürchte, daß der Eindruck der Heiterkeit noch dadurch verstärkt werden könnte, wenn wider Erwarten, obgleich die Versammlung in ihrem Beschlusse der Verfassung die volle und unbedingte Genehmigung ertheilt hat, dennoch von den jetzt verbundenen Staaten noch mehrere das Netz oder, um mit dem Abgeordneten für Crefeld zu sprechen, das um sie geschlungene Band deutscher Bruderliebe zerreißen sollten, wenn dennoch, beispielsweise, in den beiden Hessen es der constitutionellen Staatsmaschine trotz der höchsten Anspannung der etwa noch nicht erkalteten Frankfurter Dämpfe nicht gelänge, das Ventil fürstlichen Widerspruches in die Luft zu sprengen. In diesem Falle, wie gesagt, würde das Lächerliche dieser Ausdrücke erhöht werden. Ich erinnere Sie an die Aeußerung, die ein ausgezeichneter Redner vor einiger Zeit vor mir von dieser Stelle that, indem er uns ins Gedächtniß rief, daß gerade vor tausend Jahren hier in dieser Stadt ein Reichstag stattgefunden hat. Die Analogie wird dadurch noch vollständiger, daß dieser Tag nicht ein Reichstag, sondern nur ein Landtag war, ein Landtag, über dessen Zweck in der alten Chronik von Spangenberg buchstäblich zu lesen ist, daß der König Ludwig ihn abhielt, um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich gewesen sei, ein Ende zu machen." „Sollte die Versammlung dieses Jahres hier ein ähnliches Resultat

haben, dann werde ich glauben, daß die Raben vom Kyffhäuser vertrieben und daß der Tag der deutschen Einheit nahe herbeigekommen sei."

Man müßte alles Einzelne, was Herr v. Bismarck in Erfurt gesagt hat, hier wiederholen, wenn man eine vollständige Darstellung von dem trefflichen Humor liefern wollte, welchen er vom 20. März bis 29. April, bis zum Schlusse des Erfurter Parlaments, unausgesetzt zur Schau trug.

In gewissem Sinne hatte sich Bismarck leichter und rascher über die verfahrene Lage der deutschen Dinge getröstet als Metternich, welcher Letztere noch eine Reihe der peinlichsten Stunden und Sorgen in seinen Briefen an Prokesch verräth. Während Bismarck von dem Unionsgedanken und seinem Schöpfer Herrn v. Radowitz innerlich und äußerlich sich längst abgewendet hatte, war der alte Metternich fortwährend von dem Gespenste des Preußenthums gequält. Mußte er doch erleben, daß es Momente gab, wo man in dem gefährlichen Berlin Ernst mit dem Bunde im Bund zu machen schien, wo man in Holstein und Kurhessen an die Waffen appellirte, wo man endlich gar mobilisirte. „Das Beachtenswertheste," so ließ sich der erschrockene alte Herr vernehmen, „im gesammten Verlaufe des neuesten Unternehmens ist die Disciplin, unter welche das Berliner Cabinet die deutsche Demokratie zu bringen vermochte. Der Grund des Phänomens liegt in der Schichte der Bevölkerung, welche das gebildete Proletariat bildet, das heißt, in den Beamten, Professoren, Litteratenkasten, welche zusammengenommen den Vernunftstaat bilden. An der Spitze dieser gespenstischen Associationen steht Preußen seit mehr als einem Jahrhundert. Je grundloser ihrerseits der politische und administrative Gang des Königs Friedrich Wilhelm IV. ist, umsomehr schließt sich die aufgeklärte Demagogie an denselben im Gefühle an, daß sie durch eben das Widersprechende in diesem Gange ihre endlichen Zwecke auf dem leichtesten Wege befördert. Ende gut, Alles gut, ist ein Sprichwort, dem die Berechnenden unter den frères et amis den Werth nicht absprechen."

Und fürwahr, das „Ende gut, Alles gut" blieb im Sinne Metternichs nicht aus. Mit der politischen Niederlage von Olmütz war der preußische Minister-Präsident v. Manteuffel nach Berlin in die Kammer zurückgekehrt und ließ sich in der Adreß-Debatte am

3. December 1850 dazu herbei, den officiellen Rückzug rückhaltlos und aus dem Vollen zu blasen.

Herr v. Bismarck hielt noch am selben Tage diejenige Rede, welche seinem künftigen Geschichtschreiber vermuthlich das allermeiste Kopfzerbrechen verursachen wird von Allem, was er über den Schöpfer des deutschen Reiches zu sagen haben wird. Daß Bismarck dem Ministerium Manteuffel einfach secundirte, wird man zwar eigentlich nicht sagen dürfen, er freute sich nur, zu constatiren, daß es mit Radowitz und seinen Ideen für immer vorbei sei, und freute sich, daß er dem projectenreichen General schon vor einem Jahre das unbedingt Praktische und Nothwendige entgegengehalten habe.

In Bismarcks Rede ist nun vielleicht die Stelle am merkwürdigsten, wo er sich darüber ausläßt, daß es mit einem Deutschland ohne Oesterreich ohnehin nichts sei, und „daß dasjenige, was Preußen und Oesterreich nach gemeinschaftlicher unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands auch ausgeführt werde."

Und weiterhin sagte Herr v. Bismarck: „Wenn ich vorher von dieser Tribüne Oesterreich als Ausland und, wenn ich nicht irre, als verwegenes Ausland habe bezeichnen hören, so möchte ich fragen, mit welchem Rechte Sie behaupten, daß Hessen oder Holstein uns nicht für Ausland gelte, wenn Sie Oesterreich als Ausland behandeln wollen, das mit demselben Rechte zu Deutschland gehört?" Und ferner: „Es ist eine seltsame Bescheidenheit, daß man sich nicht entschließen kann, Oesterreich für eine deutsche Macht zu halten. Ich kann in nichts Anderm den Grund hievon suchen, als daß Oesterreich das Glück hat, fremde Volksstämme zu beherrschen, welche in alter Zeit durch deutsche Waffen unterworfen wurden. Ich kann aber daraus nicht schließen, daß, weil Slovaken und Ruthenen unter der Herrschaft Oesterreichs stehen, diese die Repräsentanten des Staates und die Deutschen eine bloße beiläufige Zugabe des slavischen Oesterreichs seien, sondern ich erkenne in Oesterreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat."

Man kann nicht verkennen, daß von diesen Worten zu Bismarcks nachheriger Behauptung von dem Schwerpunkt Oesterreichs, welcher in Ofen liegt, ein langer Weg ist, und mag es der Zukunfts-

Historiker wissen, wie er alle diese Widersprüche unter den gemeinsamen fürstlichen Hut des großen Schöpfers von jenem Deutschland zu bringen vermag, welches denn doch dem Radowitz'schen um Vieles ähnlicher sieht als demjenigen, welches Manteuffel restaurirt und Bismarck dereinst in so warmen Schutz genommen hat.

So viel ist gewiß, daß Metternich, wenn er die Rede Bismarcks las, worüber jedoch aus der vorliegenden Sammlung kein Beweis beizubringen ist, die hellen Thränen der Freude geweint haben kann. Was er unbekannt und auf den geheimsten Wegen seinem Prokesch nach Berlin mit sorgfältiger Vermeidung der Post vertraute, sagte ein gewandter jugendlicher Redner Alles in der Kammer laut und hatte seinerseits doch keine Ahnung, wie scharf die Lebensstraßen zweier so grundverschiedener Menschen an einer Stelle und in einem Zeitpunkte zusammenzutreffen vermögen.

Für den späteren und heutigen Betrachter mag es allerdings möglich sein, den Pferdefuß, der schon einmal zum Vorschein gekommen war, auch hier noch zu entdecken; denn freilich bemerkte Herr v. Bismarck im Vorübergehen auch dies, daß die Ordnung der deutschen Angelegenheiten auf den freien Conferenzen zu Dresden voraussichtlich erledigt werden müsse: „Wer den Krieg durchaus will, den vertröste ich darauf, daß er in der freien Conferenz jederzeit zu finden ist; in vier oder sechs Wochen, wenn man ihn haben will. Ich bin weit davon entfernt, in einem so wichtigen Augenblicke, wie dieser ist, die Handlungsweise der Regierung durch Rathgeben hemmen zu wollen. Wenn ich dem Ministerium gegenüber einen Wunsch aussprechen wollte, so wäre es der, daß wir nicht eher entwaffnen, als bis die freien Conferenzen ein positives Resultat ergeben haben; dann bleibt es noch immer Zeit, einen Krieg zu führen, wenn wir ihn wirklich mit Ehren nicht vermeiden können oder nicht vermeiden wollen."

Aber der Krieg blieb auch ohne ein positives Resultat der Dresdener Conferenzen aus, und der jugendliche Redner der zweiten Kammer sollte sechzehn Jahre älter werden, ehe er ihn für unvermeidlich hielt. Der alte Metternich erlebte ihn zu seinem Glücke nicht, und wenn er den Mann der Zukunft in seinen Anfängen je beachtet haben sollte, so würde er es wohlgefällig aufgenommen haben, daß derselbe eifrig warnte, man solle „nicht mit dem Feuer spielen".

Zunächst war es noch an dem alten Kanzler der Vergangenheit, zu rathen, zu unterweisen und Denkschriften für die österreichische Regierung zu schreiben. Von Monat zu Monat besserten sich ihm die Aussichten; er hatte nur noch zu warnen, daß nicht auch sein altes liebes Oesterreich von dem Zuge der Neuerungen allzusehr fortgerissen werde. Mehrmals schon hatte er dem Fürsten Schwarzenberg und Grafen Buol ein donnerndes „Zu viel, zu viel!" zurufen müssen. Endlich war Alles friedlich in der Frankfurter Eschenheimer Straße in seinem alten fröhlichen Geleise, und befriedigt konnte Metternich am 24. April 1852 seinem „lieben Prokesch" die unvergleichlichen Worte schreiben:

„Daß ich das Bild, welches Sie von der Inconsequenz des Preußenthums stellen, als ein ganz richtiges betrachte, hieran zweifeln Sie wol nicht. Stünde ich heute an der Spitze unseres Cabinets, so würde ich es zu Berlin vormalen und mich daselbst dem Vorwurfe aussetzen, „nichts vergessen, aber auch nichts gelernt zu haben". Diese Beschuldigung würde ich als ein Lob annehmen. Die vier nun verflossenen Jahre haben mir in der That nichts zu lehren vermocht, und deshalb waren sie auch nicht geeignet, mich der Gefahr des Vergessens des Gewußten preiszugeben. Ich hatte einen alten Kammerdiener, mit dem es nicht möglich war, in Streit zu gerathen, denn er mochte etwas gesagt oder geschwiegen haben — sagen konnte man, was man immer wollte —, er antwortete stets mittelst des Ausrufes: „C'est ce que je vous disais!" Was der gute Mann erfand, habe ich das Recht, als von mir gethan in der großen Runde zu behaupten."

Sollte vielleicht der Hauptunterschied der beiden großen Kanzler der ersten und der zweiten Hälfte des Jahrhunderts darin bestehen, daß der jüngere nicht gleich dem alten von seinem Werke behaupten möchte: C'est ce que je vous disais? Sicherlich könnte wenigstens, wenn man schon ein Ebenbild des Metternich'schen Kammerdieners in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts suchen wollte, dasselbe eher zu Wien als zu Berlin gefunden werden. Doch scheint auch auf dem Ballplatze die Weisheit des alten Kammerdieners vergessen worden zu sein.

Metternich und Gentz.

Die Archive sind unerschöpflich über Gentz und Metternich*); es ist ein wahres Glück, wenn sie in so guten und überaus verständigen Händen sind, wie in denen des Fürsten Richard Metternich. Ich habe schon zu oft und an zu mancherlei Orten meiner aufrichtigen Anerkennung über die großen Publicationen desselben Ausdruck gegeben, als daß es nöthig wäre, nochmals in der Presse im Allgemeinen dieses seltenen und bedeutenden Verdienstes um die neuere Geschichtswissenschaft zu gedenken. Ich thue dies aber gern und wahrscheinlich mit etwas mehr Rückhaltlosigkeit, als manche meiner Fachgenossen. Die Neigung unserer Zeit, vor lauter Kritik nicht zu der Conclusion zu kommen, ist so groß, daß man von gar manchen Seiten vergessen hat, das dankbare Wort für eine Sammlung von Acten und Briefen auszusprechen, welche in Oesterreich gar keine und in den älteren Litteraturländern nur sehr wenige Rivalen aufzuweisen hat. Acht starke Bände aus den nachgelassenen Papieren des Staatskanzlers haben in Zeit von wenigen Jahren die Presse verlassen, und so Mancherlei man vielleicht an der Methode der Publication hätte aussetzen mögen, es wäre doch wahrlich das größte Unrecht, einem fast mit erstaunlichem Ordnertalente begabten Herausgeber, wie Herrn v. Klinkowström, das ihm in so hohem Grade gebührende Lob zu versagen. Gar manche akademische Körperschaft trägt sich jahrzehntelang mit Publicationen herum, deren vernünftige Zusammenstellung nicht halb so viel savoir faire verlangte, als bei den sehr zerstreuten und verschiedenartigen Schriftstücken des Metternich'schen Archivs nöthig war. Und alle diese Schwierigkeiten hat Herr v. Klinkowström allein und ohne Hülfe einer historischen Commission bewältigt und man möchte sagen mit einer liebenswürdigen Selbstgewißheit, in Verbindung mit seinem erfahrenen und staatsgewandten fürstlichen Gönner,

*) Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813 bis 1815 nach Aufzeichnungen von Friedrich Gentz, nebst einem Anhange: Briefwechsel zwischen dem Fürsten Schwarzenberg und Metternich. Von Richard Fürst Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons Freiherrn v. Klinkowström. Wien. C. Gerolds Sohn 1887.

erledigt. Ich habe einmal in einem Berichte aus Paris, wenn ich nicht irre, aus 1864, gelesen, der Fürst Metternich sei das coulanteste, weitaus expeditivste und bei Weitem unverdrossenste Mitglied des diplomatischen Corps am Hofe des Kaisers Napoleon gewesen und habe zwar in manchen Punkten recht hartnäckig etwas verweigern können, aber es doch dabei verstanden, die Geschäfte niemals aufzuhalten. So, denke ich mir, mag der Fürst wol auch bei seinen litterarischen Neigungen mit der Herausgabe der Schriften zu Werke gegangen sein. Er hat ein und das andere recht hartnäckig verweigert, aber weil er doch die Geschäfte immer in gutem Gange zu erhalten wußte, so erfährt man gerade genug aus seinen Büchern, um sie immer mit größter Belehrung und seltenem Nutzen zu lesen. Es gehört nur dazu, daß man schon hie und da ein Bischen eingeweiht ist, um zu bemerken, daß es wahrlich recht viel ist, was der Herausgeber mittheilt. Freilich darf man sich's nicht verdrießen lassen, dabei einigen Lehmboden umzuackern.

Auch mit der neuesten Publication, die, wie die Vorrede richtig bemerkt, in das schon fast völlig aufgeschlagene Buch der Befreiungskriege eingreift, verhält es sich ähnlich. Wer sollte nach den unzähligen bekannten Briefen von Gentz über diese Ereignisse noch erwarten, viel Neues zu hören, und dennoch sind es, objectiv und subjectiv betrachtet, kostbare Perlen, die man zuweilen in dem dicken Bande findet. Ich möchte in den folgenden Zeilen nicht gerade eine Blumenlese bieten, welche den Raum einer Anzeige bei Weitem überschreiten müßte, aber durch einige Beispiele wird es wol gestattet sein, klar zu machen, wie mancherlei Gewinn für scheinbar abgethane Fragen hier noch zu ziehen war.

Das neue Werk führt gerade nicht den für den Inhalt bezeichnendsten Titel. Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen ist ein Gegenstand, welcher nur insofern die reichen Materialien des Buches charakterisirt, als die Verfasser der Briefe und Actenstücke sich im österreichischen Lager befinden: Gentz, Metternich, Schwarzenberg. Aber gerade der erste von diesen eingreifenden Persönlichkeiten, welcher in der neuen Publication vorzugsweise das Wort hat, ist weit entfernt davon, die großen Ereignisse der Zeit lediglich unter dem Gesichtspunkte der österreichischen Politik zu betrachten. Im Gegentheile liegt ein großer Theil des Werthes der Publication gerade darin,

daß man hier den Federführer der österreichischen Regierung einmal als Berichterstatter einer auswärtigen Macht kennen lernt. Es handelt sich um das Verhältniß des österreichischen Hofraths zu dem Fürsten Caradja, Hospodar der Walachei. Es war der Welt nicht unbekannt und gab in früheren Zeiten dem außer den diplomatischen Kreisen stehenden Publicum Anlaß zu allerlei bedenklichem Gerede. Indessen wurde es vom Fürsten Metternich und offenbar auch vom Kaiser Franz durchaus gebilligt, daß sich die Hospodare der Walachei jahrzehntelang das sehr kostspielige Vergnügen gemacht haben, sich von keinem Geringeren als von Gentz selbst über die Weltlage von Europa Bericht erstatten zu lassen. Fürst Metternich erhielt jedoch erst nach dem Tode von Gentz Einblick in den ungeheuren Depeschenreichthum seines getreuen Hofraths und versäumte nicht, bei der Lectüre des Gentz'schen Nachlasses hie und da seine Randbemerkungen beizufügen. Später überließ Fürst Metternich die Concepte dieser Schreiben dem Grafen Prokesch-Osten, aus dessen Nachlaß sie dann wieder des Letzteren Sohn vor einigen Jahren veröffentlichte. Einige Denkschriften wurden jedoch schon ursprünglich von dem Fürsten Metternich zurückbehalten, und diese letzteren erscheinen daher in der neuen Publication zum erstenmal veröffentlicht.

Die Correspondenz für den Fürsten Caradja in den Jahren 1813 bis 1815 ermangelt nicht einer gewissen Unabhängigkeit in der Beurtheilung der Dinge von Seite Gentz'. Wenn der Herausgeber bemerkt, die Mittheilungen desselben seien deshalb besonders interessant, weil sie, unbeschadet ihrer Objectivität, vorzugsweise den österreichischen Standpunkt zur Geltung bringen, so sehe ich mich nach der Lectüre der Briefe selbst zu einem Widerspruche herausgefordert. Es ist vielmehr höchst merkwürdig, daß es einem Beamten der Staatskanzlei gestattet war, ziemlich hypothetisch, journalistisch, conjecturalpolitisch — und wie die Fremdworte alle heißen, die für das gute Wort „kannegießern" erfunden worden sein mögen — langathmige Berichte an einen fremden Fürsten zu schreiben. Daß dem wirklich so war, zeigt sich in einer ganzen Anzahl von Fällen, wie in Betreff der Thronentsetzung der napoleonischen Dynastie, in den Ansichten über die Bourbons und ihre Wiederherstellung, über die deutsche Kaiserwürde und vieles Andere, wovon später die Belege beigebracht werden sollen. Es scheinen in der That große Freiheiten

dem unentbehrlichen Manne in dieser Beziehung gestattet worden zu sein, und wenn der Kaiser Franz wirklich hie und da einmal von einem Mißtrauen gegen seinen schreibegewandten Hofrath erfüllt worden war, so mag dies dem Umstande zugeschrieben werden können, daß Gentz eben doch in sehr wichtigen Dingen grundverschiedene Meinungen hatte. Daß der diplomatische Dienst der damaligen Zeit einem Beamten gestattete, aus diesen Abweichungen seiner Gesinnung kein Geheimniß machen zu müssen, war indessen nichts so Seltsames und Außerordentliches, als man vom Standpunkte der heutigen Praxis zu denken geneigt sein mag. In Bezug auf die diplomatische Disciplin haben sich die Dinge in Europa — man braucht kaum an bekannte Processe zu erinnern — wesentlich verändert. In älteren Zeiten, und auch Fürst Metternich war in dieser Beziehung Cavalier vom Scheitel bis zur Zehe, wurden die internationalen Geschäfte fast ausschließlich von der hohen Aristokratie besorgt; jeder der Herren repräsentirte gewissermaßen auch sich selbst; das hatte seine Vorzüge und seine Nachtheile. Fürst Bismarck hält sicherlich die Nachtheile für überwiegend, Fürst Metternich dagegen hatte so gut wie dereinst Fürst Kaunitz seine Carrière mehr dem Laissez faire der alten Diplomatenschule zu verdanken. Je sorgfältiger diese Staatsmänner zu verhindern wußten, daß in die geheiligten Regionen der hohen Politik keine unberufenen Ohren und Augen eindringen konnten, desto größer war eine gewisse Ungebundenheit des Urtheils innerhalb der Eingeweihten. Offenbare Fehler und Mißgriffe, wie sie Gentz selbst seinen nächsten Freunden, Müller und Pilat, zuweilen zum Vorwurfe machte, brachten kaum irgend welche Consequenzen mit sich. Fürst Metternich sprach andererseits von den ihm etwa falsch erscheinenden Ansichten seines Hofraths mehr im Tone des Scherzes, als mit dem Blitz und Donner des Olympiers. Auch noch nach Gentz' Tode charakterisirte er diesen in lustiger Weise damit, daß er bemerkte, der schriftgewandte Hofrath hätte sich vor dem Gedanken an kriegerische Verwicklungen so gefürchtet, als könnte er dadurch von einer Kugel getroffen werden — physischer Muth war ja bekanntlich nicht die starke Seite von Gentz.

Man hat in den letzten Jahren öfter die Frage besprochen, welchen Antheil Gentz an der eigentlichen Führung der Geschäfte gehabt hätte. Ich glaube nicht, daß es ein großes Kunststück war,

die übertriebenen Vorstellungen, welche hie und da in der Litteratur davon bestanden haben, endlich auf das richtige Maß herabzusetzen. Eine von den Einbildungen, welche durch Litteraturgeschichten und Gelehrtenbiographien sich naturgemäß in der Welt verbreiten, ist die Ueberschätzung der „geistigen Mächte" überhaupt und der geistbesitzenden Personen im Besonderen. Aber in der Wirklichkeit einer Staatskanzlei bildet diese Classe von Beamten eben das „schreibende Hauptquartier" und wird auch häufig für nichts Anderes als Schreiber betrachtet. Daß man auf die Idee verfallen ist, in der absolut aristokratischen Gesellschaft des österreichischen Hofstaates hätte Herr v. Gentz eine große führende Rolle gespielt, erschien mir immer nur als ein Beweis, mit welcher unendlich geringen Menschen- und Weltkenntniß die Leute geschichtliche Bücher schreiben. Daß der Herausgeber in der Vorrede sich bestimmt gesehen hat, auch seinerseits zu betonen, wie sehr das Verhältniß zwischen Gentz und Metternich zuweilen übertrieben worden sei, war der herrschenden Ansicht gegenüber allerdings durchaus nothwendig. Der fürstliche Sohn des alten Staatskanzlers corrigirt diesen Irrthum mit größtem Zartgefühl und, man muß sagen, gentlemanlike. Denn er möchte gewiß auch seinerseits keinen Anlaß zum Mißverständniß geben. Die hohen Herren, welchen Gentz diente, waren ja feine und gebildete Leute. Sie haben dem schreibekundigen Hofrath ja selbstverständlich nicht alle Tage den Unterschied der Stände zu erkennen gegeben; sie haben auch mit ihm an demselben Tische gegessen. Wenn sich aber in Folge dessen in der Litteratur der himmelschreiende Irrthum verbreitete, daß Gentz im Hintergrunde mit zu den „Machern" der europäischen Politik gehört hätte, so war das eben die Folge einer spießbürgerlichen Auffassung, welche Jeden, der an der Tafel mitgespeist hatte, auch zu den Eroberern von Paris zählte. Es ist nur gut, daß der neuen Publication ein wohlgelungenes Stahlstichportrait nicht fehlt, welches uns den schlichten Frack des schreibekundigen Hofraths mit dem großmächtig aussehenden, vom Portraitisten offenbar etwas zu auffallend behandelten Leopolds-Orden — im Knopfloch — vorführt. Ja, nun weiter konnte man es unter dem Kaiser Franz wirklich nicht bringen. Warum sich nun da noch Professor Oncken und andere gelehrte Männer die Köpfe zerbrochen haben, welches die richtige Stelle sein möchte, auf welcher der herrschende Schriftsteller — ich will nicht

sagen der allmächtige Schreiber — eigentlich im Staat und Haus Oesterreich gestanden hat, ist in der That nicht recht einzusehen. Der Leopolds-Orden der dritten Classe besagt Alles, was hier dem Historiker zu wissen nöthig ist. Mehr zu erforschen, scheint mir wahrlich eitel.

Wenn nun auch in den Augen des Kaisers Franz und folglich auch Metternichs diese Qualification des Gentz'schen Leibrocks etwas viel Ansehnlicheres gewesen sein mag als heutzutage, so ist doch klar, daß in der Weltgeschichte eigentlich entscheidende Personen immer etwas reichlicher ausgestattet waren, und wenn unser geistreicher Hofrath trotzdem auf seinem Portrait ein höchst befriedigtes und lebensvergnügtes Gesicht macht, so ist damit nur der Beweis geliefert, daß er in der richtigen Schätzung seines Jahrhunderts andere große Erfolge von seiner Feder nicht erwartet haben wird. Und nichts kann daher für sicherer gelten, als daß er selbst ganz unschuldig an der großen Ueberschätzung seines Einflusses war, die man ihm fast von allen Seiten zu Theil werden ließ.

Man hat charakteristische Proben und Aussprüche dafür, daß sich der geistreichste Mann der Congreßzeiten in Wien in späteren Jahren vollkommen darüber zu trösten verstanden hat, wenn die Dinge nicht nach seinem Sinn sich entwickelt hatten. Was aus Europa und aus Deutschland geworden war, hatte seinen wenigsten Beifall; aber seine Feder blieb immer die Quelle nicht nur mancher diplomatischer Erfolge der Metternich'schen Politik, sondern auch eines gewissen litterarischen und journalistischen Vergnügens für die Politiker vom Fach, für die Feinschmecker der Litteratur und für das belehrungsbedürftige Publicum. Ob das Interesse an den Leistungen des großen Publicisten nicht nach seinem Tode auch durch buchhändlerische Speculationen einigermaßen in die Höhe geschraubt worden ist, scheint eine wol aufzuwerfende Frage zu sein. Gar Vieles, was aus der großen Correspondenzenfabrik von Gentz hervorgegangen ist, hätte recht gut der Vergessenheit anheimfallen können, ohne gedruckt zu sein, und wird diesem Schicksal auch in dieser Eigenschaft nicht entgehen. In dem neuen Werke aus Metternichs Nachlaß haben die Briefe zwischen Gentz und dem Staatskanzler selbst gewiß den nächsten Anspruch auf das Interesse und die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers. Nicht in gleichem Grade gilt dies aber von der

vielbewegten Frage über die Correspondenz Caradja, in welcher sehr Vieles, ja das Meiste, den gar zu durchsichtigen Zweck erkennen läßt, gut honorirt worden zu sein. Je größer nun die Uebersetzungsmühe in diesem Theile des Werkes für Herrn v. Klinkowström gewesen ist, desto mehr wäre vielleicht die Frage erlaubt, ob nicht noch weitere Kürzungen am Platze gewesen wären. Ich bin indessen weit entfernt, dadurch das Verdienst der Publication irgendwie schmälern zu wollen; ich weiß, es liegt etwas eigenthümlich Pietätloses darin, einen Schriftsteller, den man hochschätzt, lediglich mit der Scheere zu behandeln und Alles wegzuschneiden, was nicht auf der vollen Höhe des historischen Interesses steht. Vielleicht gelingt es mir zu zeigen, daß immerhin recht Vieles in diesen Correspondenzen steht, was von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für die große Zeit der Befreiungskriege bleibt.

Wenn man jemals in der Geschichtsforschung unsicher über den Antheil war, welchen Gentz an den großen Geschäften hatte, so würde die heute vorliegende Publication den Beweis liefern, daß Fürst Metternich seinem Hofrath zwar gestattete, über Alles seine Meinung zu sagen, daß er aber in den wenigsten Fällen dieselbe für brauchbar gefunden hat. In der Zeit der Erfolge seit der Schlacht bei Leipzig hatte auch Gentz ein so starkes Größenbewußtsein in sich ausgebildet, daß man sagen muß, Fürst Metternich dürfte von rechtswegen gelächelt haben über die Zumuthungen, welche ihm auf diesem Wege zuweilen gestellt worden sind. Es ist ja ganz hübsch und humorvoll, wie Gentz seinem abgöttisch verehrten Herrn und Meister seine Verehrung und die unbedingte Anerkennung seiner Ueberlegenheit in einer Menge von Briefen ausspricht, aber die politischen Vorschläge, welche er ihm unterbreitet, machen weder seinem Verständniß für die Lage, noch seiner practischen Befähigung große Ehre. Sollte man es denn für möglich halten, daß derselbe Gentz, der seit Anfang 1814 bis zum Ende des Wiener Congresses nichts als Anklagen gegen den Kaiser Alexander von Rußland vorzubringen hatte und nahe daran war, in dem Uebergewicht desselben eine neue Weltherrschaft zu befürchten, noch am 5. November 1813 dem Fürsten Metternich den Rath ertheilen konnte, die zukünftige Gestaltung Europas ganz allein, ausschließlich und mit Beiseitesetzung aller übrigen Mächte mit Rußland zu verabreden und festzustellen!

„Daß Eure Durchlaucht in diesem großen Geschäfte, und namentlich in der Einleitung und Gründung desselben, keines fremden Raths bedürfen, davon ist Niemand so durchdrungen als ich. Da Sie mir aber bei meiner Correspondenz keine Art von Fesseln anlegen, so wird es mir auch erlaubt sein, hier kürzlich zu bemerken, wie ich mir den Gang der Sache in seinen Hauptstationen ungefähr denke. . . . Ich denke mir also, daß die Grundlage aller bevorstehenden politischen Verhandlungen zwischen dem Kaiser Alexander und Ihnen (als vollständig autorisirtem Repräsentanten unseres Kaisers) von allen Seiten vorbereitet und in geheimen Conferenzen dergestalt festgesetzt werden wird, daß jede Hauptfrage schon entschieden sei, wenn Andere zur Theilnahme an diesem Geschäfte gezogen werden.

Ich denke mir ferner, daß durch Ihre glücklichen Verhältnisse mit Lord Aberdeen Alles, was zwischen dem Kaiser Alexander und Ihnen verabredet wird, ipso facto der Sanction der englischen Regierung gewiß sein kann, und daß folglich, ehe noch von irgend einer Seite die geringste förmliche Unterhandlung eingetreten ist, Oesterreich, Rußland und England über die sämmtlichen Hauptpunkte miteinander einig sein werden."

Wie man aus diesen Worten ersieht, war Gentz von nichts weiter entfernt als von dem Gedanken eines Congresses, ja er hatte die besonders für Deutschland recht angenehme Tendenz geltend gemacht, lediglich durch die fremden Mächte dessen Schicksal bestimmt zu sehen. Und um keinen Zweifel über diese Auffassung des Hofraths zu lassen, heißt es weiter: „So würde also, nachdem in der That nur dem Wesen nach die große Frage von Oesterreich allein, unter Beihülfe Rußlands und Englands, entschieden worden wäre — und so allein muß es gehen, wenn es irgend gut gehen soll —, vor den Augen der Welt Alles so gerichtet und geordnet, als hätten Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich das Werk vollführt."

Also zu einem förmlichen Betrug Preußens und Deutschlands rieth Gentz dem Fürsten Metternich, welcher seinerseits weder naiv genug gewesen wäre, um sich im Sinne von Gentz in die Arme Rußlands zu werfen, noch auch ein Verfahren gegen Preußen für anständig gehalten hätte, wie es Gentz vorschlug. Man sieht in der That, daß Metternich seinen Hofrath in den Regeln des politischen

Wohlverhaltens, wie der practischen Geschäftsführung himmelhoch überragte. Hätte man nicht die Ueberzeugung, daß die innerste Anhänglichkeit von Gentz an Metternich wirklich bestand, so könnte man in Fällen, wie dem vorliegenden, an der Ehrlichkeit seiner Rathschläge zweifeln. Was aber in den jetzt veröffentlichten Briefen am meisten auffällt, ist der Umstand, daß in Wien eine ganze Serie von Gegnern des Staatskanzlers gegen den letzteren thätig war, und diese durch die Presse im Zaume zu halten, verstand Gentz doch sehr gut. Was wäre in dieser entscheidenden Zeit aus Oesterreich geworden, wenn die Heger und Hudelist obenauf gekommen wären? Das Sonderbarste aber ist es, daß Gentz selbst im Februar 1814, in der Zeit, während man im Hauptquartier Friedensunterhandlungen anknüpfte, mit einemmale zu den Napoleonisten gehörte und seinen durch Jahre hindurch gepredigten Haß ganz und gar in seinen diplomatischen Papierkorb geworfen hatte.

„Weiter heißt es", — so schreibt Gentz an Metternich — „die Sache kann nur in Paris geendigt werden." So spricht selbst Hudelist, obgleich mit Bedauern, daß es so sei. Dies verstehe ich noch weniger. Warum müssen denn die Armeen nach Paris gehen? Warum muß denn Napoleon, wenn er einmal auf Alles eingeht, was man von ihm verlangt, auch noch in seiner letzten Verschanzung angegriffen werden? Ich glaube wol, daß der Kaiser Alexander (und mit ihm tausend Fanatiker) keinen anderen Wunsch haben als diesen. Aber hat denn der Kaiser Alexander den Muth, seine förmliche Einwilligung zur Unterhandlung, seine Vollmachten, seine Instructionen, die sämmtlichen bisher gethanen Schritte für nicht geschehen zu erklären? Ist es denn so weit gekommen, daß man nach Paris geht, blos weil man Lust dazu hat? Gibt es denn keinen Fürsten Metternich, keinen Fürsten Schwarzenberg, keine Rücksicht auf Vernunft, noch selbst auf Rechtlichkeit mehr? Was ist denn aus unserem Kaiser geworden? Ist dieser auch vom Strome mit fortgerissen, oder wird auch auf seine Stimme nicht mehr gehört? Alle Daten, die ich besitze, sind unzureichend, um diese Fragen zu beantworten. Irgend ein böses Geheimniß muß hier noch im Hintergrund schlummern. Und doch gebe ich nicht alle Hoffnung auf. Wenn Euer Durchlaucht aber diesmal siegen, so weiß ich nicht mehr, wie Ihre Apotheose gefeiert werden soll."

Siegen! — Nach der Meinung von Gentz hätte siegen so viel geheißen, als Napoleon retten, auf dem Throne von Frankreich erhalten. Wenn im weiteren Verfolg seines Briefes Herr v. Gentz ein Klagelied anhebt, daß er nicht wisse, wie er nur in seiner Eigenschaft als Censor in diesem Augenblicke alle die gräßlichsten Diatriben gegen Napoleon, die bald in die Zeitungen gesetzt, bald besonders gedruckt, bald in Musik gesungen werden sollen, unterdrücken könne, so gibt diese Aeußerung allerdings einen ganz neuen Begriff von der Gentz'schen Feindschaft gegen Napoleon. Man traut seinen Augen kaum, wenn man eine von dem wetterwendischen Manne im Februar 1814 verfaßte Denkschrift von sechzehn Seiten liest, welche nichts als eine volle Vertheidigung Napoleons und den wunderbaren Nachweis enthält, daß der in den früheren Jahren so furchtbar geschilderte Corse eigentlich juristisch kein Usurpator genannt werden könne.

Ohne Zweifel werden die Briefe von Gentz an Metternich viel dazu beitragen, die Illusionen zu zerstören, welche über den patriotischen Grundton seines Kampfes gegen den Eroberer von halb Europa gerade in den letzten Jahren wieder mehr verbreitet worden sind. Dagegen können sie nur dazu dienen, die großen Vorwürfe, welche gegen Metternich erhoben wurden, als sei er in seinem Marsche gegen den Imperator nicht energisch, nicht entschlossen genug gewesen, stark zu vermindern. Man sieht jetzt, wie es gegangen wäre, wenn nach Gentz verfahren worden wäre. Derselbe Gentz, der vor wenigen Monaten Europa lediglich durch eine Verständigung mit dem Kaiser von Rußland restaurirt wissen wollte, tobte jetzt in der tollsten Weise gegen Alexander, weil dieser — Napoleon vernichtet sehen will. Der Kaiser von Rußland ist nun ein Fanatiker geworden, welcher keine vernünftigen Gesetze der Politik mehr kennt; Preußen leidet in Gentz' Augen an militairischem Ehrgeiz und Großmannssucht, und Metternich und der Kaiser von Oesterreich sind so schwach, sich von diesem verrückt gewordenen Alliirten ins Schlepptau nehmen zu lassen. Es ist, wie wenn der Herr Hofrath, da er der unmittelbaren Zucht und Leitung seines Herrn Gebieters entzogen ist, sich selbst im Delirium befände.

Die Ursachen dieser völlig verkehrten Anschauungen von Gentz sind nicht leicht zu erkennen. Das, was aus seinen Aufzeichnungen mehr und mehr hervorgeht, ist eine große Abneigung gegen die

Bourbonen. Hier kommt der Inhalt der an den Fürsten Caradja geschriebenen Depeschen unserer Beurtheilung entgegen. Es ist kein Grund, anzunehmen, daß Gentz in diesen Berichten nicht seine wirkliche Meinung gesagt hätte. Hier ist nun kein Zweifel, daß die ganze Art der Zurückführung der Bourbonen nach Frankreich nicht im Sinne von Gentz gelegen hatte. Er tadelt Alles und Jedes, was mit diesem Ereigniß im Zusammenhang stand. Die Rückberufung, die Verfassung, die Reden des Grafen von Artois, es macht fast den Eindruck, als ob der Berichterstatter einer etwa bei dem Fürsten Caradja vorhandenen Stimmung Concessionen machte.

Es wird freilich von anderer Seite als ein Beweis des Scharfsinns von Gentz angeführt werden, daß er überhaupt eine durchaus pessimistische Anschauung in Betreff aller vom Wiener Congreß vorgenommenen Maßregeln an den Tag legte; aber wenn man aufrichtig sein will, so muß man sagen, es fehlt an jeder Handhabe der Beurtheilung dafür, wie denn Gentz die Dinge in Europa geordnet wissen wollte. So erhalten wir Bilder, welche in mancher Beziehung zutreffend gewesen sein mögen, aber nur in ihrem negativen Theile eine gewisse Rechtfertigung durch spätere Ereignisse erhalten konnten. Dennoch wird es den Leser interessiren, Einiges über den Wiener Congreß mit den eigenen Worten von Gentz hier wiederholt zu finden:

„Ich glaube, Ihnen genug mitgetheilt zu haben, um Ihnen zu zeigen, was man von diesem Congreß erwarten kann. Es müßte ein Wunder geschehen, fast ebenso groß wie das, wodurch man die Macht Napoleons zum Sturze brachte, um zu bewirken, daß daraus ein Zustand vollständiger und dauerhafter Ruhe in Europa hervorgehe. Er wird uns nicht unmittelbar zum Kriege führen, denn alle Welt fürchtet einen solchen in diesem Augenblicke, und Niemand möchte in den Augen der Welt für den Anstifter desselben gelten; er wird aber, wie ich es schon früher gesagt, einen Zustand der Dinge anbahnen, der schlimmer ist als offener Krieg, einen Zustand, wobei keine der Großmächte den Muth haben wird, aufrichtig zu entwaffnen und Jedermann sich sozusagen am Vorabende eines allgemeinen Ausbruchs glauben und fühlen wird. Ich kann mich täuschen, indem ich dieses traurige Zukunftsbild entwerfe; unvorhergesehene Zwischenfälle können eine so trübe Aussicht entweder ganz

ändern oder wenigstens mildern; allein dies ist gegenwärtig meine Anschauungsweise, und wenn sie irrig sein sollte, kann ich mir nur selbst die Schuld geben, denn sicherlich besitzen wenig Personen so viele Anhaltspunkte, wie ich, um die Menschen, die Beziehungen und die Ereignisse ihrer Zeit zu beurtheilen. Ich wage es nicht, zu sagen, und Niemand kann es zur Stunde genau sagen, welches Ergebniß dieser schlecht entworfene, schlecht berechnete und schlecht vorbereitete Congreß haben wird, den ich als eines der schlimmsten Projecte unserer ereignißreichen Zeit betrachte; mit Gewißheit glaube ich jedoch behaupten zu können, daß er keinen der Vortheile bringen wird, die Europa von dieser Versammlung zu erwarten die Gutmüthigkeit hatte."

Bei dieser pessimistischen Stimmung des Berichterstatters kann man sich nicht wundern, daß auch die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba auf ihn bei Weitem nicht den Eindruck hervorgebracht hat, den man erwartet haben wird. Er gibt sich nach dem kläglichen Zusammenbruch der bourbonischen Restauration dem Gedanken hin, daß man sich mit dem Kaiser Napoleon auf der Grundlage des Pariser Friedens verständigen könnte. Wieder sind es aber lediglich pessimistische Anschauungen, die Gentz von dem Gange der Dinge verbreitet: „Ich bin sogar fest überzeugt", sagt er, „Kaiser Alexander wäre nicht so sehr, wie man glaubt, abgeneigt, unter den gleichen Bedingungen mit Napoleon zu unterhandeln, falls dieser die Familienbande auflösen könnte, welche ihn an Oesterreich knüpfen." Und dann heißt es weiter: „Andererseits ist das Wiener Cabinet ebenso sehr wie Kaiser Alexander von der Untüchtigkeit der Bourbonen und von der Nothwendigkeit überzeugt, sich Bonapartes zu entledigen; fragt man aber, wer an die Stelle des Letzteren treten soll, so blickt man ins Leere. Fürst Metternich hat mit all seinem Geiste und seiner Erfahrung zur Stunde noch keine klare Idee über das, was man im Falle eines vollständigen Erfolges gegen Napoleon vorschlagen oder versuchen soll. Was Preußen betrifft, so weiß es ebenso wenig und, was schlimmer ist, kümmert sich auch gar nicht darum. Sein einziger Zweck ist, die Erwerbungen, welche es gemacht, zu sichern und neue vorzubereiten. Die Führer seiner Armee, welche heutzutage den Antrieb zu Allem geben, haben Napoleon fanatischen Haß geschworen; sie dehnen jedoch diesen Haß auf Frankreich aus, und so weit es von

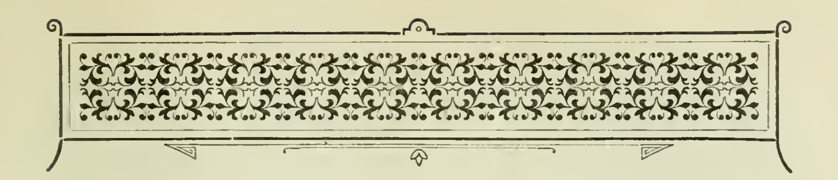
ihnen abhängt, wird die Theilung oder gänzliche Vernichtung dieses Landes der einzige Zweck des Krieges sein. — Dies sind in der That schöne Elemente für eine Coalition!"

Selten ist die thatsächliche Correctur falschen Prophezeiungen rascher auf dem Fuße gefolgt. Daß die Herrschaft Napoleons nur hundert Tage dauerte, war über alle Erwartung hinausgreifend, und es ist kein Zweifel, daß auch in diesem Falle von Seite Metternichs die Lage viel unbefangener und richtiger aufgefaßt worden war, als von Seite seines Hofraths. Wenn der Erstere einmal zu den Schreiben Gentz' die Randbemerkung machte, derselbe hätte immer nur die extremsten Lagen ins Auge gefaßt und zu begreifen vermocht und sei stets von den furchtbarsten Gespenstern geplagt worden, so muß man dies in der That als ein Zeugniß dafür ansehen, daß die eigenthümlichen Sprünge, welche die Correspondenz erkennen läßt, wenigstens im Charakter des Mannes begründet, also ehrlich sind und nicht auf Unwahrheit beruhen. Schwerlich wird man indessen leugnen können, daß die Correspondenz Caradja, wie ich dies schon nach dem Erscheinen der Publication von Prokesch ausgesprochen habe, die Lorbeern auf der Stirne unseres Hofraths sehr erheblich herabdrückt.

Eine sehr erwünschte und werthvolle Beilage zu dem vorliegenden Bande erblicke ich in den Briefschaften, welche während des französischen Feldzugs zwischen Schwarzenberg und Metternich gewechselt worden sind. Ich finde besonders dabei zu loben, daß der Bestand dieser Correspondenz unzerrissen und ungetrennt beisammen geblieben ist, und wünschte recht sehr, daß dieses Princip im Allgemeinen auch bei weiteren Publicationen von Briefwechseln von den trefflichen Herausgebern des Werkes beibehalten werden möchte. Auch die Briefe von Gentz an Metternich würden einen zusammenhängenderen Eindruck machen, wenn sie nicht mit denen von Caradja — doch ziemlich unmotivirt — vermengt worden wären.

Sachlich sind die kleinen Billette zwischen dem großen Diplomaten und dem Feldherrn der Verbündeten voll von charakteristischen kleinen Zügen. Das überall hervortretende, ungern ertragene Uebergewicht des Kaisers Alexander, das Mißtrauen gegen Bernadotte, die Eifersucht gegen Preußen, die Vielregiererei im schreibenden Hauptquartier, alle diese Dinge brechen hier unverblümt hervor und bewirken heute, wo jene Zeiten längst nur noch ein historisches Inter-

esse haben, den unleugbaren Eindruck eines Wunders, welches die Verbündeten bis nach Paris geführt zu haben scheint. Wenn die Erörterungen der Historiker über die Frage, wem der Gedanke des Marsches auf Paris von der Nachwelt zum Ruhme angerechnet werden solle, auch noch in unseren Tagen mit etwas mehr Leidenschaftlichkeit geführt worden sind, als vielleicht nöthig war, so findet sich auch in diesem Punkte ein Schlüssel in den vorliegenden Briefen. In phantastischer Großartigkeit, mit welcher diese Kriege allerdings mit Vorliebe beschrieben worden sind, macht sich die Ansicht, welche Metternich über die Sache hatte, nicht geltend, aber mit der nüchternen Klarheit des wirklichen Staatsmannes hat der Staatskanzler schon am 13. Jänner 1814 an Schwarzenberg geschrieben: „Finir et cela glorieusement, obtenir ce qui est désidérable et utile sans aller le chercher à Paris, ou bien aller à Paris, si on ne peut pas obtenir ce qu'il faut; voilà toute ma politique."



Aus der österreichischen Revolutionszeit*).

In der Geschichte und im Leben der Staaten gibt es ein Gesetz der Nachwirkung, welches nicht nur die historische Auffassung häufig beirrt, sondern auch den praktischen Politikern zuweilen einen Possen spielt. Eine durch eine sehr lange Zeit ausgeübte Machtstellung übt ihren Zauber auf nachlebende Geschlechter so sehr, daß man immer geneigt bleibt, vor derselben den Hut zu ziehen. Auch die Ruine eines colossalen Festungsbaues imponirt noch, und mancher Romantiker fragt sich bei ihrem Anblicke, ob sich mit ein bischen Restauration hinter den alten Mauern nicht noch einmal etwas Wohnliches einrichten ließe. So hatte sich die englische Politik Jahrzehnte hindurch auf die Idee der Unvergänglichkeit des türkischen Staatswesens gestützt und den Reformtürken erfunden, welcher nach dem Urtheile aller Sachkenner erheblich schlimmer war, als der fromme und unwissende, aber treue und ehrliche Alttürke. Der gewaltige Glanz historischer Thaten umgibt auch noch den sterbenden Staat und der ihn umkrei-

*) Karl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt, Berlin und Wien 1845 bis 1852. Politische Privatbriefe, Stuttgart, Cotta. 1886.

Protocolle des Verfassungs-Ausschusses im österreichischen Reichstage 1848—1849, herausgegeben und eingeleitet von Anton Springer. Leipzig, Hirzel. 1885.

sende Schmetterling merkt nicht, daß er sich nur noch an einer Lampe, welche die Reste ihres historischen Oels verzehrt, die Flügel verbrennen kann. Ich spreche hier nur von Geschichtschreibung, ich spreche nicht von den möglichen Irrthümern, welche auf dem Gebiete der praktischen Politik in dieser Beziehung eintreten können. Alle großen Mächte genießen den Vorzug, daß sie von dem Historiker in ihrer Wirksamkeit über ihre wahre Lebensdauer hinaus geschätzt zu werden pflegen. Er ist nicht in der Lage des Arztes, welcher erklären kann, daß der Patient um die bestimmte Stunde gestorben ist. Das Ende der Staaten ist immer nur etwas ganz Relatives; das römische Reich hat nach der einen Ansicht bis zum Jahre 476 und nach der andern bis 1453 oder gar 1806 gedauert.

In einer ganz ähnlichen Unsicherheit befindet sich der Historiker gegenüber jener einst führenden europäischen Macht, welche mit dem Namen „Oesterreich" oder „österreichisches Kaiserthum" bezeichnet worden ist. Diese Macht ist nominell von der Landkarte verschwunden, an ihrer Stelle steht heute die „österreichisch-ungarische Monarchie". Zur Zeit des Fürsten Metternich, als man auf jedes Wort ängstlich lauschte, welches von dem Donaustrande in die Welt gesetzt wurde, kannte die Diplomatie keine österreichisch-ungarischen Botschafter, obwol zwischen den ungarischen Kronländern und den österreichischen Hausländern eine Zolllinie bestand, wie zwischen Frankreich und Preußen.

Wovon sprach man eigentlich, wenn man das Wort Oesterreich gebrauchte? Von einer Macht, welche einen fast unbegreiflichen Einfluß auf halb Europa ausübte, in Deutschland und Italien ihren Willen unbedingt durchzusetzen wußte, ein conservatives Interesse an den orientalischen Angelegenheiten nahm, und vor allem dafür zu sorgen hatte, daß gewisse aufstrebende Größen, wie Preußen oder Sardinien niedergehalten und die beiden continentalen Großmächte Rußland und Frankreich durch ein entsprechendes Gleichgewicht neutralisirt wurden. Dieses Oesterreich existirt heute so wenig mehr, als sein Titel. Das was davon besteht, ist eine Dynastie, welche sich gleich geblieben ist, alles andere hat sich geändert.

Eigentlich ist es der Name Metternich, welcher persönlich dasjenige repräsentirt, was dem Staate Oesterreich sein charakteristisches Merkmal aufgedrückt hat. Mit seinem Abgang hörte der alte Haus-

staat auf. Es folgte eine kurze Periode von „Neugestaltungen", welche eine frappante Aehnlichkeit mit den englischen Versuchen hatten, den türkischen Staat zu reformiren und zu modernisiren. Endlich war man dazu gelangt, das alte Oesterreich definitiv aufzugeben, um dem Dualismus und Pluralismus der österreichisch-ungarischen Monarchie Platz zu machen.

Diese colossale Wandlung, von deren Tiefe und Bedeutung sich im Grunde genommen außerhalb Oesterreichs nur selten jemand und jedenfalls nur tief eingeweihte Staatsmänner und Persönlichkeiten einen vollständigen Begriff machen, ist mit dem Jahre 1848 eingetreten. Es gab Revolutionen viel schlimmerer Art, als die österreichische vom Jahre 1848, aber kein europäischer Staat ist jemals in Europa durch eine Revolution so sehr in seinem ganzen Wesen verändert worden. Frankreich ist Frankreich, England ist England geblieben. Von dem alten sogenannten vormärzlichen Oesterreich existirt nichts mehr, als die Dynastie und einige bureaukratische Illusionen von Wiener Politikern; die thatsächlichen Machtverhältnisse sind völlig andere geworden. Es ist ja unleugbar, daß dieser Staat in seiner neuesten dualistischen Form noch keine Gelegenheit hatte, etwas zu leisten, das sich mit dem vergleichen ließe, was der alte mächtige Hausstaat in hundertfältigen Kämpfen bewährt hat. Der nachmärzliche Staat hatte zunächst nichts als politische und militairische Niederlagen auf einander gehäuft, und seine Theile standen sich fremd und feindselig gegenüber; der neue Staat des Dualismus oder Pluralismus behauptete sich unter dem nachwirkenden Glanze einer Jahrhunderte alten, siegreichen Politik und vermochte sein Lämpchen von dem überschüssigen Oel der Ferdinande des 17., der Lothringer des 18. und der staatsweisen Erhalter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu nähren. Nach dem Gesetz der Nachwirkung werden die heutigen Grundmauern des Gebäudes für unerschüttert gehalten und die in unversöhnlichem Haß gegen einander aufgestandenen Nationen als ein einheitlicher Factor der Politik in Rechnung gezogen. Nach dem Gesetz der Nachwirkung beurtheilt man die Zahl der Kanonen und Schiffe und erzählt die Geschichte der Regimenter und ihrer Thaten seit Kaiser Maximilian, Wallenstein und Prinz Eugen, aber der berühmte österreichische Weißrock existirt nicht mehr, und was diesseits und jenseits der Leitha in die heutige Uniform gesteckt worden

ist, verträgt sich nicht selten wie Oel und Wasser, wie Salz und Pfeffer und gehorcht verschiedenen Antrieben, verschiedenen Führern, ja vor allem auch sehr verschiedenen Ministern und Regierungen. Was die einen einst in Ofen durch ein Denkmal verherrlicht haben, das betrachten die anderen im neuen Budapest als Schandthaten des Absolutismus, der Reaction und des Verfassungsbruchs, und was diese als nationale Unglückstage betrauern, wird von jenen als Siegeserinnerungen verherrlicht.

Die Ursachen dieser Veränderungen in dem Wesen der alten mächtigen österreichischen Monarchie liegen in den Ereignissen des unglückseligen Jahres 1848, dessen Verheerungen in ihrer vollen Größe bisher unbeschrieben sind. Sehr lange Zeit ist es üblich gewesen, dem österreichischen Staatsmann, dem Fürsten Metternich jedes Schlimme zum Vorwurf zu machen, was in und außerhalb Oesterreichs durch ein halbes Jahrhundert hindurch geschehen ist. Heute, wo man die Folgen der Revolution von 1848 für den alten Hausstaat gründlicher zu ermessen in der Lage ist, hat sich das Urtheil über den Fürsten Metternich unter den Historikern erheblich verändert. Ja die schärfsten Angriffe, welche gegen den alten Staatskanzler erhoben werden, treten nicht mehr unter dem Anspruch einer rein persönlichen Beurtheilung desselben hervor, sondern werden unter dem Gesichtspunkte dessen geltend gemacht, was für Deutschland, was für Italien in nationalem Sinne gut und wünschenswerth gewesen wäre. Es gibt kaum einen Historiker, der die Ansicht vertreten würde, das Wirken Metternichs wäre für Oesterreich nicht ein erhaltendes gewesen. Nur davon ist die Rede, daß es für Preußen, für Deutschland, für Italien schädlich und hassenswerth zu nennen sei. Aber der alte österreichische Hausstaat konnte nicht anders regiert werden, durfte nicht anderen Principien gehorchen, wenn er nicht verloren gehen wollte. Und siehe da: er ist als solcher verloren gegangen.

Wer diese schlichte Betrachtung der Dinge ohne Voreingenommenheit, ohne falschen Eifer anstellt, wird sich nicht wundern, daß man alle Augenblicke bald da, bald dort bei Männern sonst sehr verschiedener Denkungsart Erinnerungen und Darstellungen auftauchen sieht, welche dem vielverleumdeten Kutscher des europäischen Staatensystems in auffallender Weise gerecht zu werden suchen. Man sagt sich: dieser rheinländische Führer des österreichischen Staatswagens hat es

in merkwürdiger Weise verstanden, in einem mehr oder weniger dem habsburgischen Hause überhaupt sehr feindseligen Welttheil das Interesse seiner Herrschaft zu wahren und die entgegengesetzten Richtungen zu vertilgen und zu unterdrücken; man sagt sich und auch der Ungläubigste ist heute davon überzeugt, daß eine Macht wie die österreichische kaum anders existiren konnte, als mit den Mitteln, welche der Staatskanzler angewendet hat. Es war, ist und bleibt ja für manche andere Staaten unangenehm, daß der alte österreichische Hausstaat den Fortschritt der Nationen um Decennien aufgehalten hat, aber wenn er überhaupt bestehen sollte, so konnte er nur auf diesem Wege erhalten werden. Das ist der Maßstab der Dinge, den man aus der Sache selbst hernimmt, es ist keineswegs der beste und allein berechtigte, aber es ist ein Maßstab, der immer etwas Bestrickendes und zuweilen auch etwas Wohlthuendes besitzt. In diesem Sinne habe ich mich denn auch — wie ich ganz offen sage — an einem aus Erinnerungen und Studien entstandenen Aufsatz eines alten Diplomaten wahrhaft erfreut, welcher den Fürsten Metternich jüngst noch in einer ganz außerordentlichen, hinreißenden und portraitähnlichen Weise geschildert hat, wie ich nicht leicht mich erinnere, etwas Besseres gelesen zu haben. Dieser Diplomat hat, wie ich vermuthe, über die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dinge der Welt meist ganz andere Ansichten als ich, aber als ich diese glänzende und psychologisch feine Zeichnung des alten Staatskanzlers gelesen habe, sagte ich mir, dies ist ein Bild von unendlicher Wahrheit und seltener historischer Kunst; ich wäre am liebsten aufgestanden und hätte dem trefflichen Verfasser stumm die Hand drücken mögen. Aber stumm, denn ich wäre nicht geneigt gewesen, meinen Standpunkt fallen zu lassen; ich hätte vielmehr gestehen müssen, daß ich jederzeit mit Herrn v. Treitschke und mit Gervinus in der vollen Gegnerschaft gegenüber der Metternich'schen Politik übereinstimmen werde. Deutschland hat nichts mehr und schärfer zu beklagen, als eben diese staatsmännische Kraft Metternichs, welche den alten österreichischen Hausstaat und seine verderblichen Principien in unserem Jahrhundert zu conserviren wußte. Aber das hindert mich nicht, den alten Staatskanzler in seiner eigenthümlichen Größe mit dem Grafen Vitzthum um die Wette zu bewundern; man darf, und ich möchte sagen, man muß Dinge und Thatsachen in der Geschichte zuweilen verabscheuen, aber

ihre Urheber menschlich ehren. Der Steuermann, der ein altes Wrack durch die Wogen des Meeres leitet, ist ein nicht weniger schöner Anblick, wie jenes stolze neue Schiff, das mit unendlichen Maschinen einherfährt. Ich habe mich zuweilen über Geschichtschreiber gewundert, welche diese höchst einfache menschliche Empfindung bei der Beurtheilung ihrer Helden und ihrer Feinde in sich unterdrücken mochten.

Ich scheue mich also nicht, das Fragment „Metternich", welches den Briefen des Grafen Vitzthum als Einleitung vorangestellt ist, für eines der feinsinnigsten Memoires zu erklären, welches die neueste historische Litteratur aufzuweisen hat. Es scheint mir dabei gleichgiltig, ob das, was der altgewordene und bekanntlich ein wenig geschwätzige Fürst dem jungen Diplomaten von seinen Erlebnissen mitgetheilt hat, in den Einzelheiten zuverlässig ist; wie uns diese Erzählungen dargeboten werden, wie die Unterredung geführt erscheint, auf welche Punkte der Accent gelegt wird, all dies zeigt den überaus geistvollen, wirksamen Metternich, wie er leibte und lebte, und über unzählige große und geringe Geister, über Könige und Fürsten zu siegen wußte. Es ist doch eine ganz unvergleichliche Situation, wie der alte Mann dem so viel jüngeren Grafen Vitzthum seine Verhandlung mit Napoleon in Dresden schildert, den nach der Audienz fragenden Marschällen jede Antwort verweigert und nur bei der Abfahrt zu Berthier die vier Worte gesagt haben will: „C'est un homme perdu" . . . „Die Siegesfreude, mit welcher Metternich diese Worte immer wiederholte, läßt sich nicht beschreiben", fügt Vitzthum hinzu. Wer so den geschichtlichen Moment herauszugreifen und in seinen Erlebnissen zu vergegenwärtigen weiß, der besitzt auch in Wirklichkeit den geistigen Zauber, der ihn politisch wirksam machen wird, wenn es zum Handeln kommt. So darf man sich denn nicht wundern, daß ein Diplomat, der seine Laufbahn eben noch unter den Eindrücken dieses Gewaltigen begonnen hatte, sich von denselben auch nach 40 Jahren nicht frei machen mochte und konnte.

Das Merkwürdige der Sammlung von Briefen, welche eigentlich speciell die Zeiten der Umwandlung in Oesterreich von 1848—1852 behandelt, liegt nun aber darin, daß der diplomatische Beobachter jener Tage nicht so unmittelbar und tief von dem Sturze Metternichs ergriffen war, als das so viele Jahre später niedergeschriebene

Fragment erwarten ließ. Dennoch wird man die Berichte des Grafen Vitzthum an seine Mutter und an seinen Oheim meist zu den werthvollsten Quellen jener Tage zählen können. Sowol bei seinem Aufenthalte in Berlin von 1845 bis gegen Ende 1847, wie in den schweren Tagen der Revolution und Reaction am Wiener Hofe zeigt sich Graf Vitzthum als ein feiner Beobachter, ein trefflicher Stilist und ein kenntnißreicher und unermüdlicher Berichterstatter. Er nimmt die Dinge stets nach ihren großen und allgemeinen Ursachen und Wirkungen, kannte aber das Maß persönlicher Zufälle und Einflüsse. Zwar ist er geneigt, die letzteren — wie von dem jungen Manne nicht anders zu erwarten ist, eher zu unter- als zu überschätzen, aber er hat seine Augen nach allen Seiten offen, und gibt ein Bild der gesammten Gesellschaft von Berlin und von Wien, wie es nicht charakteristischer gezeichnet werden kann. Er ist in seinem Urtheile sehr bestimmt, aber bescheiden, er läßt sich von dem Gang der Dinge leiten, — ich will meinen Eindruck gleich von vornherein nicht verheimlichen — auch verblenden. Man hätte nach dem einleitenden Fragment erwarten dürfen, daß sich der junge Diplomat als unentwegter Schüler Metternichs entpuppen würde, aber keineswegs! Als die Ereignisse des Jahres 1848 an ihn herantraten, als die Wogen höher und höher stiegen, — da verläßt auch Vitzthum innerlich das alte Schiff des österreichischen Hausstaats und schließt sich immer mehr der neuen Bewegung der Geister an, nicht der Revolution, nicht dem Straßentreiben, wahrlich nicht! — nur den auferstehenden neuen Göttern huldigt der junge Diplomat aus vollem Herzen: den Schwarzenberg, den Jellacic und Windischgrätz, dem neuen Kaiser vor allem. Und nicht nur den Personen; auch das Phantom des neuen Oesterreichs, des Neugestalteten, des Ueberwältigenden, ja selbst die „mitteleuropäische Centralmacht", das „Siebzig-Millionen-Reich" entzückten ihn. Ich will versuchen, den Gang der Dinge an der Hand der Briefe mehr chronologisch darzustellen. Es ist persönlich und allgemein gefaßt nicht ohne hohes Interesse zu verfolgen, wie ein so verständiger, umsichtiger und unterrichteter deutscher Mann, wie Graf Vitzthum den Irrthümern der sogenannten „neuen Aera" der mühselig vom Schiffbruch auferstandenen Monarchie anheimfallen konnte.

Was uns vermöge der zunehmenden Kenntniß der Dinge an der sogenannten Wiener Revolution der Märztage am widerwärtigsten

berührt, ist das gemachte Wesen derselben, der mangelnde Untergrund in den Stimmungen oder Irrthümern der breiten Masse. Die politische Bedürfnißlosigkeit unmündiger aber zufriedener Völker wird durch eine Handvoll unberufener und mißleiteter Studenten zerstört; diese stehen wieder nur im Dienste einer unbekannten Macht, welche Verbindungen und Ausgangspunkte in höchsten Kreisen der Gesellschaft besitzt, aber in diesen Regionen dreht sich das ganze politische Interesse um persönliche Fragen, um Intriguen, um Eifersüchteleien. Dies ist der Grundcharakter einer Bewegung, welche ihren Urhebern nur zu bald über den Kopf gewachsen ist. Der Staat, in welchem auf den obersten Willen des Monarchen seit Jahrhunderten alles und jedes aufgebaut war, hatte seinen ersten Stoß durch die Zulassung eines geistesschwachen Mannes zur Regierung erhalten. Es war eine Schwäche des Fürsten Metternich, daß er den Eingebungen des Kaisers Nicolaus nicht widerstanden und der Nachfolge des Unfähigen sich nicht widersetzt hatte. Das Schlimmste dabei war, daß durch diese Thronbesteigung die Erzherzogin Sophie, die einzige Person am Hofe, welche Talent, Bedeutung und gesunde Nerven hatte, sich zurückgesetzt fühlte. Gegen den jüngeren Bruder Kaiser Ferdinands, den Erzherzog Franz Karl, hätte man sicherlich auch in anderen Staaten, als in Oesterreich, keine Einwendung erheben können, aber die Zulassung eines unzweifelhaften Kranken erschien einer geistvollen Frau, wie die Erzherzogin Sophie, die in Oesterreich nicht aufgewachsen war, mit Recht höchst auffallend. Man kann heute nicht im Zweifel darüber sein, daß die hochbegabte Dame, welche zu einer jahrelangen Nebenrolle verurtheilt wurde, dem Fürsten Metternich wegen des Arrangements von Teplitz mit seiner widerwärtigen Regentschaft und Conferenz im hohen Grade grollte. Das Drückendste dabei war der Umstand, daß von der kaiserlichen Familie kein anderer als der jüngste Bruder Franz I., Erzherzog Ludwig, im Regentschaftsrathe mit Metternich und Kolowrat gesessen hatte. Von diesem Erzherzog wurde und wird sonderbarer Weise auch in den Geschichtsbüchern nicht viel gesprochen, er war aber mindestens durch 10 Jahre eine Hauptperson am Hofe. Er galt als der witzigste unter den erlauchten Mitgliedern der Familie, er war ein Hagestolz und liebte es eine pikante Conversation zu führen: im Wiener Dialekte hat man dafür den Ausdruck zu „frozeln“. Wenn der Erzherzog die Salons der

Erzherzogin Sophie betrat, so fand er dort alle nur denkbaren Anlässe, seiner altösterreichischen Laune die Zügel schießen zu lassen. Geistreiche Damen überhaupt waren dem urwienerischen Geschmack, von dem der Erzherzog als ein Repräsentant gelten wollte, als Blaustrümpfe zuwider; dazu bemerkte man in der Umgebung der geistreichen Prinzessin aus dem „Reich" allerlei neumodische Frömmigkeit; eine Frömmigkeit von ganz anderer Art, als die, welche in der Hofburg seit Jahrhunderten zu Hause war; Religiosität als Stimmungssache — vielleicht mit etwas Romantik, wie sie „draußen" am Rhein, in Köln und in München herrschte, wol gar mit Anklängen an zweideutige Personen, wie Görres, wie der unbotmäßige Erzbischof von Köln — Dinge dieser Art erschienen der älteren Generation des Erzhauses nicht nur bedenklich und antiösterreichisch, sondern sie gaben im engeren Familienkreise unzählige Anlässe zu kleinen Späßen auf Kosten der baierischen Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl. Dieser war zwar seiner Natur und Wesenheit nach mehr zur alten Schule und Observanz zu zählen, aber er hatte gerade noch so viel Urtheil, um die so hervorragenden Eigenschaften seiner Frau zu schätzen und in tiefem Respect vor ihrer geistigen Ueberlegenheit ein bischen stolz auf sie zu sein. „Ja wenn's die Erzherzogin gesagt hatte!" — da konnte bei dem erlauchten Thronfolger kein Zweifel an der Vortrefflichkeit des Rathes bestehen. Manchmal und zwar in nicht unbedeutenden Momenten, setzte Erzherzog Franz Karl seinen eigenen Kopf auf und fing an zu bocken, in der Regel aber herrschte volle Uebereinstimmung in allen Principienfragen in dem vorderen rechten Flügel der alterthümlichen Hofburg. Man hätte diesen Theil derselben füglich den Pavillon Marsan von Wien nennen können.

Als Graf Vitzthum im Winter von 1847 auf 1848 in Wien ankam, hatte er, wie es scheint, keine unmittelbaren Beziehungen zu dem in aller Stille herrschenden Kreise von ultramontanen Politikern, aber in den Salons der Aristokratie, welche er vorzugsweise besuchte, trat bereits eine merkwürdige Erscheinung hervor, welche erst durch die Märzereignisse ihre vollkommene Illustration erhielt. Es gehörte zum guten Ton, über den „greisen" Staatskanzler, über den „alten tauben unnützen Metternich" zu schelten; die Briefe des jungen Diplomaten aus Wien seit Beginn des Jahres 1848 zeigen sich in dieser Richtung nur zu sehr befangen.

Wenn der Verfasser nach 40 Jahren, nachdem er das meisterhafte Fragment über Metternich eben aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben hatte, seine eigenen Briefe wieder gelesen hat, so muß er sich offenbar gewundert haben, wie er dazu kam, so harte Urtheile über den fallenden und fallengelassenen Minister im Beginn des Jahres 1848 auszusprechen. Ich denke indessen, daß sich dieses Räthsel sehr leicht lösen läßt. Als der junge Diplomat nach Wien kam, hatte er keine andere Vorstellung mitgebracht, als daß er hier den gewaltigen Staatskanzler in vollster Thätigkeit und in vollstem Glanze thronen finden werde. Dementsprechend sind seine ersten Eindrücke gewesen: „Nur einmal war ich — so schrieb er seiner Mutter am 26. October 1847 — im Salon der Fürstin Metternich. Die Fürstin sieht recht gut und gescheidt aus und war so liebenswürdig, als man es bei einer ersten Begegnung nur sein kann. Der Fürst fiel auf durch seine kräftige Haltung. Er verdient, wie Wellington der „Eiserne" genannt zu werden, obgleich aus anderen Gründen. Alle, die ihm näher stehen oder gestanden haben, wissen seine frische und jugendliche Liebenswürdigkeit und Theilnahme an allem nicht genug zu rühmen. Er ist eine von den privilegirten Naturen, wie sie unsere Zeit selten hervorbringt."

In einem nächsten Briefe wird schon etwas kühler von dem Salon Metternich gesprochen, wo „ich mich auf die grandes entrées des Sonntags beschränke". Aber am Ende des Jahres, wo Vitzthum bereits ein unheimliches Brausen durch die Welt gehen hört und Sturmvögel durch die Lüfte ziehen sieht, spricht er von marasmus senilis gewisser Staaten und: „So kann es nicht fortgehn", „die Verwirrung ist zu groß".

Siehe da! mit dem Beginn des Jahres ist die Situation ganz verändert; eine Anzahl von Damen, wozu in erster Linie die Fürstin Schwarzenberg gehört haben wird, haben einen unleugbaren Einfluß auf das Urtheil des jungen sächsischen Diplomaten gewonnen. Mit wahrem Erstaunen liest man jetzt über denselben Metternich, welcher noch vor drei Monaten so frisch war, das Folgende: „Wenn Metternich das après nous le déluge zur Staatsmaxime genommen, so rächt sich die Geschichte furchtbar an ihm, indem sie ihn die Sintfluth noch erleben läßt. Wenn man ihn so sieht, den schwachen, stocktauben, fast zu einem Schatten zusammengeschrumpften Mann, in

längst verbrauchte Phrasen und Redensarten eingepuppt, ein kindgewordener Greis, so begreift man, daß dieser Kopf jetzt nicht mehr stark genug ist, den jetzigen Stürmen zu trotzen. Und der Kaiser, mein Gott! zum ersten Male sah ich ihn neulich auf dem Hofballe. So schlimm dachte ich mir ihn nicht. Die fromme Kaiserin, den ganzen Tag mit einem Beichtiger eingeschlossen, wird das Uebel auch nicht wegbeten, welches jetzt über Oesterreich hereinbrechen soll. Die einzige einiges Vertrauen einflößende Persönlichkeit ist die Erzherzogin Sophie. Sie soll ihre Tage in Thränen zubringen. Man sprach neulich von einem Fußfall, den sie bei Erzherzog Ludwig gethan, um ihn endlich zum Handeln zu bewegen. Was daran ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ist sie die einzige, die die Gefahr zu ahnen scheint. Die Mutterliebe schärft das Auge. Im Salon Metternich ist man arglos. . . . Der Fürst selbst scheint trotz der täglich zunehmenden Altersschwäche eine Ahnung zu haben, wie es steht. Es wäre Zeit u. s. w." Es ist wol kein Zweifel, von welcher Windrichtung das schriftstellerische Segel unseres Diplomaten in diesem Augenblicke geschwellt wurde. So wie er hier von dem altersschwachen Manne am Ruder des Staates spricht, so sprach man in Wien, von der Studentenkneipe abgesehen, nur in zweierlei ernster zu nehmenden Cirkeln von dem Fürsten Metternich. Zunächst hatte man sich in den Kreisen der Finanz- und Handelswelt, der großen Industrie, wo sich das Sinken des österreichischen Credits seit Jahren bemerkbar machte, gewöhnt, den Staatskanzler für alle eingewurzelten österreichischen Uebel verantwortlich zu machen. Aus Deutschland war die Phrase von dem verderblichen Metternich'schen System über die chinesische Mauer, welche Oesterreich seit 200 Jahren umgab, in die geistig und politisch versumpften Länder eingedrungen. In Deutschland war diese Phrase keine Phrase, sie besagte, daß die auswärtige Politik des Staatskanzlers aus Rücksicht für die halbasiatischen Zustände Oesterreichs mit jedem Mittel bestrebt ist, die nationale Einigung zu verhindern und unser Volk zur politischen Ohnmacht zu verdammen; sie besagte, daß sich die österreichische Regierung in alle innern Angelegenheiten fremder Staaten einzumischen berechtigt glaube; sie besagte, daß zwischen den Freundschafts- und Schutzverträgen des Kaisers von Oesterreich wie in Italien so in Deutschland jede absolutistische Willkürherrschaft sich verberge. Diese Bedeutung hatte die

Phrase vom Metternich'schen System im Munde eines deutschen Mannes. Für Oesterreich selbst und seine Verhältnisse bezeichnete das importirte Wort dagegen eine Täuschung und in gewissem Sinne eine Verleumdung des alten Staatskanzlers. Sie machte denselben verantwortlich für innere Angelegenheiten, mit denen er so gut wie nichts zu thun hatte, und welche ihm sogar häufig höchst hinderlich in seiner amtlichen, auswärtigen Action waren; die Phrase von dem „Metternich'schen System" wollte die Mißbräuche der Verwaltung und Justiz, die Bestechlichkeit der Beamten in den einen, die Unbotmäßigkeit und Willkür derselben in anderen Theilen auf die Schultern des Staatsmannes abwälzen, der für seine Person völlig frei von Anklagen solcher Art hätte bleiben müssen. Weil er gegen den festen Willen eines Monarchen, wie Franz I. und gegenüber einem festgesetzten System machtlos war, machte man ihn in der Meinung der Oesterreicher zum Sündenbock jeder Art von Mißverwaltung. Man hätte ihm höchstens den Vorwurf machen können, daß er gegenüber von Oesterreich ein Skeptiker war, daß er nicht glauben wollte, man könne diesen Staat plötzlich in einen französischen oder englischen Constitutionsstaat verwandeln, daß er nicht der Meinung war, es ließe sich die Majorität der Bevölkerung durch ein Parlament glücklich machen. Heute wird man geneigt sein, hierin dem alten Staatskanzler Recht zu geben. Der Einheitsstaat hat sich wirklich auf constitutionellem Wege nicht aufrechterhalten lassen, er mußte sich zu einer dualistischen Gestaltung bequemen, er mußte auf seine fundamentale und eigentlich sein Wesen erschöpfende Verbindung mit Deutschland und Italien gänzlich verzichten, er konnte nicht verhindern, daß jene Bruchtheile seiner Bevölkerungen, welche den Staat lange Zeit erhalten haben, in die desparate Lage von unterdrückten Minoritäten herabsinken: alles in allem, der alte Fürst Metternich ist in seiner Annahme, daß die alte Monarchie eben nicht anders bestehen und regiert werden konnte, als durch einen patriarchalischen Absolutismus mit mehr oder weniger ausgedehnten ständischen Rechten, durch den Verlauf der Geschichte vollkommen gerechtfertigt worden.

Die Phrase von dem Metternich'schen System vermochte das alte Oesterreich in stürmischer Zeit wie ein Kartenhaus umzuwerfen, aber diejenigen, welche als Blasbalg hierbei thätig waren, wußten nichts an die Stelle zu setzen und hatten auch nicht die leiseste Ahnung von

dem, was die Zukunft dieses Staates sein konnte. Man verlangte nach constitutionellen Einrichtungen, nach Volksvertretung und parlamentarischer Regierung, aber Dinge dieser Art wurden nicht ausgesprochen; was man in Petitionen vorbrachte, bewegte sich in allgemeinen Phrasen von der Nothwendigkeit der Systemsveränderung, auch von der Preßfreiheit war die Rede. Die petitionirenden Körperschaften bestanden keineswegs aus Leuten, die der Polizei Schwierigkeiten gemacht haben würden, wenn man sie hätte niederhalten wollen. Man ließ die Zügel schießen. Seit Mitte Februars ließ man es geschehen, daß sich alles das gleichsam vor den Augen der Welt vorbereiten durfte, was man nachher die glorreiche Märzrevolution nannte. Auf diese Weise sind eine Anzahl von Persönlichkeiten insbesondere in Wien — die Ungarn gingen ihren eigenen Weg gleich damals — zu legendaren Berühmtheiten geworden. Ein wohlhabender Kaufmann, ein Paar begabte Advocaten und Professoren, einige Schriftsteller, wie Bauernfeld fühlten sich als die eigentlichen Motoren. Der letztere gab in seinen Lebenserinnerungen ein lebhaftes Bild davon, wie sich vor und in den Märztagen alles dem äußern Schein nach zugetragen hat; er wußte nur nicht, daß er und viele andere Schreier gegen Metternichs System nichts anderes waren, als die freiwilligen Drahtpuppen einer hinter ihnen stehenden Macht ganz anderer Natur und Wesenheit. Mit mehr Würde und Besonnenheit als Bauernfeld hatte der Dichter Grillparzer in jenen Tagen die Dinge beobachtet. Indem er sich über die Richtigkeit der ganzen Bewegung keinen Augenblick täuschte, hatte der brave Mann nur das Gefühl, daß er sich als Oesterreicher schämen müsse, daß sie's, — wie er bemerkt — wenn sie schon Revolutionen machen wollen, nicht besser anzugreifen wüßten. Er ist ein classischer Zeuge dafür, daß die ganze Bewegung durch ein Dutzend entschlossener Polizeileute zu unterdrücken war. Er hat durch seine von Laube herausgegebenen Aufzeichnungen die ganze österreichische Märzlegende wie mit einem Schwamm ausgelöscht. Daß damit auch dem Buche von Springer über die neueste Geschichte Oesterreichs nach dieser Richtung viel Boden entzogen worden ist, hat vielleicht die Kritik nicht genug hervorgestellt. Grillparzer ist einer der wenigen Menschen in Wien gewesen, die eine Ahnung davon hatten, daß hinter den „Gassenbuben" — wie er sagt — ganz andere Menschen und Tendenzen standen

und daß diejenigen Leute, welche die aufgeblasenen Frösche der Revolution waren, in der That nur die bekannte Fabel illustriren konnten. Jetzt ist zu dem Zeugniß Grillparzers ein zweites hinzugetreten, dasjenige des Grafen Vitzthum.

Ich kehre zu seinen Briefen zurück und erinnere nochmals an den merkwürdigen Fußfall der Erzherzogin Sophie bei dem Erzherzog Ludwig. Es wird nicht angegeben, was eigentlich verlangt oder erbeten worden war. Graf Vitzthum scheint bei seiner Mittheilung die Absichten der Erzherzogin und ihres Anhangs als bekannt vorausgesetzt zu haben, heute nach vierzig Jahren kann man dieselben nur noch errathen. Was sollte also der so auffallende Schritt der stolzen und geistvollen Erzherzogin bei ihrem von ihr kaum sehr geliebten Verwandten? Und wenn selbst der berühmte Fußfall nichts gewesen wäre, als ein falsches Gerücht, oder eine theoretische Formel für die hier vermutheten Tendenzen, — was traute die öffentliche Meinung der Erzherzogin zu? Wollte dieselbe einen Regierungswechsel? eine Palastrevolution, eine Abdankung des kaiserlichen Idioten, eine Thronbesteigung und Krönung ihres Gemahls? Oder begnügte sie sich mit einigen Ministerveränderungen, dem Sturze Metternichs. So viel ist doch gewiß, um Gewährung der Preßfreiheit, Aufhebung der Frohnden, Einberufung der Stände, und wie sonst die seit einiger Zeit gang und gäbe gewordenen Petitionsartikel lauteten, wird sie wol nicht ihre Kniee bei dem alten sarkastischen Erzherzog bemüht haben. Es war also und zwar schon im Februar auf große Veränderungen in den Kreisen der Regierung abgesehen.

Ob man von Seite der Erzherzogin die Thronveränderung schon damals gewünscht habe, wird durch mehrere Umstände zweifelhaft, deren Kenntniß man dem Werke des Herrn von Helfert verdankt. Dieser Schriftsteller hat nicht nur einen ganz außerordentlichen Fleiß bei der Sammlung seiner Nachrichten angewendet, sondern er besaß auch Quellen der trefflichsten und intimsten Art. Nun erzählt derselbe, daß es der Erzherzogin Sophie das ganze verhängnißvolle Jahr hindurch festgestanden habe, man wolle mit der Thronveränderung abwarten, bis ihr ältester Sohn „der Franzi" — wie er liebkosend genannt wurde — 18 Jahre alt geworden wäre. Da dieses Ereigniß der Großjährigkeit erst im folgenden August eintrat, so kann füglich nicht die Voraussetzung bestehen, daß schon im Februar

in dieser Richtung ein Fußfall gemacht worden sei. Ebenso bleibt die Annahme ausgeschlossen, daß in den Kreisen der Erzherzogin der Erzherzog Franz Karl für weniger untauglich gehalten worden wäre als sein kaiserlicher Bruder, und so ist es denn mehr als wahrscheinlich, daß sich die Action in jenen Kreisen seit Februar thatsächlich um nichts anderes, als um die Beseitigung des Fürsten Metternich gedreht habe.

Hier bieten nun die nachgelassenen Schriften des Fürsten Metternich in ihrem achten Bande ein ausreichendes Material, um sich in dieser Vermuthung vollkommen bestätigt zu finden. Wie man auf den ersten Blick aus den interessanten Tagebuchaufzeichnungen der Fürstin Melanie erkennt, bestand zwischen ihr und der Erzherzogin eine tödtliche Feindschaft. Die dankenswerthen Mittheilungen der Herausgeber waren gerade ausreichend, um mit voller Sicherheit diese interessante Thatsache festzustellen*). Der Schreiber dieser Zeilen, welcher an einem anderen Orte gleich nach dem Erscheinen des letzten Theiles des großen Werkes diese Umstände constatiren durfte, hatte dann auch die Genugthuung, hierin von competenter Seite vollkommen bestätigt worden zu sein. Es ist kein Zweifel, die Erzherzogin haßte die Fürstin Melanie in ebenso hohem Grade, als diese ihren Gemahl verehrte und in jenen Persönlichkeiten des Hofes, welche in diese Verehrung nicht einstimmten, Zeit ihres Lebens nur undankbare Creaturen erblickte. Dieses Mißverhältniß war nicht gerade durch die politische Lage hervorgebracht, aber wesentlich durch dieselbe unterstützt. Als mit dem Ende des Jahres 1847 die Lage Italiens eine drohendere Gestalt gewann und auch in Deutschland ernstlich an eine Neugestaltung der Bundesverhältnisse gedacht wurde, war in Wien, wie auch Graf Vitzthum erkennen läßt, das Losungswort: „energische Maßregeln“ an die Tagesordnung gekommen.

Fürst Metternich, der aber die Gefahren besser kannte, war dagegen überzeugt, daß weder in Italien noch in Deutschland die Dinge ohne eine große europäische Verwickelung gelöst werden konnten. Graf Vitzthum spricht in seinen Briefen sehr viel von der Nothwendigkeit kriegerischer Lösungen, aber der Fürst hatte vollberechtigte Zweifel, ob Oesterreich solchen Unternehmungen mit einem ganz ge-

*) Siehe oben S. 45—48.

ringen Heeresaufwand und elenden Finanzen gewachsen sein werde*). Allerdings schienen die nächsten Jahre diesen Pessimismus Lügen gestraft zu haben, aber nur um einen desto tieferen Fall vorzubereiten. Oesterreich war thatsächlich unfähig, einen Kampf gegen die nationalen Ideen Italiens oder Deutschlands siegreich durchzuführen.

Der alte Metternich hatte indessen das Feld räumen müssen und wenn ihm etwas zur Genugthuung gereichen konnte, so war es der unmittelbare rasche Zusammenbruch aller geordneten Zustände nach seinem Falle. Die Erzherzogin und ihr Anhang hatten zunächst nichts als eine ungeheure Anarchie hervorgebracht, von deren Fortgang der Fürst in seinem Exil mit einer gewissen objectiven Geistesgröße sprach, die viel Versöhnendes an sich hatte. Ueberhaupt kann man nicht leugnen, daß Metternich in seinen Briefen und Aufzeichnungen nach seinem Sturze einen nicht geringen Adel der Seele zeigte, der nicht von allen gefallenen Größen der Welt in gleicher Art bemerkt werden könnte.

Graf Vitzthum hat das stürmische Frühjahr von 1848 mit allen seinen Thorheiten in Wien in einer merkwürdig optimistischen Beobachterstimmung durchgekostet. Im April gibt er sich noch den deutschen Illusionen hin, von welchen alle Welt erfüllt war, und hatte noch keine Ahnung von der slavischen und magyarischen Fluth, welche aus den Tiefen der Bevölkerung emporsteigen mußte, sobald die Dämme des alten patriarchalischen Absolutismus durchbrochen waren. Aber schon im Mai fängt der junge Diplomat an bedenklich zu werden: „die sechs Wochen constitutioneller Freiheit haben Oesterreich tiefer erschüttert als alle Feldzüge Napoleons“; und seine Seele ist von eigenthümlichen Ahnungen erfüllt: „Mich hält nur der Gedanke immer aufrecht, daß, wenn dieses „ausgebrannte Franciskanerl“, wie schon vor den Märztagen eine geistreiche Frau die österreichische Monarchie nannte (Franciskanerl ist der Wiener Ausdruck für Räucherkerzchen), zerfallen muß, seine Asche den Acker Deutschlands düngen wird.“ Daß es aber noch eine dritte Möglichkeit gäbe, daß man Deutschland auch ohne den österreichischen Dünger aufbauen könne, vermochte man keineswegs einzusehen, als die Bewegung in

*) Ueber die Mission des Grafen Hübner, vgl. von diesem: Ein Jahr meines Lebens.

Frankfurt „mit dem Entwurf der XVIIer und Dahlmanns Vorwort dazu" in Gang gekommen war. Im Uebrigen zeigte Graf Vitzthum eine außerordentliche Ausdauer und Courage in allen schwierigen Lagen, welchen er Wochen und Monate hindurch bis zu den letzten Stadien der tollsten Revolution ausgesetzt blieb, und bietet in seiner sorgfältigen und fleißigen Correspondenz mit seiner Mutter und seinem Oheim auch für diese oft beschriebenen und bekannten Vorgänge manchen lehrreichen Beitrag Wenn es noch nöthig wäre, die ganze Verächtlichkeit des Wiener Gebahrens von oben und von unten her aus den unmittelbaren Eindrücken eines vornehmen und durchaus unbefangenen Beobachters zu beweisen, so würde die Publication des Grafen Vitzthum dies leisten. Die erbärmlichen Käuze, welche vorübergehend in die Regierungssitze erhoben wurden, sind zuweilen trefflich charakterisirt, und es fehlt nicht an der schönen Anekdote, welche dem Ministerium Doblhoff seinen heiteren Nachruhm für alle Zeiten sichert: „Die glänzenden Erfolge — so schreibt der sächsische Diplomat am 11. August an seine Mutter — der österreichischen Armee in Italien sind hier kühl aufgenommen worden. Und doch hat die Geschichte kaum ähnliches aufzuweisen, wie diese Zurückeroberung der Lombardei in vierzehn Tagen und diese Vernichtung der Spada d'Italia. Wer sollte auch hier noch fähig sein, für solche „mittelalterliche Heldenthaten" und alle diese „stockaristokratischen Heldennamen" irgend eine Bewunderung zu empfinden? Wie paßte dies auch in die demokratische Monarchie, wo der „Weltgeist" ganz allein die Politik macht, wie Minister Doblhoff uns neulich im Reichstag versicherte, mit dem Zusatz, das Ministerium sei deutsch; deutsch, weil es deutsch und auch weil es ehrlich sei. Natürlich fragten die Slaven, ob der Herr Minister sie denn sammt und sonders für Spitzbuben halte. Wahrlich, man möchte weinen, wenn man hier mit ansieht, wie Deutschland aus Schwäche und Blödsinn verrathen und verkauft wird. Ich theile Deine Hoffnungen in Betreff Oesterreichs nicht. Die Gemeinheit und roheste Sinnlichkeit sind die einzigen Triebfedern der hiesigen Bevölkerung."

Ich theile diese Stelle als Beispiel des treffenden und unbestochenen Urtheils mit, welches Graf Vitzthum über den immer tiefer sinkenden Zustand in jenem Augenblick noch fällte. Aber schon beginnen die Briefe des Correspondenten nach einer anderen Seite

hin interessant zu werden. Man sieht, daß sich derselbe von Woche zu Woche mehr für eine Reihe von Namen zu interessiren beginnt, welche das Reich retten und seine neue Gestaltung herbeiführen werden. Man hört den politischen Beobachter nicht nur mit steigender Bewunderung von Radetzki sprechen — noch andere Helden imponiren ihm mehr und mehr: Windischgrätz, Jellacic, Schwarzenberg vor allen.

Der junge Staatsmann interessirt sich für diese Generäle nicht bloß als Männer der Ordnung, welche der Anarchie steuern werden, er sieht in denselben nicht nur die pflichtgetreuen Soldaten, die dem Straßenunfug endlich den Garaus zu machen berufen sind — nein mit richtiger politischer Spürkraft erkennt Graf Vitzthum in diesen Leuten die politischen Propheten des restaurirten und zu restaurirenden Staates, und er geht von Woche zu Woche mit seinen eigenen Empfindungen und Gesinnungen mehr und mehr in ihr Lager hinüber. Und hier ist der Punkt, wo der Politiker so gut wie der Historiker die Frage aufzuwerfen das Recht hat, ob man sich in dieser Sorte von soldatischen Staatsmännern, welche ja auf ihrem Standpunkt ganz ehrenhaft erschienen, als Neugestalter, als Politiker, als Zukunftsmänner des kaiserlichen Staates nicht arg getäuscht habe.

Mit Vergnügen und innerer Theilnahme liest man die scharf und gut empfundenen Berichte Vitzthums über die Vorgänge des October und über die darauf folgende harte Bestrafung Wiens, man vermag dem jungen Diplomaten in seinem Urtheil ziemlich weit zu folgen, man mag die Kühle noch begreiflich finden, mit welcher das selbstverschuldete Schicksal Robert Blums hingenommen wird*), man dürfte nicht allzuschwer den Spott über die „Frankfurter Professoren", welche denn doch eine andere Auffassung von der Sache verdienten, aufnehmen und ertragen. Aber bedenklicher scheint bei einem so gebildeten Manne, daß ihn die zum Theil lächerlichen Großsprechereien vieler Offiziere und vor allem des kroatischen Salongenerals Jellacic

*) Durch das Buch des Grafen Hübner, S. 288, erfährt man jetzt, daß Fürst Windischgrätz die gefangenen Frankfurter Parlamentsmitglieder, um diplomatische Schwierigkeiten zu ersparen, aus Oesterreich ausweisen wollte, und daß Fürst Schwarzenberg die Hinrichtung Blums verlangt hat, „damit seine Genossen erfahren, daß wir uns vor ihnen nicht fürchten". Also eine zielbewußte Revanche gegen Frankfurt! Gewiß höchst charakteristisch für Schwarzenberg und Windischgrätz.

nicht etwas ernüchtert haben. Man muß es den Aufregungen der Zeit zuschreiben, wenn in den Briefen Vitzthums kostbare Beweise für die Unwissenheit dieser Besieger der Revolution ungetadelt von Seite des Correspondenten aufbewahrt sind. Denn wenn der kroatische Haudegen, welcher nachher in den aristokratischen Salons von Wien wegen seiner rothen Uniform als Adonis verehrt wurde, dem Grafen Vitzthum die Bemerkung machte, daß die Deutschen als Nation ins Narrenhaus gehörten u. dgl., und wenn der Fürst Windischgrätz just dem deutschen Parlament die ganze Schwere seines Zorns und seiner Macht fühlen und sich in den geradezu albernsten Aeußerungen über die Gesammtheit desselben vernehmen ließ, so hatte dieses Auftreten einen stark politischen Beigeschmack, über welchen sich ein deutscher Mann eigentlich nicht täuschen durfte.

Und selbst wenn man in politischer und militairischer Beziehung sich ganz und gar mit den damaligen „Helden" der österreichischen Armee einverstanden erklären, ja sich mit ihnen identificiren mochte: die Herstellung der Ordnung von Seite des Heeres war — dies läßt sich schwerlich leugnen —, durchaus ebenbürtig den Rohheiten und Ausschreitungen der Revolution. Eins war des andern würdig. In Italien hat die österreichische Art zu strafen seit mehr als hundert Jahren die gleiche Erbitterung erzielt; daß man aber noch im 19. Jahrhundert ein Schauspiel in einer Stadt wie Mailand erlebte, wie auf den Befehl eines achtzigjährigen Feldherrn ein Paar Frauen auf offenem Markte ausgepeitscht wurden, und daß man Jahre hindurch die amtlichen Zeitungen Tag für Tag mit der Aufzählung der Prügel anfüllte, welche in Wien, Mailand, Pesth oder Ofen und an unzähligen anderen Orten ausgetheilt worden sind, nachdem die entehrendsten Lebens- und Freiheitsstrafen gegen politische Gegner kalten Blutes verhängt worden waren — alle diese Dinge waren Eigenthümlichkeiten, welche denn doch fast einzig in Europa dagestanden haben. Man wird doch nicht behaupten, daß diese Vorgänge folgenlos bleiben konnten, und daß sie nicht die Wiedervergeltung in den nächsten Jahren hervorgerufen hätten. Will man aufrichtig sein, so muß man sagen, Graf Vitzthum befand sich, wie viele andere Freunde der Ordnung und der Ruhe in einem psychologischen Irrthum. Denn in der That konnte man diesen Generälen nicht genug dankbar dafür sein, daß sie in einem Staate, wo die

Anarchie von oben und von unten herrschte und wo es an einem regierungsfähigen Oberhaupte fehlte, Energie genug besaßen, um sich an die Spitze zu stellen und auch ohne ausreichende legale Form die Staatsrettung übernahmen. Dieser Selbsthülfe der Armee konnte kein verständiger Mensch in jenem Augenblicke die Anerkennung versagen und man begreift, daß sich Vitzthum im Drange des Augenblicks erfreut, ja begeistert und bewundernd gegenüber den Offizieren der Restauration verhielt. Aber diese Offiziere haben sich bald auch zu einer politischen Rolle erhoben, und es ist nicht möglich, dem Grafen Vitzthum auf die Bahn zu folgen, welche er auch in dieser Beziehung als unerfahrener Enthusiast betrat. Wahrscheinlich würde er sein eigenes Urtheil selbst wesentlich modificiren, wenn er heute einen Rückblick vom historischen Standpunkt über seine Erlebnisse schreiben würde.

So lange es sich um die bloßen Consequenzen eines Sieges über die Revolution handelte, mochte das Freudengeschrei über die tapfere Armee, die heldenmüthigen Offiziere, die „großen Feldherrn" noch hingehen, sehr widerwärtig wird mir aber — wie ich nicht läugnen will — der Ton der Correspondenz in den späteren Jahren, wo diese Generäle in den inneren und vor Allem auch in den auswärtigen und namentlich den deutschen Angelegenheiten sich einen Einfluß anmaßten, der ohne Gleichen und vom Standpunkt eines deutschen Diplomaten als durchaus beklagenswerth hätte bezeichnet werden müssen. Denn die Briefe Vitzthums sind nur zu sehr ein Beleg dafür, daß bei dem inzwischen stattgefundenen Regierungswechsel gerade auf jene militairische Selbstregierung eine Hauptverantwortung fällt.

Der 18jährige Monarch, der am 2. December 1848 den Namen und den Titel eines Kaisers von Oesterreich angenommen hat, kann von der Geschichte für die österreichische Politik im ersten Jahre seiner Regierung gewiß nicht voll verantwortlich gemacht werden; es war nur zu natürlich, daß die Versicherungen von alten Graubärten, die immer nur auf ihren Säbel zu schlagen wußten, den jungen Monarchen einer vollen Täuschung über seine wahre Macht und über die Bedeutung seines aus den verschiedensten Ländern und Völkern zusammengesetzten Staates unterwerfen mußten. Es wäre wahrlich sehr ungerecht, wenn man über diesen üppig ins Kraut geschossenen Größenwahn Oesterreichs

in jenen Tagen die vortrefflichen Eigenschaften vergessen und verkennen würde, welche der verständige, wackere und in jeder Beziehung musterhafte, für seine Person höchst anspruchslose und pflichtbewußte Sohn der Erzherzogin Sophie an den Tag legte. Sein Unglück war, daß er eine Gesellschaft von verblendeten Thoren um sich versammelt fand, als er den österreichischen Thron bestieg, der in Wirklichkeit so thatsächlich niemals existirte, sondern nur eine Redeform für 16 oder 17 Kronen und Herzogshüte war, die in verschiedenen Theilen für den Sprossen des habsburgisch-lothringischen Hauses bereit standen. Wenn nun durch die Briefe Vitzthums der Versuch gemacht wird, dieser Gesellschaft das Merkmal wirklicher Größe und Bedeutung zuzumessen, so muß man die quellenmäßige Brauchbarkeit der Enunciation des jungen Diplomaten bestreiten. Wenn ich die Geschichte dieser Zeit zu schreiben hätte, würde ich die sämmtlichen Urtheile Vitzthums über die Personen jener Zeit mit größter Gemüthsruhe in den Papierkorb wandern lassen.

Dabei läßt sich nicht leugnen, daß in Bezug auf die Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse die Correspondenz doch nicht alle Erwartungen, die man von einem Intimen aus dem Kreise der Erzherzogin Sophie hegen durfte, zu erfüllen vermag. Daß über die Vorgänge bei der sogenannten Thronbesteigung des jungen Kaisers so gut wie nichts gesagt ist, erscheint wunderlich. Daß man allerlei in den diplomatischen Kreisen über diesen Act gemunkelt hat, steht sogar nach den Mittheilungen eines so loyalen und sorgfältigen Geschichtschreibers, wie Herr v. Helfert, fest. Sprach man doch sogar davon, daß sich der Kaiser Franz I. selbst aus dem Grabe bemüht hätte, um durch eine Geistererscheinung die Thronbesteigung seines Enkels zu erleichtern. Denn als die Erzherzogin Sophie endlich so weit war, ihren nun volljährig gewordenen Franz durch die Abdankung Ferdinands I. an die Regierung zu bringen, fiel es ihrem Gemahl, den sie bisher aus der Rechnung gelassen hatte, ein, plötzlich seinen eigenen Willen haben zu wollen. Er verweigerte zu Gunsten seines Sohnes zu verzichten und mußte, wie man damals zu erzählen wußte, erst durch die Geistererscheinung seines Vaters wieder in die Reihe gebracht werden. Es wäre schade, wenn diese Anekdote der Vergessenheit anheimfiele, möchte dieselbe nun wahr sein, oder nicht. Man sagte in Olmütz, wo sich die lustige Geistererscheinung

im erzbischöflichen Palais abgespielt haben soll, der Erzherzog habe nur eine Vision gehabt und sein lebhafter Geist hätte in dem schweren Augenblicke seiner nothwendig gewordenen Verzichtleistung einfach aber nicht leibhaft geglaubt, den Kaiser Franz vor sich stehen zu sehen, indem ihn dieser vor der Annahme der schweren Bürde gewarnt habe, aber andere, welche den Erzherzog kannten, und daher die Lebhaftigkeit seines Geistes überhaupt bezweifeln mochten, hielten ihn für ungemein nüchtern und gar nicht visionär. Man witzelte vielmehr, daß eine gewisse Persönlichkeit unter den Hofleuten, die gleich nachher in eine hohe und angenehme Staatsstellung gelangte, zu der ihr jedoch eine berufsmäßige Vorbildung mangelte, vermöge ihrer durchsichtigen Gestalt und fahlen Farbe recht gut eine Geistererscheinung hätte improvisiren können. Selbstverständlich konnten diese Scherze nur den Werth einer Charakteristik dafür beanspruchen, was man noch im 19. Jahrhundert für möglich gedacht hat.

Graf Vitzthum war zu dieser Zeit in Wien. Er schrieb am 3. December einen ausführlichen Brief an seine Mutter, welcher bloß Gefühlsausbrüche über den „Cäsar von 18 Jahren“, „den Abgott der Armee“, den „jungen Imperator“, welcher von Windischgrätz und Jellacic auf den „Schild der Armee“ gehoben worden ist, enthält. Der junge Diplomat ist jetzt so sehr in die deutschen Absichten des Fürsten Schwarzenberg vertieft, daß er die kleinen Intriguen, welche etwa bei den großen Veränderungen der Dinge mitspielten, kaum zu bemerken scheint. Er jubelt im Vorgefühl der Maßregeln gegen das Frankfurter Parlament, er theilt gewissenhaft alle Fanfaronaden mit, welche bei den raschen Executionen des wiedererstandenen Oesterreichs in Wien zur Unterhaltung der Salons gehörten. Er identificirt sich ganz mit diesen Schwarzenbergischen Gewaltthätigkeiten in der äußeren Politik, und wahrscheinlich hat er einigermaßen den falschen Ruhm verbreiten helfen, von welchem dieser rücksichtslose Mann selbst heute noch unbegreiflich umstrahlt wird.

Ich glaube indessen in der Anerkennung, welche dem Fürsten Schwarzenberg als Staatsmann damals selbst von unbefangenen und ehrlichen deutschen Männern zu Theil geworden ist, nichts erblicken zu sollen als die Sehnsucht nach einer starken, durchgreifenden und vorwärts schreitenden Gewalt, die Erkenntniß von der Nothwendigkeit von Charakteren, welche Großes wirken, Starkes schaffen.

Man hatte das Gefühl, daß Königreiche und Kaiserkronen für solche Männer feil wären, und daß sie nur zu kommen brauchten, um den meisten Völkern nach der Lage der Dinge als Wohlthäter erscheinen zu müssen. In diesem Sinne hat selbst die ermüdende Lobpreisung der Energie und Pläne des Fürsten Schwarzenberg in Vitzthums Briefen noch eine gewisse Berechtigung. Aber es wird niemals gestattet sein zu sagen, daß die österreichische Politik, wie sie seit dem December 1848 geführt wurde, irgend eine reale Basis oder auch nur einen nennenswerthen Erfolg gehabt habe. Ohne die Grundlage der Macht dieses tieferschütterten Staates zu bemessen oder abzuschätzen, schmückte man sich mit den Federn des nachwirkenden Ansehens Metternich'scher Zeiten und zeigte sich in nichts als in der Uebertreibung, in der Phrase und im Auftrumpfen groß. Während man eigentlich nur von dem Ueberschuß und den Ueberresten des vormärzlichen Oesterreich zehrte, ist es charakteristisch, daß der alte Metternich in seinem Exil einen Warnruf nach dem anderen ergehen ließ und ganz richtig bemerkte, daß sein ultramontaner Schüler und Nachfolger überall „zu viel" that. Und dieses „Zuviel" war lediglich im negativen Sinne bedeutsam. Der neue Kutscher, welcher sich einbildete, den europäischen Wagen ohne Weiteres als Metternichs Nachfolger leiten zu können, war übermäßig unterwürfig gegenüber dem Kaiser Nicolaus, übermäßig grob und unnachgiebig gegen Friedrich Wilhelm IV., spannte viel zu stramm die Zügel der inneren Regierung und überschätzte die wahre Streitmacht Oesterreichs viel zu sehr.

Man hätte denken sollen, daß eine Regierung, welche sich eben unfähig zeigte, eine Revolution wie die des ungarischen Königreichs zu unterdrücken, Ursache zur Bescheidenheit gehabt hätte. Man begreift es darnach kaum, wie es möglich war, daß im Jahre 1850 so falsche Ansichten über den durch Rußland geretteten Staat herrschen konnten, und daß man in Folge dessen die deutsche Entwickelung um 20 Jahre aufzuhalten vermochte. Hätten die deutschen Diplomaten in Wien nicht so lügenhafte Berichte über die Zustände und Machtverhältnisse Oesterreichs an ihre Regierungen geschrieben, hätten sie die volle Kopflosigkeit, die Unfähigkeit der Generäle, die Unzuverlässigkeit der gewaltsam ins Militair gesteckten Rekruten und die innerliche Auflösung aller moralischen Factoren treuer geschildert, —

wahrscheinlich würde man in Sachsen und Hannover, vielleicht auch in Baiern doch einigermaßen andere Vorstellungen von der Bedeutung Preußens für die deutsche Frage bekommen haben. Die Verantwortlichkeit solcher Schönfärbereien, wie sie Graf Vitzthum aus dem Salonklatsch einer servilen Hofaristokratie zusammengelesen hatte, ist in der That nicht gering, und so wenig man die Veröffentlichung dieser Briefsammlung im Interesse des Grafen selbst loben könnte, so sehr muß man sich freuen, ein Specimen dieser Berichterstattungen aus den Jahren 1849 und 1850 erhalten zu haben. Wenn Graf Vitzthum die Stimmung der diplomatischen Kreise in dieser Zeit repräsentirt, so kann man sagen, seine Correspondenz beweist, daß diese Diplomatie milde gesagt in Unkenntniß der wahren Verhältnisse und ein bloßes Echo der Fanfaronaden der Schwarzenbergischen Politik war*).

Mit Erstaunen liest man in den Briefen Vitzthums die Aussprüche des Ministers Schwarzenberg und der „großen Feldherren" des Kaisers, der immer „frischer und jugendkräftiger" wird. Nach seinen Mittheilungen sollte man denken, in den weiten Ländern und Königreichen hätte es keinen Menschen gegeben, der nicht von derselben Gesinnung erfüllt gewesen wäre. Aber solche Voraussetzungen in einem Staate, wo jedes Mittel, die öffentliche Meinung kennen zu lernen, durch den Belagerungszustand von $^4/_5$ Theilen des Reiches ausgeschlossen war, können nicht anders als leichtsinnig bezeichnet werden. Thatsächlich würden heute noch Tausende von Zeugen beweisen können, daß die ganze Gesellschaft bis in die untersten Schichten herab nichts als den größten Haß athmete. Selbst die Person des jungen Kaisers hatte hierunter zu leiden und der abscheulichste und verderblichste Hochverrath, von welchem ein Staat betroffen sein kann, der Hochverrath der Gesinnung, drückte sich in

*) Zur Zeit, als ich diese Abhandlung schrieb, glaubte ich dergleichen Berichterstattungen nur von den Mittelstaaten annehmen zu sollen, jetzt sieht man aber aus H. v. Sybels Werk, daß auch die „preußischen Acten" ähnlichen jämmerlichen Unsinn enthalten zu haben scheinen. H. v. Sybel hat es nicht für nothwendig erachtet, die leiseste Kenntniß der wirklichen Zustände Oesterreichs in damaliger Zeit sich zu erwerben, und so wird denn das eingeschüchterte Wort des Kriegsministers v. Stockhausen, die preußische Armee wäre 1850 der österreichischen nicht gewachsen gewesen, immerfort wiederholt.

verabscheuungswürdigen, häßlichen Bezeichnungen des Monarchen aus, unter denen z. B. die des „rothhosigen Lieutenants" (weil der junge Kaiser stets nur in Generalsuniform, nie im Civilanzug sich zeigte) vielleicht die mildeste war. Ließe man solchen Thatsachen gegenüber nur Briefe von Diplomaten, wie Graf Vitzthum, in der Geschichte sprechen, so käme man zu einer vollständigen Fabel. Es ist erforderlich, diese Quellen auf ihr rechtes Maß herabzudrücken. Sie mögen dafür bezeichnend sein, was man in den Kreisen der Hofaristokratie dachte, aber der ungarische Adel hatte sich seit den Justizmorden an Batthyani und so vielen anderen gänzlich zurückgezogen; es hat bekanntlich viele Jahre gedauert, bis der unabhängige Adel der Provinzen wieder in Wien erschienen ist. Was soll man dazu sagen, wenn ein General von der Befähigung des Grafen Clam im März 1850 in Wien herumschreien durfte: „Es wird den Herren in Berlin gerade so gehen wie im vorigen Jahre den Piemontesen". Und wenn es an einer anderen Stelle heißt: „Wratislaw, Clam und der Banus freuen sich schon auf den Krieg gegen „die deutschen Professoren", und wenn ein andermal vom Erzherzog Albrecht erzählt wird, er habe geäußert: „Ein Wink und meine Weißröcke stehen in Dresden", — so muß man doch die Vermuthung hegen, Graf Vitzthum habe über militairische Dinge nicht so recht urtheilen können, sonst würde ihm das eine oder das andere Mal ein Wort des Tadels gegenüber diesem furchtbaren Chauvinismus entschlüpft sein. Daß der Uebermuth der österreichischen Soldateska nach „Olmütz" nur noch größer ward, und daß die großen Feldherren von jeglicher Parade „auf der Schmelz" mit neuem Gefühl eines erfochtenen Sieges heimkehrten, ist nur zu gewiß. Von einem heiteren militairischen Gespräch mit dem General der Cavallerie Grafen Schlick meldet der junge Diplomat im Sommer 1850. Graf Vitzthum belehrte den ergrauten Offizier über die strategische Bedeutung von Dresden, worauf dieser versicherte, daß ihm dergleichen völlig neu sei. Nichts ist unterhaltender als die Naivität, mit welcher in diesen Offizierskreisen alles und jedes erörtert, beurtheilt und abgemacht wurde, mochte es sich auf Inneres oder Aeußeres beziehen. Die Retter der Gesellschaft wissen alles, verstehen alles und reden über alles mit um so größerer Sicherheit, je weniger ihnen etwas von den wirklichen Voraussetzungen und Bedingungen des Staates bewußt ist.

Als eine geistreiche Aeußerung colportirt Graf Vitzthum in seinen Berichten das, was der „prächtige alte Khevenhüller", „der den Czechen in Prag im vorigen Jahre einen so heilsamen Schrecken einjagte und nun nach Lemberg als Generalgouverneur von Galizien geht", gesagt haben soll: „Prächtige Provinz das, die schönste nach Ungarn, denn dort ist nicht bloß, wie in Böhmen, die Hauptstadt, sondern alles, alles in Belagerungszustand".

Niemanden schien in dem Belagerungszustandsstaate auch nur eine Ahnung davon anzuwandeln, daß eine solche bloße Soldatenherrschaft ohne irgend eine staatsrechtliche oder verfassungsmäßige Grundlage doch unmöglich auf die Dauer existiren könne; niemand schien sich auch nur die Mühe zu nehmen, nachzudenken, was denn eigentlich an die Stelle des bis in die Fundamente zerstörten alten Hausstaates mit seinen vielen Kronen und ständischen Einrichtungen gesetzt werden könne. Mit einer Art von Galgenhumor veröffentlichte man Aeußerungen über die Zukunft Oesterreichs, welche für Scherze gehalten würden, wenn ihre Echtheit nicht durch übereinstimmende Ueberlieferungen bezeugt wäre. In diese Kategorie von politischen Projecten gehört die Absicht des Fürsten Schwarzenberg, Oesterreich in ein Siebzig-Millionenreich, in einen mitteleuropäischen Staat zu verwandeln. Besonders eigenthümlich wird dabei dem Leser die Motivirung erscheinen, welche nach der Versicherung des Grafen Vitzthum darauf hinauslief, daß man behauptete, Oesterreich könne in der bisherigen Weise als alter Hausstaat nicht fortbestehen, man müsse dasselbe deshalb ringsum durch die angrenzenden Culturländer vergrößern. Der Gedankengang kann dem Leser seinem Wortlaute nach nicht erspart werden: „Wenn man heute Schwarzenbergs Langmuth bekritelt und ihm vorwirft, durch Mangel an Entschiedenheit die lächerliche Agonie des Erfurter Parlaments verlängert zu haben, so ist dieser Vorwurf nicht gerechtfertigt: es kann durchaus nichts schaden, wenn der Constitutionalismus ad absurdum geführt und seine Impotenz anschaulich gemacht wird. Die Mittelpartei, die Partei der Philister und Professoren, kann nicht durch Kanonen bekämpft und muß dem Volke lächerlich gemacht werden. Heute ist dies gelungen, das Volk ist der Phrasen müde. Diese Ermüdung mußte abgewartet, die Geduld der Nation erschöpft werden, bevor Schwarzenberg handeln konnte. Er selbst sagt von sich: Mein Haupt-

verdienst besteht darin, daß die Natur mir etwas mehr Geduld verliehen hat als anderen Menschen. Aber diese Geduld schließt die Festigkeit nicht aus. Oesterreich wird keinen Strohhalm von seinem Rechte weichen. Uebrigens thut die größte Vorsicht noth, und der österreichische Staatsmann darf sein Spiel weder dem Inlande noch dem Auslande offen darlegen. Dem Inlande nicht, weil die politische Unmündigkeit aller Klassen der hiesigen Gesellschaft zu groß ist, als daß man die von dem Fürsten Felix längst erkannte Wahrheit aussprechen und eingestehen könnte, daß Oesterreich so, wie es vor dem März 1848 bestand, gar nicht wieder hergestellt werden kann, daß sonach die deutsche Frage eine Lebensfrage des Kaiserstaates geworden ist. Das Arcanum der Schwarzenberg'schen Politik gipfelt in dem Satze: Da die 38 Millionen österreichischer Unterthanen nach dem System nun einmal nicht mehr zu regieren sind, welches 1815 bis 1848 Geltung hatte, so müssen wir versuchen, ob es nicht möglich sein sollte, ein Reich zu begründen, welches anstatt achtunddreißig, siebzig Millionen Einwohner zählen und Deutschland, Ungarn und Italien umfassen würde. Es liegt aber auf der Hand, daß diese Idee des mittelländischen Reiches dem Auslande und namentlich Rußland erst mundgerecht gemacht werden muß, bevor dieselbe laut und amtlich ausgesprochen werden kann. Uns aber muß es genügen zu wissen, daß Schwarzenberg die Trümpfe, die er in der Hand hat, kennt. Wann und wie er sie ausspielt, das ist seine Sache." . .

Von solchen krankhaften Einbildungen war im Jahre 1850 die Politik eines Staates erfüllt, welcher soeben erst durch die Gefälligkeit des Kaisers Nicolaus auf der europäischen Landkarte erhalten worden war. Derselbe Minister, welcher den demüthigendsten Hülferuf an die Russen ergehen lassen mußte, besaß den Wahnwitz, die deutsche Nation unterjochen und unter das österreichische Maß beugen zu wollen. Wenn es damals Diplomaten gegeben, die nicht sofort und an jedem Orte gegen diese Politik sich erhoben haben, so darf doch die Geschichte nachträglich mit dem Urtheil nicht zurückhalten. Wenn die Thatsache gleichwol feststeht, daß es auch ernsthafte Männer gegeben hat, die den Fürsten Schwarzenberg für einen Staatsmann gehalten haben, so läßt sich dies nur aus der Anarchie erklären, welche in den Köpfen der hohen Gesellschaft im Jahre 1850 ebenso geherrscht hat, wie sie in den Köpfen der unteren Gesellschaft

1848 herrschte. Ich brauche nicht zu sagen, daß der unerwartete Tod des politischen Poltron im Jahre 1852 in den Briefen des Grafen Vitzthum als ein großes Unglück geschildert ist, und daß dieser in der Leichenbitter-Stimmung seiner Mittheilungen sich in den ausschweifendsten Belobungen des Fürsten ergeht. Der todte Mann, welcher jede politische Schande auf unsere deutsche Nation gehäuft hat, war aber selbst eine durchaus ausschweifende Natur und zwar nicht nur im politischen und moralischen Verstande; sondern man sagte vielmehr, er hätte sich seinen Tod auf solche Weise geholt. In den Briefen unseres Diplomaten wird dies nicht berührt, aber man hätte hier, wie an vielen anderen Stellen von dem Herausgeber erwarten können, daß durch passende Anmerkungen das Urtheil des deutschen Lesers über Persönlichkeiten von der Art des Fürsten Felix Schwarzenberg klar gestellt werde. In einem deutschgedruckten Buche konnten die Irrthümer eines sonst in jeder Beziehung so hochachtbaren Mannes wie Graf Vitzthum immerhin durch die Zeitströmungen entschuldigt werden, aber auf die nachfolgenden Geschlechter sollte die Wahrheit der Dinge in reinerer Gestalt überliefert werden.

In den äußeren Angelegenheiten ist ja durch den Fortgang der Geschichte glücklicherweise gesorgt worden, daß den österreichischen Vergewaltigungen der fünfziger Jahre nicht eine zu günstige Beurtheilung zu Theil werden wird; anders steht es dagegen mit den inneren Verhältnissen der österreichischen Länder und Königreiche, über welche sich auch heute noch manche Täuschung behauptet.

Die Partei der Staatsretter hatte nach der Einnahme von Wien, bevor noch die Ungarn niedergeworfen waren, ein System des Militarismus gepredigt, dergleichen selbst den Russen äußerst bedenklich zu sein schien; die Ungarn hatten daher allen Grund, ihr besiegtes Land dem Czaren zu Füßen zu legen. Die Generäle desselben schienen ihnen mehr Verständniß für die unabänderlichen historischen Grundlagen eines Staatswesens zu besitzen, als die toll gewordene, außer dem Militaircodex jedes Recht verhöhnende, österreichische Militairpartei. Man begreift nicht, wie Graf Vitzthum diesen Erscheinungen gegenüber, als ein Mann, dem das Staatsrecht nichts Fremdes war, kaltes Blut behalten konnte. Ohne irgend ein Wort des Tadels erwähnt er die hochverrätherische Verschwörung des Obersten Babarczy, der seine Lehrmeinungen von der Abschaffung aller verfassungsmäßigen

Grundlagen der Staaten und von der nothwendigen Einführung einer türkischen Regierungsform bis in das Cabinet des jungen Kaisers zu bringen wußte, und auf diese Weise einen verhängnißvollen Einfluß auf den unerfahrenen Monarchen zu nehmen im Stande war. Leute, welche auch nicht die mindeste, weder historische noch philosophische Kenntniß von der Natur des Staates hatten, nahmen sich in Oesterreich heraus, unter der leeren, inhaltslosesten Phrase von dem aufgeklärten Absolutismus in viel revolutionärerer Weise, als die Wiener Revolutionskinder es gethan hatten, den alten Hausstaat mit seinen historischen Einrichtungen von Grund aus umzuwerfen. Was sich diese gänzlich unwissenden Offiziere von der Regierungsform überhaupt für eine Vorstellung machten, blieb und bleibt ein Räthsel. Der einzige wirklich Conservative unter ihnen war der alte Fürst Windischgrätz, welcher Verstand genug behalten hatte, um zu wissen, daß man Länder mit einer alten Aristokratie, mit einem entwickelten Bürgerstand und einer doch nicht zu unterschätzenden Intelligenz in türkischer Weise nicht dauernd regieren könne. Wenn man die österreichischen Staatsmänner der absolutistischen Epoche seit 1849 in der ganzen Armseligkeit und Nacktheit ihrer Ideen und Absichten vor dem Richterstuhl der Geschichte einigermaßen entschuldigen will, so reichen dazu diejenigen Mittel, welche Auffassung und Briefe des Grafen Vitzthum an die Hand geben, auch nicht entfernt aus. Aber ich gebe zu, daß eine Betrachtung der Ereignisse denkbar war, durch welche die Gewaltthätigkeiten der Jahre 1849—59 zu erklären wären. Denn die Aufgabe, welche die Märzrevolution für den österreichischen Staatsmann geschaffen hat, möchte er auch der einsichtsvollste gewesen sein, war wahrscheinlich eine unlösbare und wird es vermuthlich bleiben. Die Möglichkeit, aus einem patriarchalischen Hausstaat, wie Oesterreich durch Jahrhunderte gewesen ist, einen einheitlichen Verfassungsstaat zu machen, ist nach aller bisherigen Erfahrung mehr oder weniger ausgeschlossen gewesen.

Wenn jemand in diesem Sinne den Fürsten Schwarzenberg und die ersten zehn Jahre der Regierung des Kaisers Franz Joseph zu schildern und zu entschuldigen unternehmen wollte, so würde er sich ohne Zweifel ein großes Verdienst um die Kenntniß und wahre Abschätzung der österreichisch-ungarischen Monarchie erwerben. Er würde auch das Urtheil über den wiederholten Verfassungsbruch, über die

stets erneuerte Negation der feierlichsten Verkündigungen und Erklärungen im Wesentlichen zu mildern im Stande sein. Er würde mit einem Worte die Politiker wenigstens menschlicher begreiflich machen, die sich an unmöglichen Aufgaben versucht hatten. Die Geschichtschreibung mag jenen österreichischen Staatsrettern des Jahres 1848 diese Rücksicht schuldig sein.

Es ist ein günstiger Zufall, daß uns neben den Briefen des Grafen Vitzthum eben jetzt noch eine andere Quelle der Geschichte jener Jahre gedruckt vorgelegt wurde: die Protokolle des Verfassungsausschusses des österreichischen Reichstages von 1848/49. Die Herausgabe verdankt man Herrn Professor Springer, der damit eine der wesentlichsten Unterlagen seiner Darstellung der österreichischen Geschichte von 1848 preisgegeben hat. Man wußte, daß Herr Springer durch den österreichischen Reichstagsabgeordneten Pinkas längst im Besitze dieser Protokolle war, die niemals vollständig veröffentlicht wurden. Wiewohl nun die eigenthümliche Parteistellung der deutsch-böhmischen Abgeordneten auch schon in dem Springer'schen Buche zu einer erheblichen Unterschätzung des in den Alpenländern vorhandenen wirklichen Deutschthums geführt hat, so ist man doch überrascht, durch die Protokolle zu ersehen, wie gering eigentlich der Zusammenhang und die Zusammengehörigkeit der in den verschiedenen Provinzen vertheilten Deutschen war.

Dem Buche von Springer konnte es bei seinem ersten Erscheinen jeder Kenner der österreichischen Verhältnisse ansehen, daß es aus den mit mannigfaltigem Scheuleder ausgestatteten böhmischen Kreisen hervorgegangen und nach den Tonarten derselben verfaßt war. Springer hatte keine Kenntniß von den alten deutschen, baierischen und allemannischen Volksstämmen in Oesterreich, und betrachtete die österreichische Welt wie ein eingewanderter sächsischer Bürgersmann von Leitmeritz zur Zeit des Königs Ottokar oder ein germanisirter Schullehrer unter Kaiser Joseph. In Folge dessen konnte sein Buch in Oesterreich keine Wirkung machen. In Deutschland half es aber, wie es scheint, einen Irrthum groß zu ziehen, welcher erst allmählich als solcher erkannt wird. Denn in einem Buche über die österreichische Geschichte von 1848 und 1849 mußte der autochthone nationale Charakter der wirklich deutschen Länder im Gegensatze zu den Colonialgebieten viel deutlicher zur Anschauung gebracht werden.

In den böhmischen Kreisen, die im Jahre 1848 im Reichstag thätig waren, spukte die böhmische Hofkanzlei noch immer, welche bekanntlich die ganze alte landschaftliche Verwaltung der deutschen Kronländer aufgesogen und aufgezehrt hatte und dadurch das unheilvollste Institut für die deutsche Nationalität in Oesterreich wurde. Wenn man überhaupt von einem „Geiste" dieser „vereinigten böhmischen Hofkanzlei" sprechen könnte, so dürfte man sagen, er hat die Partei von Pinkas im österreichischen Reichstag und in Folge dessen weiters die Auffassung Springers zu Tage gefördert. In den Protokollen ist das Aufeinanderplatzen aller dieser sich deutsch nennenden Böhmen, Salzburger, Steierer äußerst lehrreich und unterhaltend. Aber man muß doch sagen, für den Unbetheiligten ist der Schwung und die deutsche Energie, welche in jemandem, wie Lasser u. a. m. steckte, von ganz anderer Wirkung als die Lahmheit und die tausendfachen Wenn und Aber der altconservativen Deutschböhmen, deren halbe Sympathien mit Havlicek und Palacky jetzt an ihren Kindern gerächt werden. Die in jeder Beziehung fatale Entwickelung der Dinge in Böhmen kennt ja heute jedermann, aber das verborgene Gift der Reichstaglichen Pflanzungen ist während der letzten 30 Jahre nur zu wenig beachtet worden und beirrte das deutsche Bewußtsein namentlich dann, wenn es sich als eine Vermittlungsmedizin zwischen Oesterreich und Deutschland ausgab. Das böhmische Deutschthum verhält sich zu dem Salzburger und österreichischen Deutschthum wie die Tomaschek'sche Clavierschule zu einer Mozart'schen Sonate; man fragt ja bei den böhmischen Musikanten nicht gleich nach der Nationalität, aber sie durften sich doch niemals als die eigentlichen Deutschen ausgeben.

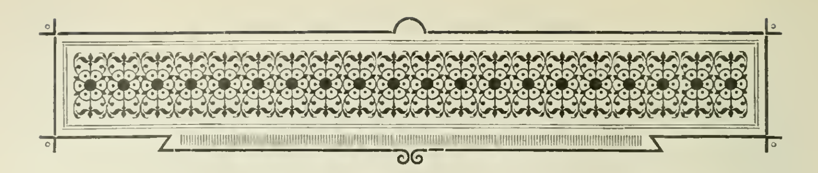
Es ist indessen nicht dieser Gegensatz der deutschen Kreise, welcher mich auf die Protokolle des österreichischen Verfassungsausschusses geführt hat. Das Interesse, welches dieselben dem Historiker einflößen werden, liegt in dem Beweis des unzweifelhaft slavischen Grundtons, welcher schon das Parlament von Oesterreich im Jahre 1848 kennzeichnet. Man kann nicht anders, als im hohen Grade erstaunt darüber sein, mit welcher Deutlichkeit in den Verhandlungen des Verfassungsausschusses das „slavische Oesterreich" Palackys zu Tage tritt, und wie wenig die Theilnehmer an diesem Ausschusse deutscherseits aus dieser Thatsache gelernt hatten.

Darin waren gewisse Kreise der Hofburg in Wien feinfühliger als die deutschen Centralisten und Demokraten, daß sie sofort richtig und unzweideutig erkannten, ein constitutionelles Gesammtösterreich könne nie etwas anderes als ein slavischer Staat sein.

Konnte Schwarzenberg, konnte der jugendliche Kaiser, konnten nur die Generäle ein rein slavisches Oesterreich wünschen? Schwarzenberg wäre mit seiner deutschen Politik, die Generäle wären mit ihrer Armeeeinheit sofort am Ende der Dinge angelangt gewesen, wenn sie zugestanden hätten, der alte deutschschimmernde Grundcharakter des Hausstaats könne in einem constitutionellen Oesterreich nicht aufrechterhalten werden. Consequent und klar hatten die Palacky und Havlicek ihre Stellung genommen, die Schuselka sowenig wie die Lasser und die Pinkas vermochten irgend eine Garantie für die Aufrechthaltung der Monarchie als solcher zu geben, sobald sie sich von der Idee des Absolutismus entfernten. In dem Ausschuß des österreichischen Reichstags wurden thatsächlich alle Möglichkeiten und Fragen mit einer großen Gründlichkeit durchgesprochen; die Consequenzen haben nur diejenigen gezogen, welche gesagt haben: „Mit den Verfassungsexperimenten geht es nicht, fort damit".

Die heute veröffentlichten Protokolle sind die große historische Rechtfertigung der österreichischen Absolutisten der Jahre 1849—59. Wäre diese Richtung mit etwas mehr Verstand, Mäßigung und mit Respectirung der Bedürfnisse der benachbarten Culturnationen ausgerüstet gewesen, Oesterreich hätte ohne Zweifel, wenn auch nicht auf die Dauer doch um viele Jahre länger den Zusammenbruch seiner Centralisationsideen aufhalten können. Es brauchte kein 1859 und 1866 zu kommen, wenn man statt der Brutalitäten an der Nord- und Ostsee, in Mailand und Venedig es vorgezogen hätte, am Neusiedlersee, im Salzkammergut und an der Moldau eine halbwegs erträgliche und vernünftige Administration einzurichten. Zu einem Verfassungsstaate vermochte das einheitliche Oesterreich nie und nimmer zu gelangen, die Staatsretter hätten dies aus den Protokollen des Verfassungsausschusses haarscharf nachweisen können, wenn sie es nicht bequemer gefunden hätten, diesen Beweis durch Galgen und Stockprügel zu erbringen; aber auch zu einem vernünftigen Absolutismus gehören andere Menschen als diejenigen, welche Graf Vitzthum in seinen Briefen bewundert.

Wie sie wirklich waren, so vermochten sie sich lediglich durch den Nachruhm der Metternich'schen Zeit, durch Illusionen vergangener Erfolge zu behaupten; aller eigenen Ideen gänzlich baar, haben jene Staatsmänner sich für weise gehalten, wenn sie das thaten, was Metternich stets vermied: zu drohen, Waffengetöse zu erheben und mit unerhörter Kühnheit die Leistungen der russischen Armee für ihr eigenes Ansehen zu nutzen. In merkwürdiger Weise kam diesem vom Glück so oft begünstigten Staate das schwache politische Gedächtniß der Diplomaten und Staatsmänner Europas zu Hilfe, und man rechnete wirklich mit dieser Macht, wie in den Zeiten Karls V. und Ferdinands II., bis der Tag gekommen war, an welchem sich die prosaische Prophezeiung des alten Friedländers bewahrheitete: „Diese ganze Armee kann in ein Paar Tagen wie Butter an der Sonne zerfließen." Trotz der ungeheueren Lobpreisungen, welche Graf Vitzthum das ganze Jahr 1850 über die herrliche Armee verbreitete, bleibt die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Sonne schon damals ihre Wirkung nicht verfehlt hätte, wenn nur Friedrich Wilhelm IV. sie hätte aufgehen lassen wollen; denn die österreichische Butter war damals ein mixtum compositum aus unzufriedenen Polen, zusammengeprügelten Honveds, welche regimenterweise unter die durch den verunglückten ungarischen Feldzug decimirten alten Truppen gesteckt worden waren, und aus den zum Militair gepreßten rebellischen Studenten, welche die Intelligenz der „neuorganisirten Armee" bildeten. Daß einige von diesen Bestandtheilen auch im Jahre 1850 der preußischen Armee nicht Stand gehalten hätten, wird der Historiker, trotz der, wie leider bekannt, gegentheiligen Gutachten preußischer Kriegsautoritäten der damaligen Zeit, anzunehmen in der Lage sein. Das Ministerium Friedrich Wilhelms IV. stand ohne Zweifel ebenfalls unter dem Gesetz politischer Nachwirkung historischer Mächte.



Friedrich Wilhelm IV.

Neue Beurtheiler, 1884.

Vor wenig Monaten erfüllte sich ein Vierteljahrhundert seit dem Tage, an welchem Kaiser Wilhelm die Regierung Preußens antrat. Es war für alle Welt ein freudiges Ereigniß, nur für das brüderliche Herz des Prinz-Regenten nicht. Als hätte das Schicksal dem natürlichen Thronerben eine besonders schwierige Stellung zugedacht, sollte er für den kranken Bruder, dessen unheilvoller Zustand jedermann mit tiefstem Schmerz erfüllte, für einen unabsehbar langen Zeitraum die Stellvertretung übernehmen. Selbst schon in vorgerückten Jahren, schien ihm die Königliche Gewalt verkümmert, während das deutsche Volk die erklärliche Zurückhaltung beklagte, die der gewissenhafte Prinz sich auferlegte. War doch die Wiederherstellung des kranken Königs durchaus nicht gänzlich ausgeschlossen, und keinen Augenblick wollte der Regent von der Verantwortlichkeit dem Bruder gegenüber losgelöst erscheinen. Dem ungeduldigen Geist der Zeit vermochte dies Verhältniß wenig zu behagen. Man hatte sich in den Wahn verstrickt, zwischen der Regierung Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. müsse eine tiefe Kluft sich bilden, ein Periodenabschnitt deutlich sichtbar werden, wie er sich im Hand- und Schulbuch der Geschichte durch ein leeres Blatt und eine neue Capitel-

überschrift auszeichnet. Die Stellvertretung des Königs konnte dieser Vorstellung nicht gerecht werden und der Herrscher wollte keinen Riß zwischen seiner Regierung und dem alten Königthum gemacht sehen. Und dennoch! wenn man 30 Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms mit den 18 Jahren Friedrich Wilhelms als Ganzes mit dem Ganzen in Vergleichung zieht — kann man sich wol eine größere Verwandlung denken?

So stark und mächtig sind diese beiden Perioden der neuesten Geschichte unterschieden, daß viele Männer, welche gewohnt sind, die Dinge unter dem Gesichtspunkt des geschichtlichen Werdens zu betrachten, nicht wenig Schwierigkeiten finden, den inneren geistigen Zusammenhang der beiden großen Regierungen nachzuweisen. Kein Geringerer als Ranke war es, der die Frage aufwarf: Wie stellt sich Friedrich Wilhelm zu den großen Errungenschaften, die das Zeitalter des Kaisers Wilhelm zu Tage gefördert hat?

Es lag natürlich nahe, daß der größte zeitgenössische Geschichtschreiber, welcher stets in persönlichster Treue und Anhänglichkeit zu dem heimgegangenen König hielt, bei den Thaten seines Nachfolgers die Erinnerungen an Friedrich Wilhelm IV. nicht einen Augenblick aus dem Auge verlor. Es waren lauter Ereignisse, die man unter der vorangegangenen Regierung gewissermaßen täglich erwartet, ja so völlig durchgedacht und durchgesprochen hatte, als wäre es nur ein Zufall, wenn dieselben nicht in die Wirklichkeit getreten waren. Von allen den Ideen, welche die große Zeit des Kaisers Wilhelm ausfüllten, schien nicht eine da zu sein, über welche nicht sein Bruder stundenlang im mündlichen Gespräch verhandelt, die er nicht in unzähligen Ansprachen und Briefen zur Geltung gebracht hätte.

Ist es daher nicht vielmehr der König Friedrich Wilhelm IV., den man für den Schöpfer unserer großen Zeit zu halten haben, dem der geistige Anstoß zu den Errungenschaften unserer Tage zu danken sein wird? Ganz ohne Zweifel wird diese Frage noch hundertmal in den Büchern der preußischen Geschichte auftauchen, ja man darf sagen, daß dieselbe Urtheil und Auffassung wesentlich bestimmen muß, so lange sich ein deutscher Historiograph als ehrlicher Mann bestreben wird, jedem Einzelnen der Hohenzollern des 19. Jahrhunderts in besonderer Art gerecht zu werden.

Von diesem Standpunkt verdienen auch die neuesten Broschüren

Beachtung, die der Geh. Ober-Regierungsrath Wagener in der letzten Zeit aus seinen Erinnerungen publicirte. In der neuesten Schrift „Erlebtes“ führt er uns in den Beginn der großen Parteibildungen ein, auf denen die heutige politische Welt beruht. Mit dem Jahre 1848 nahm auch seine eigene Wirksamkeit ihren Anfang; sie brachte ihn alsbald in Beziehung zu vielen politischen Größen, welche Preußens Schicksale in positiver und negativer Weise beeinflußt haben. Aber unter allen diesen zahlreichen Charakterköpfen ruht sein Blick auf seinem Herrn und König, für den er unter dem Zeichen des Eisernen Kreuzes mit der Feder des Journalisten zu kämpfen beschloß: auf dem König Friedrich Wilhelm IV. Die psychologischen Räthsel, welcher dieser in vielen Beziehungen darbot, scheinen Wagener niemals verborgen gewesen zu sein; es ist dankenswerth, wenn er es jetzt versucht, die problematische Natur des Königs dem Verständniß späterer Geschlechter zu erschließen. „Viel zu wenig bekannt sind die besonderen Umstände seines Lebens und die Motive seiner Handlungen“: diese Worte Rankes durfte sich auch Wagener noch gesagt sein lassen, nachdem der Altmeister der deutschen Geschichtschreibung selbst an einigen Punkten den Aufbau eines biographischen Denkmals versucht hatte. Das Schriftchen über „die Politik Friedrich Wilhelms IV.“, welches Wagener recht im Anschluß an Rankes kurze Darstellung (im siebenten Band der deutschen Biographie) gebracht hat, beruht auf Kenntniß von Papieren, welche sich auf den Verkehr des Feldmarschalls Grafen Dohna mit dem Könige bezogen, leider aber dem Wortlaut nach nicht mitgetheilt wurden. Wenn man Wageners Ansicht von dem König kurz bezeichnen sollte, so fände man vielleicht keinen passenderen Vergleich, als wenn man sagte: ihm war Friedrich Wilhelm IV. der Johannes, der das neue Reich verkündigt und die Erscheinung des Herrn vorhergesagt hatte.

Man wird nicht erwarten, daß diese Auffassung auf einigen wenigen Blättern einer ernsten Prüfung unterzogen werden könnte; aber vielleicht gestattet selbst ein kurzes Resumé des schweren Lebenslaufes König Friedrich Wilhelms den Beweis, daß man nicht weniger Interesse und Verehrung für den Vorgänger Kaiser Wilhelms empfinden kann und dennoch Wageners Prädestinationstheorie bestreiten dürfte.

Es ist immer mißlich und gefährlich, den Handlungen der

Könige eine unmittelbare Beziehung zu Ereignissen zu geben, die erst nach ihrem Tode eingetreten sind. Daß die deutsche Kaiseridee in der Geschichte Friedrich Wilhelms IV. bereits ihre Lichtstrahlen ausbreitet, ist ja richtig, aber wer einem Pragmatismus dieser Art huldigen würde, der könnte besser die Hohenzollerngeschichte überhaupt nach den Versen der Lehninschen Weissagung behandeln. Denn auch in diesem heute längst vergessenen Büchlein hat schon vor 200 Jahren ein kluger Mann den Kaiser Wilhelm prophezeit und seine Voraussicht war deshalb nicht schlechter, weil er diese einem alten Mönche in den Mund gelegt hat. Dennoch war so ziemlich alles, was der Prophet von näheren Umständen des erwarteten Ereignisses zu wissen vorgab, falsch und ich glaube nicht, daß jemand zur Erklärung unseres heutigen deutschen Kaiserthums in die Zelle des Mönches von Lehnin hinabzusteigen sich bemüßigt sähe.

Auch der König Friedrich Wilhelm hat den Kaisertraum der Hohenzollern gekannt, verstanden und nicht ohne Reiz empfunden, aber dessen ungeachtet bleibt es unleugbar, daß er der Verwirklichung desselben thatsächlich und selbst principiell bei jeder vorgekommenen Gelegenheit entgegenwirkte. Dürfte man ihn deshalb geringer schätzen?

„Von den entgegengesetzten Bewegungen der Zeit — so charakterisirte Ranke einmal kurz und treffend unseren König — wurde Friedrich Wilhelm immer in seiner Seele betroffen. Er hatte vielleicht mehr Gemüth, als der Staat ertragen kann. Seine ideale Anschauung stieß mit den Realitäten der Dinge vielfältig zusammen. Und in seiner persönlichen Eigenart lag etwas, das die Opposition erweckte. Er war entfernt davon, sich glücklich zu fühlen; seine meisten Allocutionen der späteren Zeit haben einen schmerzlichen Zug an sich."

Wer erinnert sich nicht des gern gebrauchten Ausdruckes des Königs: „der Racker von Staat". Was er damit meinte, läßt sich mehr empfinden als sagen; in der Natur des Königs lag ein tiefer Zug des Individualismus. Er hat hierin unter seinen Zeitgenossen am meisten Aehnlichkeit mit König Ludwig von Baiern. Was dieser auf der breiten Gefühlsbasis einer tief katholischen Weltanschauung für seine Individualität in Anspruch nahm, das forderte der König Friedrich Wilhelm als ein Resultat seines kritischen und evangelischen Geistes. Hier entsprang die Rückbiegung der zeitlichen

Ideen mehr aus der Einsicht in die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit der modernen Staatstheorien, dort war es die Vertiefung in teutonisch-christliches Empfinden, was den Zeitgenossen den Eindruck reactionärer Gesinnung gab. Und hier wie dort erschien der uniforme Staat der Neuzeit wie ein Hinderniß der gottbegnadigten Persönlichkeit, welche ihr Leben als ein Kunstwerk aus sich selbst gestalten möchte. So verwegen es sein mag, diese oppositionelle Stimmung einer Königlichen Seele gegenüber unseren schwerruhenden staatlichen Principien auf eine einzige Formel zurückführen zu wollen, so meine ich doch nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß es der Mechanismus des constitutionellen Lebens war, der den König zurückstieß. Die Furcht vor dem, was ein Berliner Gelehrter mit dem geflügelten Wort des „Mehrheitsgeschöpfes" einst bezeichnete, scheint es hauptsächlich gewesen zu sein, was verderblich auf den hohen, von einer „Fülle der Gesichte" angezogenen Geist des Königs wirkte. Und diese tiefen Ueberzeugungen in eine Zeit gesetzt, wo alle Welt in einer heute kaum mehr bekannten abergläubischen Verehrung das constitutionelle Mehrheitsgeschöpf anbetete — fürwahr! man kann es wol begreifen, daß ein rechter König vor diesem „Racker" sich in den absoluten Schutz des reinsten Gottesgnadenthums zu flüchten suchte. Denn wo er seinen Blick in dem gepriesenen Staate der Neuzeit hinlenkte — überall kreuzte das Mehrheitsgeschöpf mit kaltem Lächeln seine edelsten Absichten, es drängt sich in den Rath und die Richterstube, es schwingt im Volkshause unbarmherzig sein ehernes Scepter; und diese nimmer rastende Maschine macht sich wieder zum Richter göttlicher und menschlicher Ordnung und stellt die Gerechtigkeit und Sittlichkeit jedes Einzelnen in Frage, der sich nicht unbedingt ihren Wahrsprüchen unterwirft.

Wenn Friedrich Wilhelm IV. die von ihm mit Herzenswärme ergriffenen Reformpläne Preußens beim Beginn seiner Regierung nicht in die hergebrachte Schablone zwingen wollte, so ist heute glücklicher Weise nur mehr ein kleiner Bruchtheil politisch denkender Männer geneigt, in das bedingungslose Verdammungs-Urtheil einzustimmen, welches die Doctrinaire damals erhoben. Wie die genauere Kenntnißnahme der gründlichen Verhandlungen über den ersten constitutionellen Versuch des Königs dessen geistige Bedeutung deutlicher hervortreten läßt, zeigt die Darstellung Rankes in der kurzgefaßten Biographie

desselben, die zum ersten Male aus den Acten und Protokollen geschöpft ist. Wie sich die eigenartige Verfassung entwickelt hätte, vermag heute niemand zu sagen, aber so stark ist der Glaube an die conventionellen Formen des Constitutionalismus lange nicht mehr wie damals. Der König wäre ohne Zweifel in und mit seinem eigenen Werke gewachsen, wenn es die Revolution nicht beseitigt hätte. Indem er dem Sturm der Ereignisse wich, kam zum ersten Male eine Art von Disharmonie zwischen Ueberzeugung und Handlung in seine Seele. Immer gewaltsamere Gegensätze machten sich geltend, er gewöhnte sich an die Unmöglichkeit, seinen Willen durchzusetzen, seine besten Gedanken laut werden zu lassen; er erblickte überall nur feindliche Mächte, überall nur die „zunehmende Sauerei", wie er sich in seiner kräftigen Schreibweise ausdrückte. Gegen diese Verderbtheit der Zeit meinte er mit directen Mitteln schlechterdings nichts auszurichten, er wurde ein Diplomat wider Willen; mit der Revolution beginnt seine eigentliche Tragödie.

Oftmals hat man die Frage aufgeworfen, welches Verhängniß den Truppen einen glorreichen Sieg aus den Händen zu winden vermochte; merkwürdigerweise haben Ranke und Wagener diesen Cardinalpunkt gleichmäßig unbeachtet gelassen, denn darüber ist doch wol kein Zweifel, daß alles anders in Deutschland gegangen wäre, wenn Preußen stark und der König Herr im Lande geblieben wäre. Die Erbitterung in militairischen Kreisen über das Geschehene wuchs ins Unendliche und von hochgestellten Offizieren hörte man die Aeußerung, es wäre fast keine Ehre mehr, den preußischen Rock zu tragen. Ich weiß, daß an dieser Stelle eine äußerst schmerzliche Wunde berührt werden muß, aber man täusche sich nicht, wer den Charakter des Königs begreifen will, darf an dieser Katastrophe nicht vorbeigleiten: Reue, Selbstanklage und eine Scheu vor großen Entscheidungen haben seit jenen Momenten die Seele des edelsten und besten Monarchen zerrissen. Wenn er mehr als einmal gesagt hat, Friedrich II. würde es anders gemacht haben, er aber sei kein Friedrich II., so war das ein tröstendes Wort für eine an sich selbst erkannte tief kränkende und das große königliche Herz nur zu sehr beunruhigende Schwäche. Ranke gegenüber hat Friedrich Wilhelm IV. geäußert: „Damals lagen wir alle auf dem Bauche". Thatsächlich blieb ihm das tolle Jahr in den Gliedern stecken, und die Geschichtschreibung würde viel=

leicht nicht fehlgehen, wenn sie annehmen würde, daß es wahrscheinlich ein physischer Zustand war, der den König fortan von großen Thaten und energischen Handlungen ausschloß. In dieser Betrachtung läge so sicher nicht ein Mangel an Pietät, als es unleugbar erscheint, daß der Mensch der Gewalt leiblicher Uebel unterworfen ist. Friedrich Wilhelm IV. war von der Natur nicht mit Nerven ausgestattet, welche ihm gestattet hätten, zu Handlungen fortzuschreiten, wo ihn Absicht und Einsicht allerdings dazu aufforderten. So war er nach seinen Wünschen, Hoffnungen und Ueberzeugungen viel mehr zu Actionen bereit und geneigt, als man amtlich nachträglich zugestehen konnte, seine Entschlüsse jedoch vermochten sich niemals auf gleicher Höhe zu erhalten.

Vom ersten Momente der Bewegung des Jahres 1848 hat die deutsche Frage das ganze Sein und Wesen des Königs ausgefüllt und wie es scheint, war er mit Geist und Herzen viel mehr in diese Hoffnungen verstrickt, als man bis jetzt noch weiß. Doch weil er es zur That nicht bringen wollte oder konnte, so verschwanden seine Bestrebungen bald wieder auf der Bildfläche. Gleichwol wird eine Reihe von Thatsachen zu nennen sein, welche seine Initiative in dieser Hinsicht sicherstellen.

Die bisherige Geschichte des Königs Friedrich Wilhelm spricht zu wenig von Herrn v. Radowitz. Ich glaube, daß Ranke sowol wie Wagener in diesem Punkte nicht genug thun. Wie man auch sonst über den geistreichen General denken mag, sein Verdienst bleibt es nicht nur, daß er die Form, in welcher Deutschlands Entwickelung thatsächlich vor sich ging, zu einem klaren Ausdruck brachte, sondern auch der Mann war, der den König zu überzeugen wußte. Sein preußisch-deutsches Programm war im Allgemeinen von Friedrich Wilhelm acceptirt, und wenn man dessen eigene Worte nicht leugnen will, von ihm auch thatsächlich ins Herz geschlossen. Nun wird von den Historikern ein Umstand gern übersehen, der allein die sonderbaren Scenen aufklärt, die den unglücklichen 18. März begleiteten.

Der König hatte schon vorher in der deutschen Bundesfrage den entscheidenden Schritt gethan, als die Revolution erst ausbrach. Seine Absicht war durch die Berufung der Bundesversammlung nach Potsdam unter offener Vorlegung der Radowitz'schen Reformgedanken declarirt. Im Sturm der nächsten Wochen sind diese Vorgänge der

ersten Märztage fast vergessen worden. Die Februar-Revolution und die Ueberzeugung Metternichs, daß man vor einem französisch-italienischen Kriege stände, hatte den König sofort bestimmt, die deutsche Frage zu entrollen. Was er damals wollte, war genau dasselbe, was er später an Dahlmann schrieb und Gagern sagte: eine Art von deutschem Königthum neben dem österreichischen Kaiserthum. Er wollte an die Spitze der deutschen Heere treten, die Bundesstaaten im Sinne des Zollvereins politisch einigen. Es schien einen Augenblick, als ob Oesterreich damit einverstanden wäre, erst später begann man sich in Wien zu sammeln und gegen die preußische Bundesidee die Frankfurter Bewegung zu unterstützen. Hier lag ein erster Fall von Friedrich Wilhelms eigenster Initiative vor. Dem gegenüber erscheint die äußerliche Episode seines leichtverständlichen Verhaltens in der Frankfurter Kaiserfrage fast nebensächlich. Den Gedanken der deutschen Einigung dagegen ließ er nicht wieder fallen; der Königsbund vom Jahre 1849 ist vollständig sein Werk, und an die Union knüpfte der König, was man auch dagegen sagen mag, persönlich die enthusiastischsten Hoffnungen. Diese Thatsachen scheinen nicht genug beachtet, obwol sie jedenfalls durch zahlreiche Briefe des Königs zu beweisen sind. Mit wahrer Leidenschaft griff er nach der Hand der Bundesfürsten, um sie freilich im Augenblicke fallen zu lassen, wo die Sache nicht friedlich, freundlich und ohne Katastrophe durchzuführen schien. Allein soweit das Herz des Königs zu sprechen hatte, waren es die Radowitz'schen Ideen von 1842, an denen er mit Zähigkeit gehalten hat*).

Wol zu den rührendsten und schönsten Worten, die so ganz sein Inneres verrathen, darf man zählen, was der König an den General geschrieben hat, als dieser das Portefeuille der auswärtigen

---

*) Diese Worte waren vor 12 Jahren und also nicht gegen H. v. Sybel und seine Begründung des Deutschen Reichs geschrieben. Da ich aber jede Gelegenheit benutze, um gegen dieses Werk zu polemisiren, so sei darauf verwiesen, daß die Geschichtschreibung v. Sybels schon vor vielen Jahren ihre Verurtheilung durch Sorel in Paris gefunden hat. Bismarck bei Busch II, 374 sagt von den Materialien, welchen diese Geschichtschreibung den Vorzug vor allen Aeußerungen öffentlicher und privater Quellen gibt: „Es ist großentheils Papier und Dinte darauf". Viel zu wenig beachtet wurden die vernichtenden Bücher von Ebersteins gegen Sybel.

Angelegenheiten niederlegte. „Soeben gehen Sie zur Thür hinaus, mein treuer und treuester Freund, und schon nehme ich die Feder, um Ihnen ein Wort der Trauer, der Treue und der Hoffnung nachzurufen. Ich habe Ihre Entlassung aus dem auswärtigen Amte gezeichnet, Gott weiß es, mit schwerem Herzen. Aber ich habe ja in Freundestreue noch mehr thun müssen. Ich habe Sie vor meinem versammelten Rathe um Ihres Entlassungsbegehrens willen gelobt. Das sagt alles und bezeichnet meine Lage schärfer, als es Bücher vermöchten. Ich danke Ihnen aus meinem tiefsten Herzen für Ihre Amtsführung. Sie war die musterhafte und geistreiche Ausführung meiner Gedanken und meines Willens. Und beide kräftigten und hoben sich an Ihren Gedanken, denn wir hatten dieselben. Es war trotz aller Tribulationen eine schöne Zeit, ein schöner Moment meines Lebens und ich werde dem Herrn, den wir beide bekennen, auf den wir beide hoffen, so lange ich athme, dankbar dafür sein. Gott der Herr geleite Sie und führe in Gnade unsere Wege bald wieder zusammen. Sein Friede bewahre, umlagere und beselige sie bis auf Wiedersehen. Das zum Abschiede von Ihrem ewig treuen Freunde Friedrich Wilhelm."

Man hat gegen die Aechtheit des voranstehenden Briefes einmal Zweifel erheben wollen, aber mit Unrecht. Gewissenhafte Forschung beweist, daß diese Worte nicht nur vom König wirklich geschrieben worden sind, sondern auch seine Anschauung auf das genaueste kennzeichnen. Der König war außer sich über die Beschlüsse seiner Räthe: „Concessionen, Concessionen", so ließ er sich laut vernehmen und sparte nicht harte Worte gegen diejenigen, welche dazu gerathen haben. Nichts ist sicherer, als daß die Briefe des Königs und seines tapferen Bruders in diesem Augenblicke vollständig darin übereinstimmten, das Ministerium habe sich schwach gezeigt und gegen Preußen versündigt. Der König hatte eine Anwandlung kriegerischer Art: „In Preußen ist nichts gesund, als Heer und Landvolk", schrieb er damals, „diese aber auch einzig. Es ist ein Geist von anno 13 ohne alle Uebertreibung. Sogar die Canaille wird mit fortgerissen. Hoffen wir von Gott das Beste!"

In späterer Zeit wurde zuweilen die Behauptung aufgestellt, das preußische Heer wäre in jenem Augenblicke den Gefahren nicht gewachsen gewesen, es wäre ein Glück, daß es nicht zum Kriege ge-

kommen. Die Ansicht theilten, wie man noch vor kurzem aus dem Munde des Fürsten Bismarck erfuhr, selbst die höchstgestellten Militairs. Aber der König wenigstens war durchaus nicht derselben Meinung und die Geschichte wird erst noch darüber ein Urtheil zu gewinnen haben, welche Auffassung die richtigere war. Denn wenn man den Gegner ins Auge faßt, so pflegt man nur allzu gern die Schattenseiten der feindlichen Macht zu verkennen. Wären etwa die 100000 Honveds, welche Oesterreich soeben in die Reihen seiner Armee gesteckt hatte, als ein ernster Feind für Preußen zu betrachten gewesen? Der pessimistischen Ansicht der preußischen Militairs gegenüber fehlt es auch im österreichischen Lager nicht an übeln Propheten, welche die Niederlage in kürzester Zeit erwartet haben.

Wie dem aber auch sei, wer den Charakter Friedrich Wilhelms studiren will, der dürfte sich am wenigsten hinter so vage Vermuthungen verstecken. Actenmäßig steht fest, daß der König den geraden und muthigen Weg wollte, daß er von den Ideen der deutschen Entwickelung im Innersten ergriffen war und daß er sich schmerzhaft von denselben getrennt sah. Die Frage konnte nur die sein, welches Motiv für ihn das entscheidende war, als er zurückwich? Ranke und Wagener scheinen der Unbestreitbarkeit, Trefflichkeit und Wahrheit der Gründe, die man ihm vorlegte, das größte Gewicht beizulegen; der edle König selbst scheint mir jedoch aufrichtiger gewesen zu sein, wenn er die Worte gebraucht: Friedrich II. hätte anders gehandelt. Wenn ich nicht irre, liegt in der blanken Vertheidigung der officiellen Politik von damals noch immer die Rückwirkung eines bodenlosen und unverständigen Geschreies, welches von der anderen Seite über Olmütz erhoben worden war. Hier der Tadel und dort das Lob werden vielleicht allmählich einer nüchternen Auffassung Platz machen, welche sich mit den rein persönlichen Umständen abgefunden hat, auf welchen die Dinge in der Geschichte nun einmal ruhen. Wenn Friedrich Wilhelm IV. noch den spätesten Geschlechtern in der Glorie eines Königs erscheinen mag, der die größte Idee des Jahrhunderts völlig verstand und begriff, so wird man, rein menschlich betrachtet, sein Bild nicht geringschätzen, weil ihm die Natur die Zähigkeit versagte, eine große That zu verantworten. Daß auf der Höhe von Thronen ein solcher Charakter, der im gewöhnlichen Leben uns gerade deshalb besonders human, liebenswürdig und

selbstlos erscheinen würde, eine ungeheure Tragik in sich entwickeln muß, hat Shakespeare schon gewußt und gezeigt, als er die Geschichte des dänischen Prinzen in alten Chroniken gelesen.

Mindestens zweimal, dies glaube ich Wagener gegenüber seinem „Erlebten" bemerken zu dürfen, hat den König seine eigene Natur in großen Augenblicken im Stiche gelassen. Ein drittes Mal geschah es ihm in den Verwickelungen, welche man sich kurzweg gewöhnt hat den Krimkrieg zu nennen. Auch bei diesen großen Ereignissen der neueren europäischen Geschichte standen Neigungen und Hoffnungen des Königs auf einer ganz anderen Seite als seine Handlungen. Um den Beweis hierfür anzutreten, müßte man gegen eine Reihe von Axiomen streiten, welche allerdings auch Ranke als feststehend anzusehen scheint; die Frage betrifft das Verhältniß Friedrich Wilhelms zu Napoleon III. Ranke hat nur bemerkt, daß es dem Könige bedenklich war, durch die Anerkennung eines Bonaparte die Verträge von 1814 ausdrücklich zu verletzen. Wagener geht weiter und setzt eine höchst persönliche und scharfe Abneigung gegen den Kaiser der Franzosen bei dem Könige voraus. Dessen ungeachtet rühmte sich Napoleon seiner sehr intimen persönlichen Beziehungen zu Friedrich Wilhelm, und dieser hatte wirklich eine ganz vertraute Persönlichkeit nach Paris gesendet, welche, ohne daß Herr v. Manteuffel eine Ahnung davon hatte, lange Zeit hindurch einen regen Verkehr zwischen den beiden Herrschern vermittelte. Auf diesem Wege scheint der König dem Kaiser der Franzosen viel näher getreten zu sein, als man ahnte. Die Folge war, daß Friedrich Wilhelm eine Zeit lang entschieden für die westmächtliche Allianz gewonnen war und erst zurücktrat, als dieselbe Preußen in kriegerische Verwickelungen ziehen konnte. Der König wich nur allmählich der Ansicht des Ministeriums, welchem es schwere Arbeit verursachte, ihn zu einer dem Kaiser Nikolaus günstigeren Haltung zu vermögen.

Wie man die Politik von Rußland im Jahre 1866 und 1870 aber in Zusammenhang mit den diplomatischen Verhandlungen des Königs im Krimkriege zu bringen vermöchte, ist kaum einzusehen. Thatsächlich war zunächst die Neutralität des Königs von allen Seiten aufs heftigste getadelt und sie bewirkte ein Zerwürfniß von schmerzlichster Art zwischen ihm und seinem Bruder. Die Acten über dieses letztere dürften schwerlich jemals aufzudecken sein, allein der König

litt unsäglich an den Folgen seiner Unentschlossenheit. Die Behandlung, die man ihm von Seite Englands hat zu Theil werden lassen, indem man Preußen vom Pariser Congresse auszuschließen Miene machte, hat der König nie vergessen können, und verbitterte ihm die letzten Jahre seiner Regierung in namenloser Weise. Es traf den Nagel auf den Kopf, wenn Graf Dohna zu Herrn v. Brandt geäußert hat: „Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß der Kaiser Napoleon es allein ehrlich mit uns gemeint. Oesterreich und Rußland haben uns verlassen. Er hat uns zum Pariser Congreß eingeladen und war in der Neufchateler Angelegenheit uns ein treuer Beistand."

So möchte schwer zu leugnen sein, daß der König auch im Krimkriege schließlich sich selber nicht genügt hat und immer im Kampfe gegen seine eigene Einsicht, seine eigenen Intentionen sich für jene Politik entschied, durch welche der Krieg um jeden Preis vermieden wurde. In einem seiner Briefe liest man bei ähnlicher Gelegenheit die merkwürdigen kurzen Worte: „So ist Friede ohne Freude". Man könnte kaum eine bessere Devise für seine ganze Thätigkeit erfinden. Und doch wäre nichts falscher, als wenn man Friedrich Wilhelm einen Mangel an militairischem Verständniß zuschreiben wollte. Nicht nur, wie auch schon Ranke hervorgehoben hat, war die Armee ein fortwährender Gegenstand innigsten Interesses und seiner Aufmerksamkeit und dankt dieselbe ihm sehr wesentliche Verbesserungen, man darf auch noch hinzufügen, daß er niemals ein Manöver abhielt, ohne in ganz hervorragender Weise sein Schlußurtheil zu motiviren. Gewiegte Offiziere sprachen nicht ohne größte Achtung von den belehrenden Ausführungen des geistvollen Kriegsherrn über die militairischen Ereignisse bei seinen großen Feldübungen. Der hohe Kriegsverstand des hohenzollernschen Hauses war dem König keineswegs versagt.

In ihm vereinten sich die Gaben alle, welche nach dem Märchen die weisen Frauen dem Kinde in die Wiege legen; was Geist und Herz nur Hohes besitzen und erwerben mag, war ihm zu Theil geworden; was ihm fehlte, sind Eigenschaften, welche in so unmittelbarer Verbindung mit physischen Kräften stehen mögen, daß man geneigt sein kann, manche Seiten der Politik des Königs pathologisch aufzufassen.

Ein genialer künstlerischer Zug durchglühte begeisternd und jeden

zur Bewunderung fortreißend seine Seele. Ob er in glänzender Rede frei und unvorbereitet die tiefen Schachte seiner Ideen eröffnete, ob er im persönlichen Verkehre seinem Witze freien Lauf ließ, ob er sich über ein Werk der Litteratur oder der Kunst verbreitete, soweit man Urtheile von Zeitgenossen hört, niemand scheint von ihm geschieden zu sein ohne den tiefsten Eindruck einer ungewöhnlichen Geisteskraft. Wagener erzählt die Anekdote von dem Engländer, der von Friedrich Wilhelm sagte, er sei der einzige König, der sein Brot auch als Professor verdienen könnte, doch ist dieser Scherz so wenig zutreffend als die Aeußerung des Generals v. Gerlach, daß er wegen seines Geistes und seiner Kenntnisse des Königs Umgang suchen müßte, auch wenn er nur Secondelieutenant wäre. Es ist nicht das Wissen, wodurch der König imponirte, und am wenigsten möchte wol in seiner Natur etwas von einem deutschen Normal-Professor zu finden sein. Die natürliche Anlage, die originale Auffassung, kurz was man das Genialische zu nennen pflegt, scheint bei weitem überwogen zu haben. Dazu gesellte sich ein scharfes Urtheil, das nicht immer wie bei Gelehrten bloß ein Resultat gründlicher Ueberlegung, sondern mehr ein Ausfluß intuitiver Anschauung der Dinge war. Ein rascher Blick in die Seele fremder Menschen gestattete dem Könige auch manchmal, seine Genossen bei den „kleinen Soupers" zu täuschen, und manche Aeußerungen werden überliefert, welche gut gemeint, doch leicht erkennen lassen, daß der König die meisten Menschen in ihren Schwächen übersah und rasch den Punkt zu finden wußte, wo die Satire ihnen gegenüber am Platze war. Selbst im schriftlichen Verkehre ist der Ausdruck oft viel liebenswürdiger, freundlicher und gnädiger, als es der Totalauffassung des Königs von seiner Umgebung entsprechen mochte. Das Kritische in seinem Geiste war doch — ich glaube, Wagener hat es nur zu sagen vergessen — immer sehr vorwiegend. Einige Personen konnten als besonders übereinstimmende Seelen lange Zeit hindurch als die intimsten Vertrauten gelten, wie Bunsen, und doch scheint Wagener ganz recht zu haben, wenn er einen leisen Zweifel an der Aufrichtigkeit des Verhältnisses zu äußern wagt. Sehr unrichtig scheint mir nur dabei die Andeutung, daß die freundliche Aufnahme des Ritters am englischen Hofe mehr als äußerlich gewesen wäre. Prinz Albert war durchaus kein wirklicher Freund von Bunsen.

Im Allgemeinen darf man sagen, der König war kaum von irgend jemand in seinem Inneren ganz gefangen genommen worden, und dieser Umstand ist nicht einem Mangel an Herzensgüte, sondern dem Vorherrschen eines großen kritischen Vermögens zuzuschreiben. Die Herzensgüte war viel schneller bei der Hand, als man von einem Herrscher vielleicht erwarten durfte und verbreitete sich mit gleicher Innigkeit über Menschen von verschiedenster Natur, Anschauung, Lebensstellung und Beschäftigung. Doch wer sich so im Besitz der königlichen Freundschaft glücklich schätzen durfte, mußte sorgfältig Acht haben, den stets bereiten Pfeilen eines scharfen Urtheils keine Blöße darzubieten. Am wenigsten verschonte der König gerade die, welche in einem Dienstverhältniß zu ihm standen, und ich bin überzeugt, daß Wagenern ein reicher Schatz von Anekdoten zu Gebote stehen würde, wenn er Urtheile des Königs über Manteuffel, Gerlach u. a. zusammenstellen wollte*). Gerade solche Männer, welche eine stark ausgesprochene Parteistellung einzunehmen pflegten, waren keineswegs vor persönlicher Kritik des Königs sicher, selbst wenn ihre politischen und religiösen Grundsätze im Allgemeinen zu seinen Ansichten stimmten und sein unbedingtes Wohlgefallen fanden. Gar mancher Hieb hat auch in solchen Kreisen fest gesessen, welche sich sonst des größten Einflusses bewußt sein durften. Angriffe dieser Art richteten sich von Seite des Königs immer mehr gegen den Verstand, als den Charakter anderer, doch verbarg sich unter seinen Scherzen oft ein sehr ernster Zorn. Gerade in der Periode des Krimkrieges war dem Minister v. Manteuffel, wie sich Wagener erinnern wird, das Leben durch des Königs ungeschminkte Aeußerungen unendlich schwer gemacht und es wäre sicher zu bedauern, wenn die Correspondenz mit Baron Senfft v. Pilsach-Gramenz, welche Wagener nur streifte, nicht einst zugänglich würde. Nach der Probe, die er selbst bietet, wonach die Ernennung Herrn v. Bismarcks nur daran scheiterte, daß zwei Adjutanten den Herrn v. Manteuffel nicht fallen lassen wollten, muß man annehmen, daß sie zur vollen Kenntniß Friedrich Wilhelms unentbehrlich sein wird.

---

*) Vgl. weiter unten den Artikel über Gerlach, wobei ich bemerke, daß obige Worte lange vor dem Erscheinen der Gerlach'schen Denkwürdigkeiten geschrieben wurden.

Und überhaupt, erst wenn man eine volle Sammlung der ungeheuren Correspondenz des Königs veranstalten könnte, würde das richtige Wort von Wagener zur Anerkennung kommen, daß die Hauptsache hinter den Coulissen spielte. Die volle Kenntniß des Charakters Friedrich Wilhelms ist nur aus seinen ganz persönlichen Acten und Aeußerungen zu gewinnen. In seinem öffentlichen Auftreten vermöchte man die officiellen Actenstücke an den Fingern abzuzählen, welche als ein wirklicher Ausdruck seiner Anschauungen und Intentionen betrachtet werden dürften. Er war fast nie geneigt, den Inhalt dessen ganz und vollständig zu vertreten, was als officielles Actenstück die Welt erfüllte.

Einer der merkwürdigsten Briefe, welche ich von der Hand des Königs las, beginnt mit der Erklärung: „Während in der Kanzlei die officielle Antwort gebraut wird, beeile ich mich Euer Hoheit meine Ansicht mitzutheilen.*)“ Die letztere lautete sehr verschieden von dem officiellen Actenstück. Eine Thatsache dieser Art läßt vielleicht vermuthen, daß das Wort von der fable convenue der Geschichte Friedrich Wilhelms in ganz besonderem Maße anhaftet und es ist nicht unmöglich, daß die Welt dereinst eine Geschichte des geistvollen Königs „nach seinen Briefen“ und eine total verschiedene nach den „Ministerial-Archiven“ schreiben, lesen und glauben wird. Von dieser ausgebreiteten Correspondenz des Königs scheint man sich heute nur erst eine sehr schwache Vorstellung zu bilden, fast genügt es kaum, die merkwürdigen Schreiben gedruckt zu lesen, man muß sie mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, mit ihren Correcturen, Unterstreichungen, Ausrufungs- und Fragezeichen, Randbemerkungen und selbst in der Veränderlichkeit der Handschrift ins Auge fassen, um einen deutlicheren Begriff von dem höchst eigenthümlichen, großartig angelegten Wesen des Königs zu bekommen, auf welchen ein Wort Rankes über den Papst Sixtus V. anwendbar erscheint: „An ihm war alles Nerv“.

Oft stehen in Briefen König Friedrich Wilhelms die wichtigsten

---

*) Man findet diese und andere Briefe des Königs, auf welche hier Bezug genommen ist, jetzt in Herzog Ernst II. „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ Band I. 550 ff.; II. 216 ff. Ich nehme davon Gelegenheit, meine gänzliche Abweichung von den Ansichten und Urtheilen dieses Werkes ausdrücklich hervorzuheben.

politischen Bemerkungen inmitten von gleichgültigen oder humoristischen Nachrichten. Neben Jagdberichten findet man die ernstesten Aeußerungen über Sitzungen des Ministeriums. Wie der Inhalt, so erinnert auch das Aeußere von königlichen Handschreiben an Eigenheiten, die man sonst häufiger nur bei großen Künstlern zu suchen pflegt. Der blaue Bogen ist meist in Quart beschrieben und oben sowie unten ohne Rand benutzt. Auf einem solchen Blatt erinnere ich mich einmal ein paar Tintenflecke gesehen zu haben, die während des Schreibens entstanden zu sein schienen. Mit sorgfältig zeichnender Hand faßte der Schreiber humoristisch diese Stellen in einige zierliche Kreise mit der Umschrift: Excusez les pâtes.

Des Königs originelle Denkungsweise verleugnete sich in keinem Augenblicke. In allem Thun und Lassen war und blieb er ganz Er selbst. Sein tiefes Bedürfniß, sich rein individuell zu geben, erkannte keine Schranke, außer einer, die er laut und gern bekannte, und die durch die tiefe Religiosität seines Herzens gezogen war. Schön und wahr bezeichnet Ranke diese Seite des königlichen Charakters, wenn er sagt: „Er lebte in der Gesammtanschauung der Christenheit, ihren inneren Differenzen, die er jedoch in seinem Glauben nicht obenan stellte, und ihrem Gegensatz gegen die übrige Welt. Er hielt an der Hoffnung fest, daß das Christenthum in stetiger Fortentwickelung der vorhandenen Bildungen noch einmal dereinst die Religion des Menschengeschlechts werden würde. Besonders schlug in ihm jene Ader des christlichen Lebens, welche die Leidenden und Bedürftigen umfaßt; mit seiner gleichgesinnten Gemahlin in Verbindung schuf er großartige Institute der Wohlthätigkeit und Krankenpflege — alles das aber auf seine Weise, die nicht immer den allgemeinen Beifall hatte."

Dankenswerth und interessant ist in der kurzen Biographie von Ranke die Zeitangabe des Beginns der Krankheit Friedrich Wilhelms. Nicht allgemein bekannt und zugestanden war es damals, daß das Uebel bei den Manövern in Sachsen im Sommer 1857 zur Erscheinung kam, doch lag der Grund dafür, daß sich der König nicht abhalten lassen wollte, in Halle zu erscheinen, nicht sowol in militairischen Zwecken, wie Ranke meint, als vielmehr in der großen Feierlichkeit, welche viele Fürstlichkeiten auf dem Petersberg versammelte. Der König hatte die alte Kirche restauriren lassen und er-

freute sich neben anderen seiner kunstsinnigen Schöpfungen auch an diesem Bau. Die Freude der Vollendung dieses Werkes war ihm im Augenblick des Festes zum Anfang eines Leidens geworden, von welchem er nur mehr in kurzen Zwischenräumen frei war. Während der langen Krankheit äußerte er noch oft die Hoffnung, daß ihm vergönnt sein werde, die Regierung wieder in die Hand zu nehmen. Wenn Ranke sagt, „es wäre sein Geschick gewesen, daß seine Handlungen in weite Ferne wirkten, ohne ihm selbst Genugthuung zu verschaffen", so dürfte auch wahr sein, daß er von einem heftigen Wollen und Wünschen bis zuletzt erfaßt geblieben ist, als selbst die fernste Aussicht des Könnens und Vollbringens schon entschwunden war.

Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen.

Von allen sonstigen Unterschieden der Geschichtsauffassung abgesehen, lassen sich die Historiker eigentlich in zwei Klassen eintheilen; die einen haben die Dinge persönlich und menschlich genommen, für die anderen scheinen Menschen und Personen nur ein sachliches Interesse zu haben. Die letzteren haben sich fast nur mit dem Staat beschäftigt und unendlich viel von den Ideen der Zeit und von den Institutionen der Gesellschaft gesprochen, während die ersteren sich nur in der Fülle lebendiger Anschauungen von zahlreichen Individualitäten und merkwürdigen Naturen wohl zu fühlen vermögen. Trotzdem daß der größte Meister individueller Zeichnung in Deutschland zu unserer Freude noch lebt und litterarisch wirkt, muß man doch sagen, daß eine andere Richtung heute die dominirende ist. Forschung und Darstellung leben und weben in abstracten Staatsgestaltungen, in diplomatischen Verwickelungen und politischen Combinationen. Die Menschen, welche bei all diesen Dingen entscheidend waren, führen bei den meisten Schriftstellern ein schablonenhaftes Dasein und die Kaiser und Könige haben in vielen Köpfen unendlich viele Aehnlichkeit mit den Fürsten von Reuß, welche alle Heinrich heißen und sich nur durch die Nummer unterscheiden lassen. Ginge es nach

dem Geschmacke so manches Gelehrten, so spräche man von Karl dem Großen als Nummer eins, und Friedrich Wilhelm IV. wäre eben der sechste der preußischen Könige.

Eine Anzahl deutscher Historiker hat offenbar durch einen langen Aufenthalt in Italien, Frankreich und England indessen gelernt, Leben und Geschichte anders aufzufassen und zu diesen gehört in erster Linie Alfred v. Reumont, der jetzt auch schon am Abende eines thätigen Lebens steht und durch sein neuestes Werk sich und den Leser in die Tage Friedrich Wilhelms IV. zurückversetzt hat mit einer Deutlichkeit, mit einer Anschaulichkeit, als lebten wir mitten im fünften und sechsten Decennium des Jahrhunderts.

Endlich wieder einmal ein wahres, wirkliches Geschichtsbuch, ruft man aus, wenn man den breiten Strom dieser rasch dahineilenden Bilder an sich vorübergehen läßt.

Herr v. Reumont theilt mit Gregorovius und Hildebrand, welche sich wol in der Auffassung der Dinge sehr wesentlich von ihm unterscheiden, den italienischen Himmel und die warme Luft, welche man in den meisten ihrer Werke spürt. Hier bekommt man die Ueberzeugung, daß zum Begreifen historischer Dinge ein Stück künstlerischen Vorstellungsvermögens durchaus nothwendig sei. Mit erstaunlicher Fülle von Detailkenntnissen hat Herr v. Reumont seine italienischen Geschichtsdarstellungen aus den verschiedensten Zeiten ausgestattet, aber immer ist es plastisch und greifbar, was er uns bietet, und seine gebildete Sprache und gute Anordnung machen die nachhaltigste Wirkung; so gestaltet sich seine Geschichte von Rom zu einer Reihe von ansprechendsten und lebendigsten Papstbildern, so ist sein Lorenzo Magnifico ein Werk, welches den schriftstellerischen Griffel der florentinischen Meister der Geschichtskunst weit übertrifft. Wie er einzelne Personen herauszugreifen und zu schildern weiß, zeigten seine „Biographischen Denkblätter nach persönlichen Erinnerungen“ und wer das Lebensbild der Königin Elisabeth las, hatte sich längst gesagt: das ist der Mann, der in das wunderbare Räthsel der Natur und des Wesens Friedrich Wilhelms IV. eingedrungen sein muß!

Ein Leben, wie das des Königs, welcher den Weg in das gelobte Land gezeigt hat, aber es nicht erreichen sollte, so vielversprechend, hoffnungsreich und so unglücklich in seinem Ausgange hat etwas Ergreifendes und tief Schmerzliches, was mehr empfunden als

begriffen sein will. Reumont gehörte zu dem Kreise von geistvollen und hochgebildeten Männern, welchen der verewigte König mit Vorliebe um sich versammelte, und der ihn mit dem ganzen geistigen Leben der Culturnationen in einem seltenen Maße in Berührung brachte und erhalten hat. So viele bedeutende, gelehrte, kunstsinnige und feingebildete Herren auch das 19. Jahrhundert auf den Thronen Europas und besonders Deutschlands gesehen hat, so ist kaum ein zweiter zu nennen, der gleich Friedrich Wilhelm IV. in so eigenthümlicher und selbständiger Weise sein wissenschaftliches und künstlerisches Interesse an den Tag zu legen wußte.

Alfred v. Reumont hat in der Diplomatie seiner Zeit eine gewisse Rolle gespielt, und er vertrat den preußischen Staat an den italienischen Höfen in kleineren und größeren Stellungen in wichtigen Zeitabschnitten; er wäre im Stande gewesen, vieles aus den politischen Begebenheiten mitzutheilen und aufzuklären, aber mit reinlichem Sinn und tiefem Verständniß ließ er alles aus den Schilderungen dieses Buches hinweg, was sich nicht auf sein unmittelbares Verhältniß zu König und Königin bezog. Dessen war genug und er brauchte nicht um Stoff verlegen zu sein, denn Reumont war eines der beliebtesten Mitglieder der geistreichen Tafelrunde des Königs in Berlin und fast steter Begleiter auf dessen Reisen und Fahrten durch Deutschland und Italien. Das letztere Land, welchem der König eine Art von Mignon'scher Sehnsucht in gesunden und kranken Tagen bewahrt hat, war für diesen sowie für seine Gemahlin mit dem Namen Reumont gleichsam unzertrennlich verbunden.

In der Jugend sowol wie in den traurigen Tagen der Krankheit und des späten Alters war Reumont des Königs Begleiter und Pfadfinder in Italien; die Schreiben und Billets Friedrich Wilhelms IV. an seinen kunstsinnigen Diener in Florenz athmen eine ewig frische und gleichbleibende Antheilnahme für alles und jedes, was Reumont berichtet und mittheilt. Kaum einmal geht ein Brief von dem Könige nach Italien, der nicht einen Seufzer enthält, wie gern er lieber auf dem Capitol in Rom, oder auf dem Corso in Florenz sich befände.

So sind die Beziehungen Herrn v. Reumonts im Jahre 1836 zu dem damaligen Kronprinzen durch das Interesse für Italien eingeleitet worden und so sind sie bis zum Ende des Königs so ziemlich frei geblieben von den Unliebsamkeiten der Tagespolitik und von

den Stürmen der Revolutionszeiten. Es bietet in dem Buche, das Herr v. Reumont veröffentlicht, geradezu einen besonderen und eigenthümlichen Reiz, daß man verhältnißmäßig wenig darin von der Politik erfährt. Es ist immer, wie wenn man sich in der hohen Gesellschaft mit Reumont bei dem Könige einzufinden hätte, um sich von den Mühen des politischen Zankes in die höheren Sphären der Bildung und des geistigen Lebens emporheben zu lassen. Da sehen wir alle großen und kleinen künstlerischen und wissenschaftlichen Angelegenheiten erwogen und behandelt, da ist es, als ob die Welt des Geistes allein Bedeutung für den preußischen König hätte.

Diese Wirkung erzielt das Reumont'sche Werk durch ein seltenes Maßhalten in allen auf öffentliche Angelegenheiten bezüglichen Raisonnements, durch ein festes Zusammenfassen des persönlichen Stoffes! Aber es ist ein so reiches Bild von menschlichen Beziehungen zwischen dem König und einer Welt von Fürsten,. Staatsmännern, Militairs, Gelehrten, Künstlern, das uns vorgeführt wird, daß man doch nirgends eine Einförmigkeit empfindet. Ueberall läßt sich der tiefe Hintergrund ahnen, welcher den König von Preußen, in der Mitte der weltgeschichtlichen Ereignisse stehend, erkennen läßt.

Im siebenten Capitel des Buches hat Reumont die Berliner Gesellschaft aus dem Vormärz geschildert. Die Persönlichkeit, welche gleichsam diesen Kreis beherrscht, ist der König selbst. Man dürfte nicht leicht eine glänzendere, liebenswürdigere und zugleich personenkundigere Darstellung dieser halbvergessenen Verhältnisse gelesen haben. Man staunt über die ausgebreitete Kenntniß des Verfassers von allen möglichen Beziehungen und wird sich dabei an die Varnhagen'schen Tagebücher erinnert finden. Aber wie viel edler und vornehmer erscheint der Schriftsteller, welcher hier seine alten Aufzeichnungen zu einem Gesammtbilde vereinigt hat, als der gefeierte Stilist, welcher seine Stellung in der Berliner Gesellschaft nur dazu benutzt zu haben schien, um täglich seiner üblen Laune einen Stoff zu Aufzeichnungen zuzuführen.

Wenn man die merkwürdige Mischung zwischen den vornehmsten Kreisen und allem, was in Berlin in Kunst und Wissenschaft excellirte, ins Auge faßt, so begreift man, wie es kommen konnte, daß König Friedrich Wilhelm IV. nach dem Jahre 1848 seine idealsten Anschauungen von der Welt für gestört erachtete. Sehr richtig ist es

daher, wenn Reumont von dem König sagt: „Ihm fehlte eines in den letzten Jahren, die alte Freudigkeit des Schaffens. Die trüben Eindrücke der Unglückszeit waren unvertilgbar.“ In der That hatte sich alles rings umher verändert, es war unmöglich, daß eine so starke und bestimmt ausgeprägte Individualität sich in dem durch die leidige Politik zerklüfteten, von Parteien zerrissenen Staat noch recht wol fühlen konnte. Ohne daß Reumont das Gebiet der Politik im Einzelnen und um seiner selbst willen zu berühren nöthig gefunden hätte, machen doch alle seine Mittheilungen den Eindruck, daß der König an der veränderten Zeitlage recht eigentlich krankte. Die Zeit vor 1848, wo er sich der Hoffnung überließ, alles werde sich nach und nach den hohen Ideen gemäß formen lassen, war eigentlich der Maßstab seines Innern. Aber zu seinen Schöpfungen bedurfte es Sammlung und Ruhe der Welt. Diese hatte sich ihm entwunden, er stand mit seinen aufrichtigen Absichten und mit seiner idealen Auffassung von Menschen und menschlichem Thun isolirt da, wie vor lauter Räthseln.

In sorgfältiger psychologischer Analyse, aber weit entfernt von den Redensarten des Panegyrikers, sucht Reumont seinen königlichen Herrn von dem Vorwurf zu befreien, daß er die Reaction als schließliches Ziel aller seiner Anläufe herbeigeführt, daß er die Regierung in die Hände einer Camarilla habe übergehen lassen, aber er verschweigt doch nicht, daß das Scheitern seiner deutschen Absichten ihm schwere Stunden bereitet habe. Es wird schwerlich jemand Grund haben, über Reumont zu klagen, daß er die Umgebung des Königs in ihren großen Vorzügen nicht richtig gewürdigt habe. Ueberall spricht er sich bescheiden, verständig und voll hoher persönlicher Achtung über die Manteuffel, Gerlach, selbst über Niebuhr, Thile u. s. w. aus, aber eine außerordentlich beachtenswerthe Bemerkung eines Mannes, der dem König doch so nahe gestanden hat, ist die, welche über das Verhältniß Friedrich Wilhelms IV. zu seiner Umgebung überhaupt gemacht wird. Der Geschichtschreiber Friedrich Wilhelms IV. wird jedes Wort davon zu beachten haben: „Man hat sich über Friedrich Wilhelms IV. Verhältniß zu seiner Umgebung viele falsche Vorstellungen gemacht und nach solchen Vorstellungen Urtheile formulirt. Der König zog solche heran, in denen er Uebereinstimmung mit seinen Anschauungen und Ideen oder Annäherung an dieselben und Fähigkeit und Wollen zu deren Ausführung erkannte oder zu er=

kennen glaubte: von ihnen abhänigig ist er nie gewesen. Als er zur Regierung gelangte, war er ein zu gereifter Mann und seine Ansichten standen schon zu fest, als daß er maßgebendem Einflusse hätte unterliegen können, der sich höchstens auf Modalitäten erstreckte. Seine persönliche Zuneigung zu den Personen machte hierin keinen Unterschied. Er hat im Laufe seiner Regierung Pläne aufgeben, auf Lieblingsideen verzichten müssen; anderer Anschauungen, wenn sie ihm fremdartig waren, hat er sich nicht angeeignet. Es ist ihm damit wol wie mit factischen Nothwendigkeiten ergangen, denen er sich hat beugen müssen, wodurch wol Schwankungen seiner Regierung erzeugt worden sind, Schwankungen, von denen keine Regierung frei bleibt, mag der Wille des Hauptes noch so stark sein. Der König hat Irrthümer begangen, die meist, wenn nicht immer, mit äußeren Anlässen zusammenhingen; in seinen fundamentalen Anschauungen hat er nicht geirrt und nicht geschwankt, und diese waren sein Eigenstes und nicht von anderen beeinflußt, und er hat nur sein Gewissen und seine geistige Verantwortlichkeit zu Rathe gezogen. Er hat das Loos aller Herrscher getheilt, ungeschickte oder unvollkommene oder gar verkehrte Ausführung seiner Ideen und Anordnungen; nicht in allen Fällen hat er dies erkannt, noch zu erkennen vermocht, verderblichen Richtungen, wo sie sich zeigten, ist er immer entgegengetreten. Seine Inspirationen haben am Ende den Ausschlag gegeben, in dem Verhältniß, nach welchem die Dinge abhängig sind von menschlichem Sinnen und menschlichen Vorkehrungen. Aber er hat sich selber nicht genug gethan und dies Bewußtsein hat in den späteren Jahren wie eine Wolke auf ihm gelastet. Weder auf dem Gebiete des Staats noch auf dem der Kirche hat er das Ziel erreicht, nach dem er strebte. Seine Thätigkeit auf litterarischem und wissenschaftlichem Felde ist durch solches Bewußtsein in gewissem Sinne berührt worden. Es war keine Abnahme des Interesses, das ihm lebendig blieb, es war eine Abschwächung der Initiative, die sich in den späteren Jahren bemerklich machte. Es war die Wirkung von Enttäuschungen und schwerer Sorge, wie von drückender Arbeitslast, die ihm wol zu Zeiten wie eine Sisyphusarbeit erscheinen mochte, wenn er der Bilder der Vergangenheit gedachte. Was ihm aber unverändert Erholung und Erfrischung bot, war die Kunst. Sie ist ihm treu geblieben und hat seine Liebe reich belohnt."

Mit Recht konnte Reumont in seiner Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. auf die unerschöpfliche Fülle des Genusses hinweisen, welche dem König aus seinem Kunstinteresse floß. Niemand dürfte unter den Lebenden mehr vorhanden sein, der auch geeigneter gewesen wäre, diese Seite des Lebens Friedrich Wilhelms IV. zu beleuchten. Herr v. Reumont war schon im Jahre 1838 mit der ehrenvollen Aufgabe betraut worden, dem Kronprinzen regelmäßige Berichte über litterarische und künstlerische Verhältnisse in Italien zu senden. Diese Thätigkeit des verständnißvollen und sachkundigen Legationssecretairs leitete alle späteren nahen Beziehungen zu dem König und der Königin ein. Indessen blieben die Beobachtungen Herrn v. Reumonts nicht auf dieses Gebiet beschränkt, er hatte in Italien die beste Gelegenheit, auch eine Reihe von Personen kennen zu lernen, welche für die Geschichte Preußens in den nächsten Decennien von großer Wichtigkeit waren, wie Christian Josias Bunsen, dessen eigenthümliches Verhältniß zu dem Könige aus einer großen und seltenen Menschenkenntniß heraus hier wol zum ersten Male richtig und völlig zutreffend geschildert ist. Ohne das geringste harte Wort, ohne jeden Mangel an Pietät gelingt es Herrn v. Reumont doch ganz vortrefflich, die Verdienste Bunsens in das rechte Licht zu stellen. Charakteristisch ist, wenn er von Bunsen bemerkt: „Es mit wenigen Worten auszudrücken, würde ich sagen, daß er bei abendlichem Nachsinnen sich eine Vorstellung machte, über Nacht die Vorstellung zur Thatsache wurde und er am nächsten Morgen auf Grund dieser imaginären Thatsache handelte."

Man lernt gelegentlich auch noch andere, jetzt vergessene Diplomaten kennen, wie Herrn v. Brassier, dessen Schilderung ein wahrhaftes Cabinetstück von einem litterarischen Portrait genannt werden kann und von welchem eine hübsche Anekdote aufbewahrt wird: „Brassier wurde im Doctor-Examen von dem Statistiker Hoffmann gefragt, wie viel das Pfund Talglichte in Petersburg koste? Herr Geheimrath, erwiderte der Examinandus, ich habe die Wachskerzen durch meinen Diener kaufen lassen." In späteren Jahren hatte Herr v. Brassier sich ganz dem Spuk des Somnambulismus hingegeben, aber er theilte diese Vorliebe mit manchem anderen Staatsmann jener Jahrzehnte. So erzählt Herr v. Reumont von dem Freiherrn v. Arnim-Suckow, Gesandten in Paris und März-Minister des Aus-

wärtigen, daß derselbe während der Krankheit Friedrich Wilhelms IV. im December 1858 seine dienstthuende Somnambule von Turin nach Florenz gesandt habe, um über das Leiden des Königs Aufschlüsse zu geben.

Im Jahre 1845 begleitete Herr v. Reumont den König und die Königin auf einer Reise am Rhein, wo eine Zusammenkunft mit der Königin Victoria stattfinden sollte. Dieselbe kam mit dem Prinzen Albert zum ersten Male seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. nach Brühl und Stolzenfels, wo sich eine große Menge von vornehmen Gästen eingefunden hatte. Daß Reumont bei der Begegnung des preußischen und englischen Herrscherpaares mit anwesend war, läßt erwarten, daß er die näheren Umstände eines Etiquettenstreites kennen dürfte, welcher nicht ganz ohne politische Folgen geblieben zu sein scheint, gleichwol aber so sehr in Vergessenheit gerathen ist, daß man fast nirgends mehr etwas recht Authentisches über die Sache zu lesen oder zu erfahren vermag.

Herr v. Reumont erzählt, daß am 11. August der Empfang der Königin stattfand, wobei die glänzenden preußischen Gala-Uniformen mit den grauen Paletots des Prinzen Albert und des englischen Gefolges auf seltsame Weise contrastirt hätten. Nicht erwähnt ist, daß bei den preußischen Herrschaften auch einer der österreichischen jüngeren Erzherzöge anwesend war. Nun existirt eine ganz zuverlässige Ueberlieferung, welche besagt, daß im Schlosse von Brühl im Momente, als die Königin Victoria den Arm des Königs nahm, die Königin von Preußen den ihrigen dem österreichischen Erzherzoge gegeben habe und Prinz Albert diesem den Rang überlassen mußte. Als die Königin von England in Stolzenfels anlangte, wurde sie hierüber sehr krank, so daß sie bei der königlichen Tafel nicht wieder erschien und das Diner auf ihrem Zimmer nehmen mußte.

Der Gegenstand hat eine größere Wichtigkeit in der Geschichte der folgenden Jahre gehabt, als auf den ersten Blick anzunehmen wäre. Bekanntlich war die Stellung des Prinzen Albert nicht bloß in England, sondern auch unter den regierenden Häusern des Continents auf Schwierigkeiten gestoßen. Die Königin, welche ihrem Gemahl officiell die königlichen Ehrenrechte nicht einräumen konnte, wachte doch sehr eifersüchtig und energisch über die demselben zu gewährende Stellung. Manche Gegensätze mögen sich darauf zurück-

führen lassen, daß die Königin Elisabeth bei der ersten Begegnung der beiden königlichen Paare einem Ceremoniell gefolgt ist, welches die Rechte des Gemahls der Königin von England lediglich nach dem Range schätzte, den derselbe als nachgeborener Prinz eines deutschen herzoglichen Hauses in Anspruch nehmen konnte.

Indessen hatten eingreifendere und wichtigere Ereignisse in den darauf folgenden Jahren die politische Welt beschäftigt, als daß man den Etiquettenstreit vom Herbst 1845 zu einem diplomatischen Abschluß geführt hätte. Im Jahre 1847 befand sich Herr v. Reumont noch in Berlin, als der vereinigte Landtag eröffnet wurde, im August ging er über Wien nach Triest und Venedig, um den König auf einer Reise durch Oberitalien zu begleiten. Friedrich Wilhelm IV. war von Ischl nach Triest gekommen und am 5. September Nachts nach Venedig übergefahren, wo er bis zum 9. September blieb. Dann ging es über Vicenza an den Gardasee und nach Riva und Roveredo, wo sich Reumont von dem Könige verabschiedete, um ihn erst nach den Stürmen des unheilvollen Jahres wiederzusehen.

Aus der Zeit von 1848—1857 hat Herr v. Reumont eine Anzahl von Briefen des Königs mitgetheilt, welche recht geeignet sind, das Bild seines lebhaften Geistes und Interesses zu vervollständigen. Man ersieht aus denselben, daß der Berliner Aufenthalt Reumonts in den früheren vier Wintern und die venetianische Reise mit dem Könige viel gethan haben, um ihn seinem Herrn im gewissen Sinne unentbehrlich zu machen. „Sie fehlen unseren ruhigen Abenden recht in diesem Winter", schrieb der König am 22. Januar 1848. Auch über den schriftlichen Verkehr äußert er sich in einer für Reumont sehr schmeichelhaften Weise. Die Natur der Verhältnisse brachte es mit sich, daß die Berichte desselben mehr und mehr in das Gebiet der Politik eintreten mußten, und aus den Antworten des Königs zeigt sich, daß auch er in der bewegten Zeit nicht bei dem stehen zu bleiben im Stande war, was „in Marmor, Erz und gebrannter Erde zu Florenz feil sein" mochte, sondern sich bald über alle möglichen Ereignisse der Welt verbreitete, wie es eben seine Art war. Er hatte die Bewegung Italiens in ihren Anfängen freudig begrüßt und war durch den „Mangel an Gemeinheit" in den römischen Ereignissen „förmlich bestochen und hingerissen". „Denn nach dem Mangel an Gemeinheit sehne ich mich, fügte der König hinzu,

in allen Dingen als nach einem Ideal, dessen Verwirklichung in Deutschland leider unsäglich fern zu liegen scheint." „Jetzt bricht die Gemeinheit aber schon in der ewigen Stadt, wenn auch in mäßiger Dosis, hindurch. Das schlägt mich nieder. Und wie muß es den herrlichen Pontifex schmerzen!"

Der König sollte nur zu bald alle „ungeahnte Gemeinheit" in seiner nächsten Nähe erleben. Als Reumont im Juli den König in Sanssouci wiedersah, fand er ihn sehr verändert: „Er war bald erhitzt, bald niedergeschlagen. Er lenkte die Conversation auf Dinge, die mit der momentanen Lage nichts zu thun hatten, aber mir war es, als thue er sich Zwang an."

Auch nach der Ueberwindung der eigentlichen Revolution war nach den Beobachtungen Reumonts die Zufriedenheit Friedrich Wilhelms IV. mit sich selbst, mit der Welt und ganz besonders mit dem Gange der deutschen Politik nicht wiedergekommen, er behauptet, daß der König durch die oft besprochenen Ereignisse des Jahres 1850 erst recht und am tiefsten in seinem ganzen Wesen erschüttert worden sei. Diese Thatsache, welche für die Beurtheilung des Königs in Betreff seiner wichtigsten Pläne und Absichten von fundamentaler Bedeutung ist, wurde von manchen Seiten nun freilich verdeckt und verdunkelt, aber man dürfte das offene und bestimmte Zeugniß eines dem Könige doch auch sehr nahestehenden Mannes, wie Herr v. Reumont, nunmehr in die Wagschale werfen, wenn man die Ansicht vertritt, daß der Gang der Dinge in und seit 1850 mehr im Widerspruch, als in Uebereinstimmung mit den Wünschen und dem Wollen des Königs gewesen ist. Ich habe schon bei früheren Gelegenheiten (siehe oben S. 138/9) dieser Auffassung Friedrich Wilhelms IV. Ausdruck gegeben, indem ich gegen Ranke und Wagener bemerken zu können meinte, daß diese Grund hätten, eine nicht unwichtige Nuance in ihren Schilderungen von dem Wesen und Wollen Friedrich Wilhelms IV. zuzugeben. Jetzt bestätigt Reumont das Vorhandensein dieses Unterschiedes, welcher sich vielleicht kurzweg dahin formuliren läßt, daß der König bei Weitem weniger preußisch und mehr deutsch war, als jener Gang der Dinge, der für viele Jahre maßgebend geworden ist. Für diese Meinung konnte Herr v. Reumont am Schlusse seines Buches ein gewiß classisches Zeugniß hinzufügen, denn auf die Glückwünsche zur deutschen Kaiserkrone antwortete Kaiser Wilhelm

in sehr bestimmten und bezeichnenden Worten: „Großes, kaum Geträumtes ist errungen. Was dem Bruder nicht beschieden war zu erreichen, was er als eine Lebensaufgabe betrachtete, und was ich in Demuth hinnehme, war Gottes Wille."

Wenn es demnach kanonisch feststeht, daß Friedrich Wilhelm IV. an einer sich gestellten Lebensaufgabe gescheitert ist, so würde es bei der hohen Achtung, die wir ihm schuldig sind, gewiß kaum ferner genügen, wollte man die deutschen Ziele desselben mehr wie ein Spiel der Phantasie schildern. Daher ist Herrn v. Reumonts Urtheil, wie es scheint, zutreffender, wenn er sagt: „Das Jahr 1850 hat für Friedrich Wilhelms IV. Regierungsthätigkeit und inneres Leben und Fühlen schmerzliche Krisen herbeigeführt, deren Folgen für seine späteren Jahre vielleicht kaum minder verderblich gewesen sind, als die des Sturzes und der Anarchie von 1848." Man darf wol sagen, daß der König bei Weitem klarer und fernsichtiger war, als etwa Herr v. Niebuhr, von welchem Reumont einen wahrhaft erstaunlichen Beruhigungsbrief noch aus dem Jahre 1857 beibringt, in welchem alles Unbehagen und alle Unzufriedenheit der Welt lediglich auf die Unzufriedenheit der Individuen mit sich selbst zurückgeführt werden wollte. „Wer die Sache mit völliger Ruhe und aus dem politischen Gesichtspunkte betrachtet, wird diese Besorgnisse (für die Aufrechterhaltung des Friedens) sehr ungegründet finden".

Dem Könige selbst waren eben damals die Betrübnisse und Kümmernisse der Neuenburger Angelegenheiten zu neuen Mißerfolgen ausgeschlagen. Eine Reise nach Italien, welche der König geplant hatte, war durch diese politischen Ereignisse vereitelt worden. Sowol in 1856 wie 1857 hatte die Gesundheit des Königs viel zu wünschen übrig gelassen und er gebrauchte in beiden Jahren die Kur in Marienbad, wobei Reumont sein Gesellschafter war. In dem letzteren Jahre hatte der König keinen Erfolg von seinem Badeleben bemerken können und unglücklicherweise legte er sich in größter Sommerhitze noch eine beschwerliche Reise nach Wien auf; auf der Rückfahrt wurde er bekanntlich von einem schlagähnlichen Zufall betroffen, der den Anfang seiner entsetzlichen Erkrankung machte. Indem man nicht gern Näheres über die Sache mittheilen wollte, blieb die Gefahr verborgen, in welcher der König geschwebt hatte. Herr v. Reumont theilt eine von der Königin selbst gegebene Relation über das, was

sich in Pillnitz ereignet hatte, mit, die man gewiß mit großem Interesse lesen wird: „Die rasche Reise bei drückender Hitze, die Aufregungen mehrfacher Art während des Wiener Aufenthalts, die sogleich darauf folgende Rückreise, die hohe Temperatur im Schlosse zu Pillnitz, wahrscheinlich auch die Gemüthsbewegung, welche die Besprechungen in Wien veranlaßt hatten, alles das war auf den König eingestürmt. Sein Zustand war ein sehr besorgnißerregender gewesen. Er hatte in Pillnitz Abends die Besinnung nicht verloren, sich aber stundenlang in einer zwischen Aufregung und Ermattung schwebenden Verfassung, wie zwischen Traum und Wachen und ohne die Fähigkeit sich aussprechen zu können, befunden. Dann war Ruhe eingetreten, Sprache und volles Verständniß zurückgekehrt, so daß die Sache vorüber schien und man nach einiger Zeit an die Fahrt nach Potsdam denken konnte."

Die Geschichte der Leidensjahre des Königs erhält durch das Buch viele bisher unbekannte Aufklärungen. Herr v. Reumont war um ihn, als er in Tegernsee einer ernstlichen Besserung entgegen zu gehen schien, und er begleitete den König und die Königin auf der Reise des Jahres 1858/59 durch Italien. Eine Reihe höchst merkwürdiger psychologischer Züge wird hier von dem treuen Berichterstatter aufgedeckt, welche leider den Eindruck machen, als habe der König unter dem deutlich vorhandenen Bewußtsein seines Unvermögens, seiner Schwäche und Krankheit unsäglich viel gelitten. Man liest die einfachen und phrasenlosen Mittheilungen des Herrn v. Reumont mit einem aufregenden Interesse, welches nur durch die ruhig dahinfließende Erzählung von einer Menge merkwürdiger Begegnungen mit vielen bedeutenden Menschen gemäßigt zu werden vermag.

Als Papst Pius IX. den König sah, konnte derselbe Reumont gegenüber sich nicht enthalten, der betrübenden Erscheinung zu gedenken. Der König war sehr bewegt und völlig unfähig, eine Conversation zu führen. In Folge dessen steigerte sich seine Befangenheit und er schien darunter zu leiden. Auf der Rückreise von Neapel hatten König und Königin eine zweite Begegnung mit dem Papste, welche bei Weitem besser gelungen war. Der König hatte sich verhältnißmäßig in Italien so sehr erholt, daß die Königin Marie Christine von Spanien, als sie ihn sah, zu Herrn v. Reumont sagte: „aber der König ist nicht krank".

Diese Besserung des Leidens schien jedoch nur dazu da, um das Bewußtsein von demselben noch schmerzlicher zu machen. „Daher die Betrübniß, die fortwährend mehr oder minder auf ihm lag", fügt Herr v. Reumont bei. Zur Zeit des italienischen Krieges war eine Verschlimmerung des Zustandes eingetreten, dann folgte der Winter 1860, von wo an die treueste und unablässigste Pflege das „fortschreitende Absterben" nicht zu hemmen vermochte. Der König empfing noch Besuche, aber die Eindrücke, welche von seinem Krankenzimmer hinweggenommen wurden, scheinen furchtbar gewesen zu sein. Erst am 2. Januar 1861, wenige Minuten, nachdem der Tag begonnen, brachte der Todesengel, welcher unbemerkt herangetreten war, dem Könige Erlösung von seinen Qualen.

Der General-Adjutant Leopold v. Gerlach*).

Erster Theil der Denkwürdigkeiten.

Man sagt, daß das von dem General v. Gerlach hinterlassene Manuskript einen fast erschreckenden Umfang gehabt hätte. Auch in der jetzt vorliegenden Gestalt gehört das gewaltige Werk noch immer zu den ausführlichsten Geschichtsbüchern über die vierziger und fünfziger Jahre. Es ist so voll von detaillirten Mittheilungen und bietet eine solche Masse von Nachrichten, daß man darin wie in einem Bergwerk graben kann, ohne fürchten zu müssen, daß der Stoff sich erschöpfen werde. Das Werk des geistreichen Generals ist ein Tagebuch von eigenthümlicher Art, wofür wir keinen kurz bezeichnenden deutschen Ausdruck besitzen. Es ist eigentlich eine ungedruckte Zeitung, eine Sammlung von Leitartikeln aus Anlaß der täglichen Erfahrungen und Eindrücke eines Mannes, der durch sein Amt in der Lage ist, jeden Morgen die wichtigsten Dinge zu erfahren, aber seinem innern Bedürfniß der Mittheilung und des Raisonnements lediglich in seinem

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs, General der Infanterie und General-Adjutanten König Friedrich Wilhelms IV. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Berlin. W. Hertz. 1891, 1892.

Tagebuch Rechnung zu tragen vermag. Die Welt ist zudem überzeugt, daß der General-Adjutant des Königs den größten Einfluß auf seinen Herrn übt, und während die Freunde diesen Einfluß überschätzen, erschöpfen sich die Feinde in übertriebenem Haß. Kein Wunder, daß auch das Erscheinen des Buches noch heute Leidenschaften erwecken mag!

Indessen ist glücklicherweise das Charakterbild des Generals im Andenken vieler Zeitgenossen ein so lebhaftes, daß es fast eine Vermessenheit wäre, es nach seinen Schriften zeichnen zu wollen. Man könnte auch nicht sagen, daß dies auf Grund des Tagebuchs, soweit es hier gedruckt vorliegt, leicht möglich wäre. Es ist alles Persönliche zu sehr verwischt, und die ordnende Hand der Herausgeber war allzu sehr bemüht, den Aufzeichnungen den Charakter der momentanen Eindrücke und Stimmungen zu erhalten. Da ein so viel beschäftigter, lebhafter und geistreicher Mann sein Tagebuch nicht mit der Absicht führt, alle seine Gedanken in schönste Uebereinstimmung zu bringen, so fehlt es den Aufzeichnungen nicht an mancherlei Widersprüchen, nicht des Charakters, wol aber des Urtheils über die politische Lage, deren Vielgestaltigkeit und Wechsel ja auch das Urtheil von einem Tage zum andern ändert. Es ist gar nicht selten, daß der General seinem König heftig vertheidigte Rathschläge ertheilt und hintennach große Monologe in sein Tagebuch schreibt, die das gerade entgegengesetzte Princip vertheidigen. So in Bezug auf den Verfassungseid, in Betreff der Verfassungsrevision, auch in den auswärtigen Angelegenheiten in Bezug auf die Anerkennung Napoleons und in den ewig schwankenden Phasen der Schwarzenberg'schen Politik. Wer könnte auch verlangen, daß jemand im Drange der Geschäfte hier sich immer ganz gleich geblieben wäre.

Das schließt dann freilich nicht aus, daß Gerlach in Bezug auf gewisse Dinge stets einer unerschütterlichen Ueberzeugung war und geblieben ist: in religiösen Fragen, in der Vertheidigung des Legitimitätsprincips, in dem Ernst seiner staatserhaltenden Ideen. Ueberall, wo es sich darum handelte, politische und religiöse Grundsätze zu vertreten, da gab es für Gerlach kein Schwanken, keine Augenblicksmeinung. Und eben diese feste, unwandelbare Ueberzeugung war es ohne Frage, was Gerlachs offenes, ja rücksichtsloses Urtheil, seine behauptende Art und Weise und sein oft recht wenig zartes Wesen

dem Könige nicht nur erträglich, sondern unentbehrlich machte. Es ist vielleicht ein gewagter Vergleich, aber in gewisser Weise erinnert Friedrich Wilhelm IV. an die alten Herrscher früherer Zeiten, insbesondere des katholischen Europa, die sich die Erfüllung ihrer von Gott gestellten Aufgaben nicht ohne Zuziehung von „Gewissensräthen" denken konnten.

Wie ein solches lebendiges, umherwandelndes Gewissen benimmt sich und empfindet der General v. Gerlach, und es macht den Eindruck, als ob der König dasselbe ebenso ansieht; denn es ist stets herbeigerufen und seine Sprache ist ein stetes Bedürfniß, aber es wird gescholten und wol auch mit Füßen getreten, wenn Sonnenschein und Regen nicht nach den Wünschen des Herrn vertheilt sind.

Bei diesen Gleichnissen soll jedoch nicht verschwiegen sein, daß die damalige Organisation des Dienstes — ein Rest des absoluten Staates — ein mitregierendes Cabinet des Königs neben den constitutionellen Ministern eine Schwierigkeit schuf, die unter allen Umständen zu Conflicten führen mußte. Es lag weniger an den Personen, als an der Behandlung der Geschäfte, daß der ganze Hof und die Regierung Friedrich Wilhelms den Eindruck eines furchtbaren Intriguenspiels machen konnten. Wenn man speciell die Kreuzzeitungspartei hierfür verantwortlich machen zu können glaubte, so konnte dies nur davon herkommen, daß diese Partei ihre Ueberzeugung am offensten und lautesten aussprach. Oder sollen die zahllosen Minister jener Tage nur deshalb ein günstigeres historisches Urtheil erfahren, weil sie oft genug so unbestimmt in ihrem Wollen und Wirken waren, daß weder der König, noch Freund und Feind gewußt haben, was ihre Ziele waren?

Die Unklarheit und Unsicherheit, mit welcher die ganze Staatsmaschine Preußens seit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. arbeitete, ist es auch, was die Geschichtschreibung dieser Zeit so außerordentlich schwierig und parteiisch macht. Kein Wunder, daß die fleißigsten Studien in den Portefeuilles der Ministerien recht wenig Aufklärung über diese Zeiten geben. Hat ja doch Herr v. Sybel das entsetzlich traurige Schicksal gehabt, nach unsäglich mühevollen Studien in den Ministerialacten schließlich nur ein Werk hervorbringen zu können, das in seinen beiden ersten Bänden nicht mehr als einige zwanzig Thatsachen enthielt, die nicht jedermann schon längst bekannt gewesen

wären. Und auch unter diesen zwanzig waren fünf sicher falsch, was ja nicht geschadet hätte, wenn sie nur charakteristischer gewesen wären. Aber die meist unbedeutenden Bureaukraten, auf welche Herr v. Sybel zu schwören pflegte, hatten das Eigenthümliche, daß sie in ihren eigenen Angelegenheiten zwar gewöhnlich nicht weiter gesehen haben, als das Bureau reichte, dafür aber ihre Acten mit desto mehr unrichtigen Nachrichten anzufüllen verstanden.

Diesem einseitigen Quellenmaterial gegenüber tritt nun die Bedeutung eines Werkes, wie das des Generals v. Gerlach in aller Deutlichkeit hervor. Es ist, als ob es eben zurechtkommen wollte, um Herrn v. Sybels Erzählungen zu corrigiren, bevor sich dieselben im Bewußtsein der Leute allzu festsetzten.

Es ist ja, wie man gern gestehen mag, ein eigenes Ding um die glatt dahinfließende Darstellung eines historischen Schriftstellers von der Kunst und Bedeutung Herrn v. Sybels. Sein Werk mochte daher auf die Einen einen ungewöhnlichen Eindruck machen, die bislang von der Geschichte jener Zeit so gut wie garnichts wußten, und konnte die andern zu leidenschaftlicher Bewunderung hinreißen, die darin sich selbst nur immer im Spiegel zu sehen meinten, wo sie nichts fanden als Hymnen auf das, was sie schon so viele Jahre früher gesagt, gedacht, gethan und in Depeschen, Acten und Briefen niedergelegt hatten. Das gab denn freilich ein Concert des Entzückens zwischen Alten und Jungen! Daß es in der Fülle der Begebenheiten und Berichte doch etwas Bedenkliches habe, immer nur auf dieselben Kapellmeister zu blicken, wurde von niemand Herrn v. Sybel zum Vorwurf gemacht. Konnte man indessen bis zu diesem Augenblicke sich noch damit entschuldigen, daß es an Aufzeichnungen aus den Kreisen, in denen General v. Gerlach lebte und wirkte, allzu sehr mangele, so tritt heute das umfangreiche Werk als ein Maßstab und Werthmesser nicht nur von Sybels neuestem Geschichtsbuch an uns heran. Es wird nicht mehr möglich sein, für alle Uebel, die der preußischen Politik in jenen Jahren bald mit und bald ohne Grund zum Vorwurf gemacht zu werden pflegen, die Partei Gerlachs allein verantwortlich zu machen. Es wird vergeblich sein, gegen dieselbe mit Vermuthungen und zweideutigen Andeutungen zu streiten, wie dies damals und später beliebt wurde. Gegen diese Art des unredlichen Krieges hat Gerlach den blanken Schild seines Tagebuchs

erhoben. Und es geht aus mehr als einer Stelle hervor, daß der General allerdings daran dachte, vielleicht auch hoffte, daß sein Tagebuch seine Leser finden werde.

Die Publication läßt die Vermuthung zu, daß die Herausgeber bemüht gewesen sein dürften, fürs erste noch alles wegzulassen, was irgend Anstoß und Empfindlichkeit hervorrufen konnte. Und sicherlich ist diese Richtung bei Büchern dieser Art berechtigt und geboten. Indessen wären einige Andeutungen über das Maß der Rücksichten, die man nehmen zu müssen glaubte, wol angebracht gewesen. Es macht fast den Eindruck, als wären von den Herausgebern alle Fürstlichkeiten mehr geschont worden, als König Friedrich Wilhelm. Merkwürdigerweise spricht der General auffallend wenig von den verschiedenen Regenten Deutschlands. Kaum daß uns einer oder der andere charakterisirt wird; und doch, er kannte ja die meisten! Hat er es nicht für nöthig gefunden, ihrer häufiger zu gedenken, oder soll man hier die scharfe Scheere der Herausgeber vermuthen? Genug, die deutsche Hofgeschichte findet bei dem Werke des Generals in günstigem, wie in ungünstigem Sinne kaum ihre Rechnung. Manches charakteristische Moment wird dadurch der geschichtlichen Kenntniß für immer verloren gegangen sein, aber wir zweifeln nicht, daß diese Discretion, sei sie nun dem General selbst, oder den Herausgebern zu danken, an vielen deutschen Höfen gewiß nur erfreulich wirken kann!

Leopold v. Gerlach war fünf Jahre älter als sein König. Sein Bruder Ludwig, der Staatsmann und Parlamentarier, dagegen, war in demselben Jahre geboren, wie der letztere. Als Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, war der General v. Gerlach fünfzig, und als er kurz nach dem Könige starb, 71 Jahre alt. Dieses Leben läßt sich ungezwungen in drei Abschnitte theilen: eine kriegerische Zeit der Jugend, von der der General behauptete, lernen und studiren wäre ihm damals sehr fern gewesen; dann eine lange Friedenszeit mit ausgiebiger, innerer Vertiefung, und endlich die Periode großer politischer Thätigkeit. Der zweite dieser Abschnitte kennzeichnet sich durch die Beziehungen zum Prinzen Wilhelm von Preußen, der dritte, mit dem Jahr 1840 beginnend, zeigt uns Gerlach in der Stellung als Generaladjutanten des Königs. Das Tagebuch umfaßt für die

Zeit vor dem Jahre 1840 nicht mehr als einige 70 Seiten. Für die Erkenntniß von Gerlachs geistiger und religiöser Entwicklung wäre es ja gewiß sehr lehrreich, wenn gerade über die Jahre 1820 bis 1840 etwas mehr und Eingehenderes vorläge. Wir erfahren weder von der eigenen „Erweckung" Gerlachs irgend etwas, noch von seiner Vergesellschaftung mit anderen zum Zwecke innerer Erbauung. Daß in der Reihe jener, die sich, von der seichten Strömung des herrschenden Geistes der Zeit angewidert, nach einem neuen Leben hinsehnten und dies durch die Pflege von Geistesverwandtschaft mit anderen gemeinsam zu erreichen suchten, auch der Kronprinz von Preußen treu zur Sache stand, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Aber das Tagebuch sagt nichts, woraus die nachher zwischen dem König und seinem Generaladjutanten oft anerkannte und bemerkte Harmonie romantischer Empfindung in ihrem Ursprung zu erkennen wäre.

Dagegen erfahren wir über das Verhältniß Gerlachs zum Prinzen von Preußen genug. Es ist von dem Momente an, in welchem Gerlach zum Dienste des Prinzen commandirt ist, nicht minder treu und herzlich, aber es ist von ganz anderer Natur, als das zum Kronprinzen. Es ist kein inneres Seelenband, welches sich uns enthüllt, so vertraut auch Gerlach den Prinzen Wilhelm auf Fahrten und Lebenswegen überall begleitet. Sachlich betrachtet sind die verhältnißmäßig wenig umfangreichen Aufzeichnungen der Jahre 1820 — 40 nicht von geringem Werth. Prinz Wilhelm scheint während der Regierung seines Vaters als die besonders geeignete Persönlichkeit betrachtet worden zu sein, um die besten Beziehungen zu dem russischen Kaiserhofe aufrecht zu halten. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus begleitete Gerlach den Prinzen rasch nacheinander viermal nach Petersburg. Als Frucht dieser Reisen ergab sich für ihn eine seltene Kenntniß der russischen Verhältnisse. Nichts ist im Lichte der Gerlach'schen Aufzeichnungen komischer, als die bis heute wiederholte Behauptung, daß er ein Schleppträger Rußlands gewesen sei. Er könnte eher als dessen Feind bezeichnet werden. Es sind mir sehr wenig Urtheile preußischer Staatsmänner und Offiziere bekannt, die in jenen Zeiten so unsympathisch für Rußland lauteten, als das, was man im Tagebuche fast auf jeder Seite lesen kann. Doch davon mögen später einige Beispiele mitgetheilt,

hier nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß Gerlach einen großen Unterschied zu machen verstand zwischen einem alliirten Rußland und einem dominirenden Rußland. Das letztere war für den General ein Gegenstand des größten Schmerzes und lebhafter Zornesausbrüche. Wenn Herr v. Sybel so glücklich gewesen wäre, die Aufzeichnungen Gerlachs zu kennen, so würde er ohne Zweifel über den Einfluß Rußlands ganz anders haben urtheilen können, als er in seiner schwachmüthigen Weise jetzt zu thun pflegt; denn davon wird wol künftig keine Rede sein dürfen, daß Rußland in den 40er Jahren nicht geradezu unverschämte Pressionen auf den Hof ausübte und das wird man von nun an hinzufügen müssen, daß niemand über diese Uebergriffe des Kaisers Nikolaus in Berlin bekümmerter war als General v. Gerlach. Damals indessen, als er den Prinzen Wilhelm nach Petersburg begleitete, hatte man in dem Zarenreich wenig Grund zum Uebermuth späterer Tage. Es ist außerordentlich lehrreich zu sehen, wie sich des Prinzen Schwester bei der Thronbesteigung ihres Gemahls über die Verhältnisse des russischen Reiches äußert.

Von großem Interesse ist in diesem ersten Theile des Tagebuches die Brautwerbung des Prinzen Wilhelm in Weimar. Eine lebhafte Schilderung des Hofes der „Großfürstin", eine Anzahl von Gesprächen mit der Prinzessin Augusta, eine Erinnerung an den Großherzog, und manche andere persönlichen Eindrücke bieten recht erwünschte Ergänzungen der Kenntniß eines Ereignisses, das in seinen Folgen so wichtig, in seinem Ursprung jedoch noch wenig geschildert ist. Dem General machte es besonderen Eindruck, daß die Prinzessin Augusta sich mit ihm von religiösen Dingen unterhielt und unter anderem die Aeußerung that, sie könne nicht begreifen, wie man ohne innere Ueberzeugung einer anderen Confession beitreten könnte. In späteren Jahren fand der General wenig Gelegenheit, in seinem Tagebuch auf Beziehungen zur Prinzessin Augusta zurückzukommen.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ändert überhaupt den Charakter der Aufzeichnungen; sie werden vollständiger und man möchte fast sagen freimüthiger.

Nachdem Gerlach die im weißen Saale des Berliner Schlosses am 3. Oktober 1840 stattgefundene Huldigungsfeier geschildert hat, fährt er in seiner Aufzeichnung jenes Tages fort: „Hier muß ich

eine Geschichte erzählen. Als an dem Huldigungstage die Ritterschaft an der Treppe der Tribüne stand, regnete es bekanntlich sehr stark. Wir kamen zum großen Theil durchnäßt in die Zimmer des Schlosses, die zu dem großen Appartement gehörten. Ich fand in einem Cabinet einen Kamin, in dem ein Feuer brannte, um die Räucherkolben glühend zu machen. Mit einem solchen plätteten wir unsere Uniformen, so daß sie anfingen zu dunsten, was uns viel Spaß machte. Das Feuer zog immer mehr Durchnäßte an, unter anderen meinen Schwager Grolman und Boyen. Ich in einer Art von Begeisterung über die Reden des Königs, sage Grolman, an seinen alten Gegensatz gegen den Kronprinzen denkend, in das Ohr: Du magst sagen, was Du willst, der König ist ein sehr guter Mann. Grolman, ohne sich zu besinnen, antwortete mir ganz laut, so daß namentlich Boyen, der dies auch mit einem Lächeln markirte, es hörte: Das ist er auch, und alles, was er Schlechtes an sich hat, verdankt er Dir und Deinesgleichen. Ich weiß nicht, ob mich diese Rede mehr amüsirte oder frappirte; sein lautes Sprechen verwunderte mich einigermaßen. Was hat Grolman mit dem „alles Schlechte" gemeint? Er selbst würde sagen, damit meine ich den Pietismus, das Mittelalterthum, den Aristokratismus, Feudalismus, Hallerianismus u. s. w., in dem Ihr den Kronprinzen bestärkt habt. Fragte man ihn nach dem Guten, was er anerkennt, so antwortete er: damit meine ich seinen Patriotismus, seinen Liberalismus, obschon derselbe, sowie er praktisch wird, nicht zusagen dürfte."

Die heitere Anekdote führt uns in unübertrefflicher Zeichnung die Gegensätze vor, die den König bei seiner Thronbesteigung umgaben. Was diejenigen hofften und erwarteten, die der General Grolman zu den Pietisten und Hallerianern rechnete, sagt Gerlach selbst an derselben Stelle nur wenige Zeilen weiter: „Den Uebergang von den äußeren zu den inneren Verhältnissen bilden die deutschen Verhältnisse. Hier gilt es den Gegensatz von Constitutionalismus und Absolutismus zu zerstören und, damit dies gelinge, selbst nach der constitutionellen Seite hin Opfer zu bringen, d. h. Generalstände und womöglich Oesterreich mit fortzureißen. Nur wenn man das constitutionelle Deutschland mit zu sich rechnet, kann man es auf den rechten Weg zu sich zurückführen und sich an die Spitze des gesammten Reichs stellen."

Dies also war das furchtbare Programm der Reaction und Finsterniß, welches Gerlach und seine Freunde dem König eingeimpft haben sollen. In Wahrheit waren es die Freunde Gerlachs, nicht die Grolmans, welche den König zum Verlassen des Absolutismus drängten. Hier war freilich die Frage entstanden, was dann? — Sucht man hierauf in Gerlachs Tagebuch die Antwort, so zeigt die Regierung des Königs eine immer weiterschreitende Entfernung von Gerlachs Anschauungen und Erwartungen. Ueberschlägt man zehn Jahre des inhaltreichen Tagebuchs, so trifft man auf folgende kurze einfache und wahrhaft imposante Stelle:

„Mich hält der König für ein Rindvieh.“ Es wäre indessen falsch, wenn man diese Worte nicht unter dem Gesichtspunkt des trefflichen Humors und der heiteren Lebensweisheit auffassen würde, welche die Aufzeichnungen des Generals von Anfang bis zu Ende durchziehen. Der Verdruß, den Gerlach über Maßnahmen und Entschlüsse des Königs oft an den Tag legt, ist überall durch die frohe Empfindung ermäßigt, daß mit der Liebe, Hingebung und Treue des Generals zu seinem König in der That nichts zu vergleichen sein kann. Gerade hierin liegt der Werth der Aufzeichnungen für die endliche richtige Erkenntniß des so schwer verständlichen Charakters des Königs. Dem Zeugniß eines unbedingt treuen ergebenen Mannes, der nichts beschönigt, der alles ehrlich sagt, wie er es empfand und erblickte, wird jedermann gern und willig glauben. Nichts ist lehrreicher, als das Charakterbild, wie es aus dem Tagebuch gewonnen wird, mit jenem Schattenrisse Friedrich Wilhelms IV. zu vergleichen, welchen Herr v. Sybel in seinem vielbesprochenen Werke zu Tage gefördert hat. Nicht, daß die Darstellung des alten Generals milder oder man dürfte sagen politisch günstiger wäre, aber was dort mangelt, ist die persönliche Wärme, die menschliche Theilnahme, die mitempfindende Seele. Was Herr von Gerlach über den König sagt, ist das oft überaus strenge Urtheil eines an dem ungewöhnlichen Geiste und edlen Herzen des Königs in keinem Augenblicke zweifelnden Freundes; was dagegen Herr v. Sybel an dem Könige lobt und tadelt, ist allemal das süßsauere Urtheil des langergrauten Unterbeamten über seinen hochgestellten Bureauchef, oder im besten Falle die wohlgemeinte Censur des gestrengen Herrn Lehrers. Man thäte indessen dem vielgerühmten Geschichtschreiber durchaus Unrecht, wenn

man diese wenig geglückten Zeichnungen auf einen Mangel historischer Kunst zurückführen wollte. Es liegt dies vielmehr an der Einseitigkeit des von ihm — mit einer allerdings recht beschränkten Vorliebe und Verehrung für alles, was von königlichen Regierungs-, Oberregierungs-, Legations- und Geheimräthen geschrieben ward, — fast ausschließlich benutzten Materials. Wen der König von seinen Beamten und Ministern mit bekannten Kraftausdrücken beehrte, konnte Herr v. Sybel freilich aus seinen hochgeschätzten Acten nicht erkennen. Gewöhnlich werden solche Begutachtungen nicht in den schön gebundenen Acten aufbewahrt, gleichwol ist es für die persönliche Geschichte unerläßlich, zu wissen, wie der König über seine Räthe dachte. Man kann dergleichen eben nur aus Privataufzeichnungen erfahren; aber Herr v. Sybel hatte gegen Memoiren aller Art eine unüberwindliche Abneigung, entweder weil es ihm zu mühsam war, dieselben zu lesen oder weil nach seiner Meinung, was gedruckt vorliegt, nicht wahr ist. Wer sich nicht zu dem letzteren Grundsatz bekennt, würde übrigens auch selbst aus der Tageslitteratur so manches für geschichtliche Darstellungen gewinnen können, aber mit dem bloß vornehmen Lächeln über die zeitgenössische Presse ist es doch nicht gethan. So ist es denn heute als ein wahres Glück zu bezeichnen, daß wir durch Gerlachs Aufzeichnungen noch in der Lage sind, ein wirkliches Lebensbild von Friedrich Wilhelm zu erhalten. Wir gestatten uns, das von Herrn v. Sybel angefertigte Portrait des Königs für die Staatskanzleien, für die Vorzimmer der Gesandtschaftshotels und für die Parlamentsräume zu empfehlen, wo man ähnliches in steifgemessener Haltung, die Krone auf dem Kopf oder die Hand am Degen, so häufig zu sehen pflegt. Wer dagegen den wirklichen König Friedrich Wilhelm IV. kennen zu lernen wünscht, wird bei Gerlach besser in die Schule gehen.

Eine wunderbare, feine Charakteristik des Königs bietet Gerlach einmal an einer Stelle dar, wo er das Verhältniß desselben zu Radowitz beleuchtet. Er bemerkt aus Anlaß einer Unterredung mit dem König über Radowitz Folgendes: Radowitz, arm an Gedanken, deren der König mehr hat, als er vertragen kann, ergreift einige Gedanken des Königs, wie er es denn auch nicht verschmäht, dies mit denen anderer Sterblichen zu thun. Diese königlichen Gedanken präparirt er mit Mathematik und Logik, zwei Wissenschaften, welche dem Könige

fehlen. Der König sucht das eigene Kind, Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein in diesem neuen Gewande und ist höchlich davon und von seiner Schönheit imponirt, denn so hätte er es nie ausstaffiren können. Er bewundert es, bewundert den, der es ihm vorbringt, und hat doch die Befriedigung, daß es sein eigen ist. Nun kommt aber die Aufgabe, dieses Ideal in das Leben einzuführen. Dieses versteht weder der König, noch Radowitz, ersterer versucht es nicht einmal, höchstens befiehlt er, daß es geschieht, ohne Rücksicht, an wen der Befehl geht und wie dieser ihn ausführt. Radowitz macht sich an die Arbeit dieser Verwirklichung; diese fällt so ungeschickt, so trocken aus . . . Der König würde eine solche Arbeit verachten, wenn er davon Notiz nähme: das thut er aber nur höchst oberflächlich und wiederum unter dem Einflusse von Radowitz, und so wird ihm auch hier nicht die Gelegenheit geboten, sich über seinen Freund aufzuklären, obschon dessen Ungeschicktheiten das Land an den Rand des Verderbens bringen."

Am Ende des Jahres 1851 handelte es sich um die Revision der Verfassung. Die Gespräche, die der König hierüber mit Gerlach führte, gehören unzweifelhaft zu dem Charakteristischsten und Merkwürdigsten, was das Tagebuch bietet. Der König schrieb damals: „Ich werde meinen Eid halten und werde nichts thun, diesen Wisch zu verbessern, aber wol Verbesserungen, um die man mich bitten wird, genehmigen und ebenso auch die ganze Verfassung beseitigen, wenn die Kammern bei mir darauf antragen. Dann werde ich meinem Volke einen Freibrief geben, einen Ausfluß der königlichen Macht, der mehr Freiheiten enthalten wird als diese Verfassung, und so das, was ich immer gewollt habe: „Freie Fürsten und freie Völker" in Wahrheit realisiren." — Bezeichnend fügt Gerlach diesen Worten hinzu: Welche Fülle nicht klarer Ideen, nicht klarer historischer Auffassungen, denen aber überall doch wieder Treffliches zu Grunde liegt, aber auf der anderen Seite auch ein Uebersehen des Balkens im eigenen Auge."

Man muß sich bei solchen Bemerkungen des Tagebuchs erinnern, daß der König zu den Persönlichkeiten gehörte, die nicht nur die Meinung anderer hören konnten, sondern auch wollten. Es gab eine Anzahl Personen, an deren Spitze die Königin stand, denen alles zu sagen erlaubt war. Hierbei waren politische Ueberzeugungen

viel weniger entscheidend als persönliche Sympathie. Reizend ist es im Tagebuch erzählt, wie die Königin dem alten General einmal ein Billet des Königs zeigt, worin Gerlach als der „Geliebte" des Königs bezeichnet wird, ein Spitzname, den die Gegner am Hofe aufgebracht hatten, den der König jedoch acceptirte. Der Geliebte durfte denn auch wirklich gerader und offener mit dem Könige reden, als dies vielleicht an irgend einem Hofe der Welt jemals vorgekommen ist. Und in der That! es wäre recht nützlich, wenn doch nur heutzutage recht viele Diener das Tagebuch lesen würden, um sich den Muth und die Rückhaltlosigkeit Gerlachs zu einem Muster nehmen zu können, und wenn andererseits die Herren und Fürsten sich doch an Friedrich Wilhelm ein Beispiel nehmen wollten, fremde Ueberzeugungen zu hören. Denn bei aller Verlästerung dieses Königs muß man es doch aussprechen, wenn er auch kein großer Herrscher und König gewesen ist, so war er doch ein innerlich geistig und herzlich großer Mensch.

Gerade in dieser Richtung schildert das Tagebuch oft Scenen der köstlichsten Art. Bei einer gewissen Gelegenheit sagte der König, Gerlach könne über die Dinge, die eben zur Erwägung standen, ja gar nicht mitreden: „Ich könne über diese Dinge nicht urtheilen, da ich selbst in dem Parteiwesen verstrickt sei, und der König könne von mir verlangen, daß ich als sein Generaladjutant mich hierin änderte. Der König sagte mir das in Gegenwart Niebuhrs, worauf ich nach der Kirche einen Brief an Seine Majestät schrieb des Inhalts: Ich wäre ihm, als er mich zu seiner Person commandirt hätte, seit 20 Jahren genau bekannt gewesen, sowol in Beziehung meiner politischen Grundsätze als meiner politischen Freunde. Ich könnte mich nicht darin ändern, wie er das heute früh von mir verlangt hätte; das verhinderte mein Alter, meine Vorfahren, meine Brüder und mein Name. Ich müßte daher seiner Majestät anheimgeben, mir den Abschied zu ertheilen. Diesen Brief gab ich dem Könige selbst, worauf dann ein langes Gespräch begann, in dem ich Seiner Majestät alle die Dinge vorhielt, die er mir Schuld gegeben, und die ungerechte Beschuldigung seiner treuesten Diener und Unterthanen u. s. w. Der König sagte, der Adel, der nach der unglücklichen Zeit alle Herzen gewonnen hätte, sei jetzt wieder verhaßter als je."

Wie man sieht, war diesmal die Bataille rasch im Sande ver-

laufen, aber nicht immer war dies der Fall; manchmal dauerte der Verdruß ziemlich lange und der Rücktritt des Generals bildet oft durch Wochen den Gegenstand der geheimen Tagebuchwünsche. Manchmal jedoch endigen sich die Streitigkeiten des Königs und seines General-Adjutanten ganz dramatisch, und nicht ohne Bewegung liest man, wie der alte Soldat seinem Könige die Hand küßt und dann die alte Herzenseinheit wieder zu voller Freudigkeit erhoben ist.

Friedrich Wilhelm IV. war einer der letzten Repräsentanten des vollkommen persönlich gedachten Monarchismus, man wird ihn immer falsch beurtheilen, wenn man ihn unter die Nothwendigkeiten des modernen Staates gebeugt denkt. Er hat sich denselben äußerlich gefügt, aber er blieb in seinem Innern ungebeugt. Sein Königsglaube, sein Königsbewußtsein war nicht sowol romantisch, wie man gern zu sagen pflegte, als vielmehr patriarchalisch und alttestamentlich. Eine Natur dieser Art konnte ohne gleichgestimmte Seelen und Geister nicht bestehen. Das Tagebuch Gerlachs enthüllt diesen gesellschaftlichen Zauberkreis in einer für den Geschichtsforscher nicht nur unentbehrlichen, sondern auch für den Gebildeten überhaupt reizenden und unvergleichlichen Weise. Es wäre aber eine Thorheit, von unserem Standpunkte, zu verkennen, daß in dem Tagebuche des gescheidten, weltklugen Generals diese ganze königliche Welt- und Staatsanschauung eine Art von hippokratischem Gesicht erkennen läßt. Man hat beständig den Eindruck, als glaubte v. Gerlach selbst längst nicht mehr an die Möglichkeit einer Regierungsweise, wie sie sein König, den er persönlich über alles liebte, festhielt und auch mit dem Eigensinn eines Patriarchen und hohen Priesters nicht lassen wollte.

---

v. Gerlachs Tagebuch charakterisirt nicht bloß die meisten Persönlichkeiten, die in den Jahren 1840—50 eine leitende Rolle in Berlin gespielt haben, sondern es erzählt auch Thatsachen, die entweder gar nicht, oder doch nicht in so genauer Weise bekannt gewesen sind. Die Geschichte Friedrich Wilhelms IV. enthält trotz aller neuesten Versuche der Erklärung viel Dunkles, was nie vollständig zu begreifen sein wird. In erster Linie darf man hierzu die Ereignisse der Märztage rechnen, das dunkelste Blatt in der neuesten Geschichte Preußens, wie immer man die Sache auch drehen und

wenden mag. Von diesen Dingen nunmehr den General v. Gerlach erzählen zu hören, könnte an sich schon als ein Ereigniß von politischer Bedeutung bezeichnet werden. Die Darstellung des Tagebuchs erhebt sich hier in der That zu einem großartig erhabenen Standpunkte von Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit und doch so schmerzlicher Bewegung!

Um die Situation der Märztage in Berlin völlig begreifen zu können, darf man keinen Augenblick außer Acht lassen, daß schon seit dem Anfange des Jahres in der Führung der Geschäfte eine Doppelströmung herrschte: eine obere, die sich mehr im Anschlusse an die Fragen, die im vereinigten Landtage hervorgetreten waren, bewegte, und eine untere, die auf die auswärtigen Angelegenheiten und in erster Linie auf die deutsche Bundesreform gerichtet war. Der König steckte tief in den letzteren Angelegenheiten, von denen Gerlach und seine Freunde nicht den richtigen Begriff und nicht die Erkenntniß der ganzen Bedeutung der Sache zu haben schienen. Auch das Tagebuch von Gerlach läßt diesen Mangel bemerken. Seine Parteigenossen hatten auch darin gefehlt, daß sie die Berathung des Königs in einer Sache, die ihm mehr am Herzen lag als den anderen, ganz und gar aus den Händen gaben. So blieben Radowitz und Heinrich v. Arnim die Männer des Tages, während die Rauch und Gerlach bei Seite standen und stehen mußten, wie Leute, die sich für die großen kommenden Dinge ja doch nicht interessirten. Der König sagte sich, Deutschland hat in dem Programm meiner sonst so lieben Freunde keinen Raum, ich werde in diesen großen auswärtigen Angelegenheiten die Herren nicht gebrauchen können, ich muß mich also an Radowitz und Arnim halten. General v. Gerlach dagegen schimpfte auf Radowitz, den er sonst freundschaftlich umarmte, als Politiker, wie auf einen Narren und Phantasten, schon seit so vielen Jahren. Da er aber in der Sache ja gar nichts Besseres zu sagen wußte, und die deutsche Politik doch nicht stille stand, so war es erklärlich, daß die Confusion um den König den höchsten Grad erreichte. Dies war der Augenblick, in welchem die Februarrevolution alle bestehenden Zustände in Frage gestellt hatte und die Bewegung in Italien einen österreichischen Krieg mehr als wahrscheinlich machte.

In den meisten Darstellungen der Revolution des Jahres 1848

pflegt vergessen zu werden, daß es eine der letzten Thaten Metternichs war, mit dem Versuche von Bundesreformen hervorzutreten. Es war der Nothschrei des sinkenden Steuermanns des österreichischen Staatsschiffes. Es läßt sich nicht leugnen, Gerlach und seine Freunde haben diesen Nothschrei nicht gehört, oder nicht verstanden. Der König dagegen war durch Radowitz allerdings vorbereitet, mit kühner Hand nach jenem Steuer zu greifen. Gewiß wäre vieles anders gekommen, wenn Friedrich Wilhelm IV. hier der Unterstützung seiner conservativen Freunde sicher gewesen und nicht nöthig gehabt hätte, sich mit Männern von so zweifelhafter Erfahrung einzulassen, wie dies thatsächlich der Fall war. Indem man diese Thatsache anerkennt und hierin das stärkste Entlastungsmoment für den König erblicken mag, dürfte es erlaubt sein, den Verlauf der Märzereignisse mit aller historischen Schärfe zu zeichnen, wie sich diese trostlosen Dinge nach v. Gerlachs rückhaltloser Schilderung jetzt darstellen.

Herr v. Sybel fühlte, wie es scheint, nachdem er in seinem eigenen Buche die Darstellung der Märzereignisse gelesen hatte, das Bedürfniß einer kritischen Nachhülfe. Er veröffentlichte daher in der historischen Zeitschrift für die engeren Kreise des gelehrten Publikums eine Untersuchung, die sich insbesondere die Beantwortung der Frage zur Aufgabe gestellt hatte, herauszubringen, wen eigentlich die Schuld trifft, den verhängnißvollen Befehl zum Rückzug der Truppen gegeben zu haben, nachdem sie am Abend des 18. März den Aufstand so gut wie besiegt hatten.

Weit entfernt die Nützlichkeit der Zusammenstellung aller möglichen Zeugnisse, welche Herr v. Sybel mit größtem Fleiße aufgesucht hat, hier in Zweifel ziehen zu wollen, so darf man doch sagen, die Aufzeichnungen v. Gerlachs geben mehr und Besseres als alle früheren Schriften. Dazu kommt noch eins: Die meisten Veröffentlichungen über das unselige Ereigniß verdanken ihre Entstehung dem Umstande, daß bald dieser und bald jener das Bedürfniß fühlte, sich zu vertheidigen, seine werthe Person rein zu waschen und die Verantwortung anderen zuzuschieben. So hat v. Prittwitz unter dem erdrückenden Bewußtsein geschrieben, daß viele seiner Kameraden Zweifel an der Richtigkeit seines militairischen Verhaltens in den entscheidenden Augenblicken zu hegen schienen. Was sich endlich über das Verhalten v. Bodelschwinghs in der ganzen Sache gedruckt vorfindet,

hat bis in die letzten Jahre nicht aufgehört, den Charakter von Streit- und Vertheidigungsschriften an sich zu tragen.

Allen diesen Mittheilungen betheiligter oder beschuldigter Personen gegenüber steht der Bericht v. Gerlachs schon deshalb überlegen da, weil dieser zu den eingeweihten Personen gehörte, ohne vermöge seiner Stellung irgend eine Verantwortung zu tragen oder tragen zu können. Auch ist er weder geneigt, noch in der Lage, in seinem einer späten Nachwelt vorbehaltenen Tagebuch irgend jemand zu schonen oder etwas zu beschönigen. Er will weder den König, noch sonst jemand rechtfertigen. Was aber für seine Darstellung am meisten einnimmt, ist die außerordentliche Milde, mit der er schließlich alle nach der persönlichen Seite hin beurtheilt. Sachlich sicher und klar, ist der General doch kein Unmensch, der aus diesem Anlaß auf Bekannte und Freunde nur Steine zu werfen wüßte. Wie sehr Gerlach in seinem Innern das ganze Verhalten des Commandirenden v. Prittwitz verurtheilte, erfährt man eigentlich gar nicht in der Schilderung der Ereignisse des Tages selbst, sondern erst später aus gelegentlichen Aeußerungen über den braven, aber unglücklichen General, von dem dann Gerlach nicht zu wissen gesteht, wie er mit diesen Erinnerungen im Dienste bleiben möchte. Nirgend — und dies ist wirklich ein großartiger Charakterzug, tritt eine Bitterkeit oder ein Haß hervor, obwol es bei dem General ganz feststeht, daß er von einem der unglücklichsten wenn nicht von dem unglücklichsten Tage der preußischen Geschichte berichtet. Solche Höhe der Gesinnung wäre wahrlich allen Geschichtschreibern zu wünschen, und man darf v. Gerlachs Darstellung gegenüber sagen, daß das ewige Suchen nach ein paar Sündenböcken, wie dies Herr v. Sybel mit historisch-kritischer Polizeinase betrieb, nicht nur fast überflüssig, sondern ganz falsch erscheint. Vielmehr beweist das Tagebuch, daß das persönliche Verdienst, sowie die Schuldfrage bei der Sache, wie überall in der Geschichte, so hier ganz besonders, etwas Nebensächliches war. Der Thatbestand war der, daß von den zahlreichen Personen, die am 18. und 19. März Pflichten zu erfüllen gehabt haben, keine irgend etwas that oder unterließ, was sich als Verbrechen oder auch nur als Pflichtvergessenheit bezeichnen ließe; daß aber auch keine den Kopf oben behalten hat, und daß sich endlich niemand finden wollte, der zu einer großen eigenen Initiative befähigt gewesen wäre.

Der König so gut, wie die Generäle und Minister standen nicht auf der Höhe dieser augenblicklichen Situation, und was das Schlimmste dabei war, ist, daß fast jeder aus anderen psychologischen Irrthümern in seine Fehler verfallen war. An der allgemeinen Confusion dieser Stunden trug jeder sein gemessenes Theil der Schuld. Keiner von denen, die zum Handeln berufen gewesen wären, hatte dem anderen eben viel vorzuwerfen. Der König selbst war von der Idee mißleitet, daß die Zeit gekommen sei, wo das preußische Königthum seinen nationalen Beruf zu erfüllen hätte. Er war durch den diplomatischen Schwärmer, der eben aus Paris angekommen war, in diese Ideen ganz verstrickt worden. General v. Prittwitz seinerseits war weder damals noch später der Mann von eigenen, festen Entschlüssen, er gehörte zu denen, die nur auf den König statt auf die Sachlage blickten. Der unglückliche Minister v. Bodelschwingh endlich, mit seinen doctrinairen Hoffnungen auf den lieblichen Klang des Wortes Constitutionalismus, konnte ja nicht voraussehen, daß seine „lieben Berliner" gleich nachher so wenig liebenswürdig sein würden, dem Könige die Leichen der Gefallenen ins Schloß zu bringen und die förmliche Demüthigung des Königthums zu verlangen. Wenn übrigens das Tagebuch gegen irgend jemand härter zu sein scheint, als vielleicht zu erwarten sein möchte, so ist es allerdings gegen Herrn v. Bodelschwingh.

Bekanntlich ist seit einigen Jahren in Betreff dieser Märzereignisse eine förmliche Bodelschwingh-Litteratur entstanden. Auch meist unter dem Gesichtspunkte einseitiger Recriminationen. Jetzt scheint durch v. Gerlachs Mittheilungen auch dieser Punkt aufgeklärt werden zu können. Von einer Verantwortung des Ministers in Betreff des Abzugs der Truppen kann ja trotz aller schönen Anekdoten, die hier mit unterlaufen, und trotz aller Tiraden über das Königswort, an welchem nicht gedreht und gedeutet werden solle, verständigerweise ebenso wenig die Rede sein, als von einer Verantwortlichkeit des Herrn v. Vincke in Bezug auf die von ihm bei dieser Gelegenheit vor dem Könige an den Tag gelegten Privatansichten über die Gefährlichkeit des Schießgewehrs, welche ja vollkommen dadurch sich schon erledigten, daß der treffliche Parlamentarier von den anwesenden Offizieren gründlich ausgelacht wurde. Daß Herrn v. Vincke noch eine weitere Verantwortlichkeit für das, was geschehen oder

unterlassen wurde, treffen könnte, davon dürfte doch wahrlich nicht die Rede sein. Dagegen darf man Herrn v Bodelschwingh im Hinblick auf einen anderen Punkt allerdings mit mehr Grund anzapfen, und auch hier wird unser klarblickender Gewährsmann wiederum das Richtige bemerkt haben. Es handelt sich nämlich um die Verantwortung der Publication des königlichen Manifestes „An meine lieben Berliner". Ja, wie kam es denn, daß sich Herr v. Bodelschwingh nicht aus diesem Anlaß seiner gepriesenen constitutionellen Doctrinen erinnerte? Wäre hier nicht der geeignete Moment gewesen, den König von der Ersprießlichkeit ministerieller Gegenzeichnung zu überzeugen? — Und doch steht es allerdings fest, daß der König das unglückliche Manifest mit der Bemerkung übergeben hatte, Bodelschwingh möchte es drucken und veröffentlichen lassen, wenn er damit einverstanden wäre, oder aber es zurückhalten. Aber Herr v. Bodelschwingh ließ es nicht nur drucken, sondern er bemühte sich selbst um die Verbreitung des nächtlichen Phantasiestückes seines unberathenen Königs mit verhängnißvoller Eile.

General v. Gerlach hat darin recht gehabt, daß er in diesem Vorgehen des Ministers weder eine Nothwendigkeit, noch ein correctes Verhalten erblicken konnte. Gerade vom Standpunkt der vielgepriesenen Doctrin durfte der Minister das Manifest nicht veröffentlichen. Er durfte hier dem König entgegentreten und mußte es sogar im Interesse des Staates, wenn dies jemals gestattet war. Es wird denn auch kaum zu zweifeln sein, daß die Bodelschwinghfrage, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, kaum zu einer vollen Freisprechung nicht rechtlich, aber doch moralisch führen kann. Völlig falsch wäre es freilich, wenn man Herrn v. Bodelschwingh an den militairischen, verhängnißvollen Ereignissen des 19. betheiligt sein lassen wollte. Er hatte darauf nur insofern einen Einfluß, als in dem Manifest allerdings die Zurückziehung der Truppen vom Könige versprochen worden war, und der militairische Mißgriff gar nicht denkbar gewesen sein würde, wenn das Manifest nicht veröffentlicht worden wäre. Wenn aber die Schwachheit des Manifestes durch den vor Räumung der Barrikaden erfolgten gänzlichen Abzug der Truppen am 19. März noch überboten wurde, so konnte Herr v. Bodelschwingh doch unmöglich dafür verantwortlich sein, selbst für den Fall, daß er der Ueberbringer eines königlichen Befehls dieser Art gewesen wäre.

Herr v. Sybel bemüht sich in den schon erwähnten Schriften auf alle Weise den General v. Prittwitz zu rechtfertigen, aber er wird jetzt einen schweren Stand haben, sich mit den ruhigen, sachgemäßen und bestimmten Mittheilungen v. Gerlachs auseinanderzusetzen. Wären die Folgerungen Herrn v. Sybels richtig und annehmbar, so würde schließlich die ganze militairische Verantwortung ausschließlich auf dem Könige sitzen bleiben; aber Gerlach meint dies nicht, so wenig es seine Absicht ist, den König zu rechtfertigen. Er ist eben viel zu gescheidt, zu erfahren und zu gerecht, um seine Darstellung nach der Theorie der Sündenböcke einzurichten, wie dies dem historischen Schulmeister in allen geschichtlichen Dingen nothwendig zu sein scheint.

Dem schon in damaliger Zeit vielfach hervorgetretenen Bemühen, Uebelthäter in dieser Sache zu suchen und zu finden, ist übrigens auch die Herbeiziehung des Hofpredigers Strauß zu danken gewesen, den sich Herr v. Sybel seinerseits auch nicht entgehen ließ. Dieser sollte am Ende auch noch den König durch einen ganz unpassend citirten Bibelspruch zu der falschen militairischen Maßregel verleitet haben. General v. Gerlach weiß nichts davon. Ich bin in der Lage hinzufügen zu können, daß der Freiherr, aus dessen Tagebuch die müßige Nachricht überhaupt stammt, ein Offizier war, der zur Zeit der Ereignisse gar nicht in Berlin gewesen ist und überhaupt nur sammelte, was die Gerüchte der verschiedensten Art meldeten. Daß unter den vielen unnützen Menschen, die der König, statt zu handeln nach Königsrecht, in jenen bangen Stunden leider hörte, schließlich auch der Hofprediger erscheint, ist ja nicht wunderbar; daß man auf all das Gerede historisches Gewicht legen sollte, wäre thöricht. Ganz sachgemäß erhalten wir jetzt durch Gerlachs Darlegung die richtige Vorstellung, daß das Unglück der Märztage eben dadurch herbeigeführt worden ist, daß der König sich herbeigelassen, allerlei Personen zu sehen und zu hören, die weder die amtliche noch moralische Befähigung hatten, Rath zu geben oder mitzusprechen. Man sieht bei der Lectüre des Tagebuchs das Unheil gleichsam schrittweise herannahen. Man fühlt den Schmerz des Generals in jedem Worte, das er schreibt, aber man vermöchte nicht zu hassen, nicht zu verurtheilen. Es ist, als ob Gottes Gnade vom Königthum gewichen wäre und alles seinem Verhängniß entgegenstürmte. Dennoch

braucht diese milde Gesinnung niemand zu bestimmen, die groben Fehler zu übersehen, die fast jede der betheiligten Personen in ihrem besonderen Wirkungskreis gemacht hatte. Generäle und Minister wetteiferten, um einen derben Ausdruck zu gebrauchen, in schweren Dummheiten, aber die letzteren waren so schön vertheilt, daß sich die Verantwortung für jeden einzelnen wirklich sehr verminderte. Wenn aber Herr v. Sybel bei dieser Sachlage behaupten zu können meinte, daß speciell General v. Prittwitz derjenige sein müsse, den die rettende Hand des Geschichtschreibers aus dem Sumpf hervorziehen müßte, so wird er durch Gerlach wol besser belehrt sein.

Wir haben, wie ich wiederholt bemerken darf, nicht den mindesten Grund, die Thatsache zu verhüllen, daß es der conservativen Partei Preußens an einem rechten und festen Programm in der auswärtigen und ganz besonders in der deutschen Politik gebrach. So steht denn auch das Tagebuch v. Gerlachs auf dem Standpunkt des schärfsten Gegensatzes gegenüber allen Versuchen, die deutsche Frage in das Programm der preußischen Politik aufzunehmen. In der aus der Metternich'schen Schule eigentlich stammenden etwas beschränkten Idee, daß der wahre Staatsmann in der auswärtigen wie in der inneren Politik allemal genau dieselben Grundsätze verfolgen müsse und werde, treten uns Herr v. Gerlach und seine Freunde als die freiwilligen Vertheidiger von Zuständen entgegen, deren Erhaltung gar kein Interesse Preußens war. Dies zeigt sich sowol in dem Verhältnisse zu Oesterreich und Rußland, wie auch in der Sympathie für den deutschen Bund und seine Einrichtungen, an deren Erhaltung doch wahrlich selbst der conservativste Preuße nicht das mindeste Interesse zu haben brauchte. Wie dem indessen auch sein mag, Thatsache ist und bleibt es, daß in den deutschen Angelegenheiten jeder Einfluß auf den König dem Generaladjutanten und seinen Freunden längst verloren gegangen war, als die Märzbewegung ihr Haupt erhob.

Gerlach und Radowitz! der ganze gewaltige Gegensatz dieser merkwürdigen Phase der deutschen Entwickelung verbirgt sich in diesen beiden Namen. Man pflegte wol zu spotten: Sanctus Radowitzius! ein neuer katholischer Heiliger ist erstanden! Aber den Eindruck von

etwas Heiterem hat man durchaus nicht, wenn man die Stellung Gerlachs zu seinem alten Freunde in den Tagebuchblättern bedenkt und verfolgt. Die beiden Generale stehen sich gegenüber, wie zwei Gegner, die sich auf das Aeußerste bekämpfen werden, die aber ihre Ebenbürtigkeit keinen Augenblick verkennen. Ja, es ist deutlich zu bemerken, daß Gerlach in Radowitz vielleicht den einzigen Rivalen erblickte, den er wirklich fürchtete. Man kann für die Bedeutung und volle Geltung des Generals Radowitz bei Friedrich Wilhelm IV. kaum ein kräftigeres Zeugniß auffinden, als es jetzt das Tagebuch an die Hand gibt. Wir sind durch dasselbe in die Lage gesetzt, ein für allemal das leichtfertige Gerede jener Geschichtschreiber nach seinem wahren Werthe zu schätzen, die theils aus Liebedienerei, theils aus Ueberschätzung späterer Ereignisse allen Versuchen Preußens, an Deutschlands Spitze zu treten, und insbesondere den Unternehmungen Friedrich Wilhelms im Vereine mit Herrn v. Radowitz nur ein schwachmüthiges Lächeln entgegensetzten. Und doch bleibt es wahr, daß Herr v. Radowitz das deutsche Problem genau so faßte, wie es doch schließlich verwirklicht worden ist; und doch vermag niemand zu behaupten, daß irgend jemand in Preußen etwas Gescheidteres zu rathen gewußt oder gerathen hätte, als die deutsche Frage mit ihrer ganzen Wucht an den König herangetreten war. Damit braucht nicht verkannt zu werden, daß Herr v. Radowitz der meisten Eigenschaften entbehrte, um die von ihm und dem König gehegten Ideen zu verwirklichen. Vielmehr ist die scharfe unbarmherzige Kritik der meisten Maßregeln in Gerlachs Tagebuch nicht nur wolbegründet, sondern auch dem Geschichtschreiber für alle Einzelheiten des Vorgangs von unschätzbarem Werth. Trotz alledem muß man aber ehrlich bekennen, daß diese Kritik unfruchtbar und unbefriedigend für den König war.

Andererseits muß aber anerkannt werden, daß auch der Standpunkt v. Gerlachs, wie er sich jetzt im Tagebuch ergibt, doch nicht ganz so muthlos war, als dies nachträglich von deutscher Seite gern behauptet wurde. Der Streit zwischen Gerlach und Radowitz war zuweilen rein doctrinairer Natur. Man zankte um das Princip, durch welches Preußens Stellung in Deutschland begründet werden sollte, aber bei dieser Gelegenheit ging das Streitobject für beide Theile verloren. So interessant und lehrreich nun der gewaltige Kampf der beiden diplomatischen Generale war, ihre Geschicklichkeit,

die Fehler des anderen aufzudecken, konnte die Sache weder vorwärts bringen, noch dem Könige von Nutzen sein; aber darüber ist nun kein Zweifel, daß der Geschichtschreiber eine lauterere und einsichtigere Quelle nicht finden wird, um die Gründe des Mißlingens zu erkennen — als von Gerlachs Tagebuch.

Das Mißlingen der deutschen Frage in den Jahren 1848 bis 1850! Das Tagebuch überzeugt uns, daß man künftig darüber nach allen Seiten hin milder und selbst gerechter urtheilen wird, als es jetzt vielfach geschieht. Herr v. Sybel, der die Aufgabe gehabt hätte, den richtigen Standpunkt ein für allemal festzustellen, stand hier auf keinen Fall auf der Höhe der Situation. Ich weiß nicht, ob es ihm besser gelungen wäre, wenn er so glücklich gewesen wäre, die Aufzeichnungen Gerlachs zu besitzen. Jetzt kann man nur sagen, er wird entweder genöthigt sein, den ersten und zweiten Band seines Werkes ganz neu zu schreiben, oder er entgeht dem Schicksal nicht, seine Darstellung schon heute als gänzlich antiquirt und abgethan zu sehen. Sein Hauptfehler war, daß er alles getreulich nachbetete, was in den Protokollen und Depeschen zu finden war, während das Tagebuch auf jeder Seite beweist, daß vom Mai 1849 bis zum December 1850 alle wirkliche Politik außerhalb der Kanzleien und hoch über den Köpfen der Minister spielte und hinwegging. Aufrichtig gestanden: Herr v. Sybel hätte sich dies auch schon selbst sagen können, wenn er nur die in letzter Zeit erschienenen Memoirenwerke Beusts, Vitzthums und vor allem das des Herzogs von Koburg gelesen hätte, aus denen allen doch wol zur Genüge hervorgeht, wie wenig alle die schönen Ministerialacten in dieser Zeit zu besagen hatten. Ist es denn nicht geradezu komisch, wenn man jetzt das Tagebuch v. Gerlachs lesen und auf den ungeheuren Einfluß aufmerksam sein wird, welchen die Königin Elise und ihre Schwester Sophie auf die ganze Entwickelung nahmen, nun die Bemerkung machen zu müssen, daß diese hohen Damen für das vielgepriesene Geschichtswerk gar nicht zu existiren scheinen. Herr v. Gerlach — das kann nun einmal nicht verschwiegen werden — war anderer Meinung. Darüber mag eine kleine überaus reizende Anekdote die Leser des Sybel'schen Geschichtswerks wol belehren können.

Als es sich um die Frage der Anerkennung des Kaisers Napoleon handelte, war Friedrich Wilhelm IV. dafür, ihm den Titel „Mon

frère“ zu geben. Der König sagte, er würde jedenfalls das „Mr. mon frère“ geben. Auch wenn Rußland und Oesterreich es nicht geben? — Auch dann werde ich es wol thun. Da sagte die Königin: „Dann wirst Du es nicht thun!“ Ich wähle absichtlich dieses Beispiel von einer Angelegenheit, die mit der deutschen Frage nichts zu thun hat. Wie viel lebhafter war das Interesse der Königin und ihrer Schwester noch erregt, wenn es sich um die Beziehungen von Preußen und Oesterreich handelte!

Es war das Schicksal König Friedrich Wilhelms, daß seine deutschen Absichten und Wünsche ihn in einen Conflict mit seiner nächsten Umgebung brachten, dem der König nicht gewachsen war. Ganz richtig bemerkte der Major v. Manteuffel einmal: „Der König will von dem 26. Mai nicht lassen, weil die deutsche Idee in ihm liegt“. Man muß es anerkennen, daß das Tagebuch mit vollster Offenheit die Schwierigkeiten enthüllt, die man dem Könige auf diesem Wege bereitete; es war und blieb, wie im März 1848, so auch im Mai 1849 und durch das ganze folgende Jahr immer dieselbe Sache: Der König wollte etwas, was keiner von denen wollte, die er zur Ausführung der Sache wählte. So ergab sich zwischen dem König und seinem Radowitz ein Verhältniß, welches in der That einzig in der Geschichte dazustehen scheint. Gerlach sagt einmal charakteristisch: „Die Gunst des Königs für Radowitz kommt darauf hinaus, daß Se. Maj. den geraden Weg nicht gehen will. Die Minister, die er doch gewählt, sind ihm zu dumm, daher will er mit Radowitz das Vaterland retten, aber nicht im Kriege gegen seine Diener, seine Kammern, seine Räthe, sondern auf einem außerhalb seines eigentlichen Berufs liegenden Felde mit einem deutschen Parlament in Erfurt, mit einem Königscollegium, mit einem Mittelreich u. s. w. Radowitz schmeichelt dieser falschen Richtung Sr. Maj., weil er auch sich für unfähig hält, für zu unpreußisch als Fremder und Katholik, um auf dem gewöhnlichen Wege Minister zu werden. Das will er nicht werden, und der König will ihn nicht dazu machen, weil beiden dies zu ordinär ist.“

Endlich war freilich doch nichts Anderes übrig geblieben, als daß man die deutsche Sache auf den ordinären Geschäftsweg brachte, und daß demgemäß Radowitz ins Ministerium eintrat; aber es geschah dies zu einer Zeit, in der auch ein viel gewandterer und er-

fahrenerer Geschäftsmann als der General v. Radowitz schwerlich etwas Rechtes geleistet haben würde. Wie wenig Radowitz für den praktischen Dienst geschaffen war, zeigt das Tagebuch in einer wahrhaft vernichtenden Weise. Die starke Seite v. Gerlachs war immer die Beobachtung und Kritik. Wo er so ganz feindlich der Politik des Tages entgegenstand, wie in den deutschen Fragen, da war er gleichsam der tägliche Rächer aller Irrthümer und Verirrungen, für deren Entdeckung er ein unglaubliches Talent besaß. „Die Verehrung des Königs für Radowitz — so schrieb v. Gerlach im August 1850 — beruht auf zwei Dingen: 1. sein scheinbar scharf logisch-mathematisches Raisonnement, bei dem seine gedankenlose Indifferenz es ihm möglich macht, jeden Widerspruch mit dem Könige zu vermeiden. Nun sieht der König in dieser seinem Ideengange ganz entgegengesetzten Denkart die Probe für das Exempel, was er sich zusammengerechnet, und hält sich so seiner Sache gewiß. 2. Der König hält seine Minister und auch mich für Rindvieh, schon darum, weil jene mit ihm currente und praktische Geschäfte abmachen müssen, welche nie seinen Ideen entsprechen. Er traut sich nicht die Fähigkeit zu, diese Minister sich folgsam zu machen, auch nicht die, andere zu finden, er gibt also diesen Weg auf und glaubt, in Radowitz einen gefunden zu haben, von Deutschland aus Preußen zu restauriren, wie das Radowitz — in „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." — geradezu eingesteht."

Besser und ehrlicher läßt es sich nicht erklären, warum in jenen Jahren so gut wie nichts Dauerndes geschaffen werden konnte trotz aller besten und edelsten Absichten des Königs. Die Aufgabe der Geschichtschreibung kann darnach nicht zweifelhaft sein. Sie besteht darin, die Verwirrung der Zustände und die allseitige Unfähigkeit, etwas Großes zu schaffen, deutlich zu machen. Vor allem aber wird man auch jene thatsächlichen Hindernisse ehrlich einzugestehen haben, die durch den Druck der auswärtigen Verhältnisse auf den König sich ergaben.

Das Tagebuch zeigt uns nun Rußland in dieser Zeit in einem Uebergewichte und in einer Unverschämtheit der Einmischung in die inneren Verhältnisse Preußens, welche doch alles weit hinter sich lassen, was man bisher wußte oder vermuthete. Wenn man mit dieser unerhörten Machtstellung des Kaisers Nikolaus, wie sie wirk-

lich bestand, die Darstellung vergleicht, die Herr v. Sybel „nach den preußischen Staatsacten" dargeboten hat, so muß man zwar sagen, daß dieser Zusatz eine außerordentliche Vorsicht und Klugheit verräth, aber man darf dann nicht länger mit der Wahrheit hinterm Berge halten, daß man die wirkliche Geschichte nicht aus den preußischen Staatsacten kennen lernen kann. Herr v. Sybel bemüht sich, selbst noch in Warschau den Kaiser Nikolaus möglichst wenig erschreckend erscheinen zu lassen. Das kritische Geschütz, welches er bei dieser Gelegenheit wegen der verbreiteten Meinung von dem aus Kränkung erfolgten Tode des Grafen Brandenburg aufzufahren in der Lage ist, gibt dem Leser die Anschauung, als ob der preußische Adler makellos geflogen wäre. Aber was wird man denn nun zu folgender Rede des Zaren sagen?

„Interessant, so heißt es zum 7. Juli, sind die Reden des Kaisers über unsere inneren Angelegenheiten: Wenn Preußen die Tractate verletze, so sei Oesterreich genöthigt, Preußen den Krieg zu machen. Dies würde zu einem allgemeinen Kriege führen, der Kaiser müsse dann zur Aufrechterhaltung der Tractate Preußen den Krieg erklären. — Er werde preußische Uniform anziehen und auf die erste Patrouille losreiten, anders könne er sich sein Einrücken in Preußen nicht denken, aber die übernommene Garantie von 1815 müsse er halten, revolutioniren könne er die Staatsverhältnisse Europas nicht lassen. Die Versicherung gebe er aber, daß, wenn er die Grenze überschreiten lasse, er es nur im Namen des Königs thun und in Preußen die Gesetze zur Geltung bringen werde, unter denen der König die Regierung vom hochseligen Könige übernommen habe."

„Dann verlangte der Kaiser, der König solle seine Verheißungen einfach zurücknehmen. Durch ein solches Auftreten sei auch allein das alte Verhältniß zu Rußland wieder herzustellen, und er würde dann der treueste und beste Freund des Königs wieder sein. Wenn der König diesen Entschluß nicht fasse, so sage ihm der Kaiser voraus, daß der preußische Staat zusammenstürzen werde. Der preußische Staat solle aber nicht untergehen, und wenn es dazu gekommen, so würde er, der Kaiser, und das solle ich hauptsächlich J. Maj. der Königin sagen, ihn wieder aufrichten. Er würde dann, was er bereits an Rauch und Rochow gesagt, an die preußische Grenze gehen,

eine preußische Standarte aufstellen, alle alten und treuen Preußen um diese sammeln und den preußischen Staat aufrichten, wie ihn der hochselige König hinterlassen habe."

Daß General v. Gerlach nur mit tiefer Betrübniß alle diese Dinge mittheilt, braucht wol kaum versichert zu werden; er weiß sehr gut, daß diese Sprache des fremden Souverains nicht die Sprache ist, in der von einer Großmacht geredet werden darf. Auch ist v. Gerlach nicht so unaufrichtig, wie Herr v. Sybel, mit allerlei kleinlichen Nebenbemerkungen die Thatsache von der vollständigen Niederlage des preußischen Ministeriums und des Grafen Brandenburg in Warschau zu beschönigen; Gerlach ist nur ehrlich überzeugt, daß die Demüthigung Preußens eben die verdiente Strafe Gottes gewesen sei für die höllische Politik, die gemacht worden wäre. Das ist eben ein Standpunkt, wie heute jeder vernünftige Politiker zugeben könnte. Denn warum sollte es Preußen vor dem lieben Gott nicht eben so ergehen, wie jeder anderen Weltmacht, daß seine Irrwege und Thorheiten sich strafen? Wie gut wäre es doch, wenn man allen Herrschern die Geschichte in diesem Sinne erzählen wollte. Freilich paßt dies gewissen ewig kokettirenden Historikern gar nicht!

Aber noch mehr! Kaiser Nikolaus schrieb an den König einen Brief, den das Tagebuch ebenfalls mittheilt; es ist unmöglich, den Charakter dieses Schriftstückes zu bezeichnen, ohne unehrerbietig zu werden. Und indem sich der König in der deutschen Frage vollständig dem Drängen des Schwagers beugte, so hatte er ihm doch noch immer nicht genug gethan. Im Jahre 1852 lesen wir folgenden Stoßseufzer im Tagebuch: „Dieses Uebergewicht Rußlands ist eine traurige Folge unserer inneren Auflösung, es ist ein Uebergewicht des Absolutismus und darum so mächtig, weil es jetzt mit Oesterreich im engen Bunde steht . . ."

Es wäre endlos, aus dem kostbaren Buche des Generals alles zusammenzusuchen, was den ganzen traurigen Zustand jener trüben Zeiten klar macht, von denen die Unwissenheit so gerne verbreitet, es wäre die Zeit einer Herrschaft der Kreuzzeitungspartei gewesen. Daß dieses Organ selbst wie kaum ein anderes gemäßigtes Blatt fortwährend gemaßregelt wurde, kann übrigens ebenfalls aus den Tagebuch-Aufzeichnungen schön nachgewiesen werden. Um aber den historischen Schönfärbern, welche Geschichte heut zu Tage fast nur noch

in dem Sinne schreiben, um das Wohlgefallen der hohen Behörden und Minister zu gewinnen, und daher am liebsten alles ignoriren, was nicht „in den preußischen Staatsacten" steht, noch eine schöne Stelle zu Gemüthe zu führen, so sei hier Folgendes citirt: „5. Juni 1852. Dem Herzog von Leuchtenburg hat der König von Baiern für den Kaiser von Rußland aufgetragen, es thäte ihm leid, ihn nicht gesprochen zu haben, da der Kaiser doch die wichtigste Stimme in Deutschland!!! habe und allein Preußen dahin bringen könne, derjenigen Politik zu entsagen, welche alles verhindere, wodurch die Revolution in Deutschland besiegt werden könne."

Dahin war es durch die Schwäche und Nachgiebigkeit der Regierung in Preußen gekommen, daß ein Miniatur-König, der alles gethan hatte, um Preußens legitime Stellung unmöglich zu machen, schließlich noch höhnen durfte, daß der Zar doch die einzige Stimme in Deutschland und Preußen habe.

König Friedrich Wilhelm hat hier einmal von einer Hand eine Portraitzeichnung erhalten, bei der nicht der mindeste Zweifel obwalten kann, daß sie nur von der größten Liebe, Treue und Verehrung für ihren Herrn geleitet war. Es spricht sich in jedem Worte ein uralter deutscher Geist aus, der in jedem Augenblicke weiß, was er seinem Herrn und Gebieter schuldig ist. Eben deshalb aber, und weil er in jahrelanger Hingebung nichts als Liebe für den Herrn gehabt, ist er in der Lage, die volle Wahrheit den stillen Blättern anzuvertrauen. Der König hatte neben allen den Gaben, die ihm von den guten Feen in die Wiege gelegt worden sind, im Grunde nur einen einzigen Mangel in seinem Charakter, aber auf dieser einzigen Untugend ist er wie auf einer schiefen Ebene immer tiefer herabgeglitten. Ihm fehlte die Consequenz des Gedankens wie der That. Dieser mächtige Hebel des Herrschertalents, durch welchen zuweilen minderbegabte und weniger geistreiche Könige und Fürsten zu großen Machthabern emporgestiegen sind, war dem Könige versagt. Stets in der Fülle der Ideen und Gesichte schwelgend, wol auch durch die treffliche Gabe der Rede getäuscht, glaubte der König genug gethan zu haben, wenn er geredet hatte. Als ihm das Leben, wie allen anderen Sterblichen, die Wahrnehmung nicht ersparte, daß die schönsten Ideen ohne die Tugend des wirklichen Könnens, Vermögens und Vollbringens nicht einen Pfifferling werth sind, wurde

er an sich und an anderen irre und verlor jenes Gleichgewicht, ohne welches ein König zwar viel regieren und guberniren wird, aber in der Stunde der Gefahr nicht zu schlagen versteht und endlich auf den unköniglichen Weg des Ausweichens und der steten Wendungen und Windungen geräth. Möchten doch alle sich frühzeitig durch die Lectüre von Büchern, wie dem des trefflichen Generals überzeugen lassen, daß der gleichmäßige Wandel fester Regierungsgrundsätze durch keinerlei Geistreichthum ersetzt werden kann. Der König litt an einer Ueberfülle der Ideen, aber er interessirte sich fast gar nicht um die Frage des Details, oder um die Ausführbarkeit derselben überhaupt. Es waren ihm daher allezeit diejenigen Personen die liebsten, die sich wie Radowitz als eine Art von Propheten dieser Ideen gerirten. Ob sie die Mittel besaßen, die Sachen auch wirklich zu machen, kümmerte den König wenig. Andererseits bemerkt doch auch der kluge General nur zu oft, daß die Räthe des Königs, die die Geschäfte besorgten, gar zu ideenarm waren, und er findet sich in dieser Erkenntniß oft wieder mit dem Könige in gleicher Gesinnung vereint, wenn sie beide erst noch vor kurzem in Unfrieden auseinander gegangen waren.

Die Unerquicklichkeit der Verhältnisse in den Jahren der Revolution gibt dem Tagebuch manchmal einen merkwürdig pessimistischen Grundzug. Wollte man in die Tiefen der Weltauschauung nach allen Seiten hin hinabsteigen, welche das Werk eröffnet, so müßten sich diese Gerlachstudien selbst zu einem dicken Buche der Philosophie entwickeln. Das aber kann wenigstens nicht ganz unberührt bleiben, daß der General besonders deshalb trübe in die Zukunft sah, weil er als die Hauptursache des weitverbreiteten Mangels an aller Festigkeit den Unglauben erblickte. Und er dachte hierbei gewiß nicht an die Ungläubigkeit im engsten Sinne des Wortes, sondern an jene Leere des Herzens und Geistes, welche sich ja zuweilen mit einer gewissen Aeußerlichkeit des Glaubens verträgt, die aber fürs praktische Leben gewöhnlich nichts darbietet, als die eigene Vergötterung und Selbstbewunderung. Fürwahr es sind sehr beherzigenswerthe Worte, die Gerlach an vielen Stellen verkündet, wo er in der Stille der Nacht seinen Gedanken freien Lauf gestattet.

Zweiter Theil der Denkwürdigkeiten.

Kaum zehn der letzten Lebensjahre Leopolds von Gerlach vergegenwärtigt der zweite Band des Werkes; und wiewohl der General während eines großen Theils dieser Zeit von äußerer politischer Thätigkeit mehr entfernt, fast nur dem inneren Leben zugewendet war, so dürfte der Leser doch sehr zweifelhaft sein, welchem Theile der Denkwürdigkeiten der Vorzug gegeben werden soll. So sehr vermögen uns die großartigen Charakterzüge und tiefreligiösen Herzensstimmungen zu erfüllen und zu erfrischen, die auf jeder Seite der Tagebücher uns entgegentreten, daß wir es kaum verspüren, wie im Leben des treuen Mannes eine Zeit gekommen war, wo sein Thun und Handeln kaum mehr eine unmittelbar eingreifende Wirkung haben konnte und sollte. Und wie eigenthümlich! Sind doch Denkwürdigkeiten nicht selten, in denen der Verfasser am Schlusse mehr oder weniger von Jahren der Stille und Einsamkeit zu berichten hat, aber mit einer solchen Veränderung der äußeren Thätigkeit scheint sich bei den meisten Schriftstellern auch die ganze Lebensauffassung, selbst der Stil, die Betrachtungsweise des Geschehenen, die Farbe der Aufzeichnungen zu verändern. Anders bei dem General v. Gerlach; man merkt es kaum, daß die veränderte Lage der Dinge einen Einfluß übte. Der weise Mann, der mit seinen Erwägungen durch vierzig Jahre die Ereignisse der Welt begleitete, besaß so wenig eitles, sich vordrängendes Wesen, daß es den Ton und Inhalt seines Tagebuches nicht zu verändern vermag, ob er nun im Vordergrund von Bethätigungen sich weiß, oder bescheiden zurücktritt. Was er recht und richtig, was er gut und verderblich findet und darstellt, steht überall wie eine Säule aus Erz da, unbekümmert, ob der eine sie lobt, oder der andere daran sich stößt. Man muß sich förmlich freuen, das ruhige, sich immer gleich bleibende Urtheil Gerlachs zu erfahren, wo er doch weiß, daß es keinen entscheidenden Eindruck auf die Machthaber mehr ausüben wird. Denn was man auch sagen möge, so sehr sich der Liberalismus während der Krankheit Friedrich Wilhelms IV. bemühte, schreckliche Bilder von den gefährlichen Umtrieben des Generals v. Gerlach zu verbreiten, so bestimmt erhält der Leser des Tagebuches den Eindruck, daß er es hier mit einem Seelen-

leben zu thun habe, das durch keine Wendung der Dinge von dem Pfade der Pflicht abzuweichen im Stande gewesen wäre. Gerlach war zwar durchaus nicht von der Richtigkeit der Politik überzeugt, die von der Regentschaft namentlich in den auswärtigen Angelegenheiten verfolgt wurde, aber seine feste Zuversicht auf die Wege Gottes schützte ihn vor jeder übereilten Stellungnahme. Ja, man muß sogar sagen, daß das Tagebuch über die persönliche Meinung v. Gerlachs in den letzten Jahren des Königs Friedrich Wilhelm IV. unerwartete Aufklärungen giebt, die zum Theil in vollem Widerspruche mit dem stehen, was damals von vielen seiner Gesinnungsgenossen in den äußeren Verhältnissen empfohlen wurde. Es wird sehr lehrreich sein, diesen singulären Standpunkt des Generals v. Gerlach genau zu kennzeichnen; zunächst darf aber wohl das persönliche Verhältniß zu dem Könige auch in diesem Theile der Aufzeichnungen als werthvollster Charakterzug vorangestellt werden.

Kein guter Mensch wird jemals die fast vierjährige Leidensgeschichte des unglücklichen Königs Friedrich Wilhelm IV. in den Aufzeichnungen des Generals v. Gerlach ohne die innigste Rührung und ohne die tiefste Ergriffenheit zu lesen vermögen. Wir besaßen schon früher eine Reihe vorzüglicher Berichte über das qualvoll langsame Fortschreiten der geistzerstörenden Krankheit des Königs. Voran ist hier das pietätvolle Buch von Alfred v. Reumont zu nennen, der dem Könige die letzte Reise in Italien, wie auch in dessen gesunden Tagen, zu verkürzen und zu erheitern trachtete. Nach der Rückkehr des Königs hat Herr v. Reumont den schwer Kranken noch wenige Male gesehen und läßt einige erschütternde Blicke in das unsägliche Leiden Friedrich Wilhelms IV. thun (vgl. oben S. 156). Aber mit den sorgfältigen Tagebuch-Aufzeichnungen v. Gerlachs lassen sich die Mittheilungen v. Reumonts nicht entfernt vergleichen. Es ist nicht nur die wahrhaft rührende Aufmerksamkeit, mit der Gerlach jegliche Wendung bald zum Bessern, bald zum Schlechtern begleitet, sondern vor allem die merkwürdige Versenkung des eigenen Seins und Denkens in das auslöschende Leben des Königs, was diesen Denkwürdigkeiten des treuesten Dieners in diesem Stücke einen — man möchte fast sagen — mystischen Hintergrund zu geben scheint. Denn sehr merkwürdig bleibt es immer: Jahrelang wiederholte der General in seinen Tagebuchaufzeichnungen den Glauben an eine Art Verket-

tung seines Schicksals mit demjenigen des Königs. Seit aber an der Stelle der alten Regierung eine neue, dem General nicht eben sympathische „Aera" entstanden war, traten diese Vorstellungen eines parallelen Lebensganges bei dem rüstigen Generale naturgemäß mehr zurück. Und wenn er sich dem alten Gedanken an seine unerbittliche Zugehörigkeit zu Friedrich Wilhelm auch gerne hingiebt und dergleichen wiederholt ausspricht, so ist es mehr die Vorstellung an seinen Rücktritt von den Geschäften, was er als eine nothwendige Folge des zu erwartenden Todes des Königs vorauszusehen glaubt. Und nun lesen wir die markerschütternde Beschreibung von den letzten Stunden des König in dem Tagebuche des in demüthiger Ergebenheit gegen Gottes Rathschlüsse aufrechten Mannes; wir bewundern diese klaren, durch keine Herzensnoth im Gottvertrauen gestörten Aeußerungen bei dem Tode des besten Herrn und königlichen Freundes, und keine Ahnung scheint den Leser wie den Schreiber des Tagebuches beschleichen zu müssen, daß auch die Lebensstunden des letzteren gezählt sind. Aber schon ist die Pforte geöffnet, welche die verwandten Seelen wieder vereinigen wird; den entschlafenen König zu begraben, scheint die einzige und letzte Aufgabe seines alten Generaladjutanten zu sein. Ist der König zur Ruhe gebettet, so legt sich auch dieser zu sterben. „Um 3 Uhr", so berichtet die Herausgeberin in einigen herzensguten Schlußworten, — „Donnerstag, den 10. Januar, hörte plötzlich der Athem auf, das Herz stand still, das so warm geschlagen für seinen König, für Recht und Wahrheit, wie er sie in Aufrichtigkeit und Demuth erkannte, und das in unwandelbarer Liebe und festem Glauben seinem Gott und Heiland gehörte."

Was die Krankengeschichte des Königs selbst betrifft, so sind die Aufzeichnungen v. Gerlachs auch für die richtige Beurtheilung der politischen Lage sehr wichtig; denn man hat es stets als eine ausgemachte Sache angesehen, daß der König seit seinem ersten Schlaganfall im Juni 1857 schon für regierungsunfähig hätte gelten müssen, und daß nur die Lügenhaftigkeit der ihn umgebenden Partei die Anwendung des verfassungsmäßigen Behinderungs-Paragraphen unmöglich gemacht habe. Wie erstaunlich ist es nun, zu hören, daß der König noch bei seiner Rückkehr aus Italien so lebhaften Antheil an den Geschäften genommen hat, daß er fortwährend versichern zu

können meinte, er werde das Ministerium Hohenzollern vollständig beseitigen müssen. Hatte er doch die Thatsache der Entlassung seiner alten Minister von seiner Umgebung nur tropfenweise erfahren dürfen, da man den Kranken nicht aufregen wollte. Trotz aller Vorsicht war es jedoch unvermeidlich, daß dem Könige der volle Gegensatz der Regierungsmaßregeln seines Bruders zum Bewußtsein kam; und während das vorsichtige und lavirende Vorgehen der Regentschaft nach außen unverstanden blieb, war es für diejenigen nur zu verständlich, die die wahre Sachlage kannten. Daß Friedrich Wilhelm die Hoffnung auf seine körperliche Wiederherstellung nie verloren und aufgegeben hat, ist ein Umstand, den man so glaubwürdig, wie aus diesem stillen Tagebuche, bisher nicht gewußt hat und die Freunde des Königs werden wahrlich keinen Grund gehabt haben, dem Kranken diesen Trost zu rauben. Daß aber der Prinz-Regent zu diesen Freunden sich zu zählen allen Grund hatte, braucht wol nicht bemerkt zu werden. Man sieht nur, wie grausam ein Theil der Bureaukratie, die es nicht erwarten konnte, in die Aemter zu kommen, den Prinz-Regenten bedrängte, indem sie ihn nöthigen wollte, jede Rücksicht gegen den kranken Bruder bei Seite zu setzen. In der That beweisen die Aufzeichnungen des Generals v. Gerlach, daß der arme Prinz-Regent in diesen Jahren ein wahres Martyrium zu ertragen hatte, und dies von seinen sogenannten Freunden, die ihn ja förmlich gefangen hielten und die nun ihre Wechsel auf die Zukunft mit einer rührenden Unbescheidenheit dem Prinz-Regenten tagtäglich vorhielten.

Der Prinz-Regent war aber seiner ganzen Natur und Ueberzeugung nach auf das entschiedenste den Männern zugethan, die seine Freunde in Verbindung mit der Prinzessin Augusta bekämpften, und wenn auch General v. Gerlach über die Lage der Dinge keinen Zweifel hatte, so bemerkte er doch recht gut, auf welcher Seite die Sympathien des Prinz-Regenten standen. Er durfte ruhig die Zukunft seinem jüngeren Freunde Edwin v. Manteuffel überlassen, den der Prinz-Regent aus seiner Umgebung nicht entlassen mochte. Der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Sinn, hat der Bruder des Königs sich den Zwang angethan, einige feste Pfeiler der Hohenzollernschen Monarchie von einem Ministerium untergraben zu lassen, das unter sich uneinig und ganz ohne alle klaren Ziele in den inneren Ver-

hältnissen rohrartig hin- und herschwankte und in den äußeren gleich bei der ersten Gelegenheit eine Niederlage ohnegleichen davontrug.

Die beiden großen europäischen Kriege der fünfziger Jahre, bei denen Preußen eine zum Theil ungern gewählte Zuschauerrolle gespielt hat, waren vermöge ihres unerwarteten Verlaufes und ihres unberechneten Abschlusses beide Male für das internationale Ansehen Preußens bedenklich. Wer vermöchte zu leugnen, daß unsere Position zur Zeit des Pariser Congresses eine wahrhaft peinliche, ja unerträgliche gewesen ist. Die Frage war freilich nur die, wie es denn anders zu wenden gewesen wäre, ohne das damalige ungerüstete Preußen vor eine doppelte Kriegsgefahr zu stellen. Man weiß heute, daß während des Krimkrieges fast keiner von allen den Staatsmännern, die auf den König Einfluß nehmen konnten, ganz und durchaus mit der Politik des Ministers v. Manteuffel einverstanden waren. Das ganze Gerede, welches die „Kölnische Zeitung" jahraus und jahrein über eine angeblich geschlossene Partei verführte, welche den König in Verbindung mit der Manteuffel'schen Politik umgarnt hätte, ist heute durch die sichersten Actenstücke entlarvt. Man weiß, daß Herr v. Bismarck mit des Königs Politik im Krimkrieg wenig übereinstimmte, und man sieht jetzt aus des Generals v. Gerlach Mittheilungen, daß auch dieser Führer der „Camarilla" etwas ganz anderes wollte, als Herr v. Manteuffel, als Bismarck und als der König. Die Nuancen von dem, was gewünscht werden kann, werden eben immer unendlich groß sein, wenn man die Richtung nicht zu sehen vermag, in welcher die Geschäfte laufen. Der Standpunkt Gerlachs war, wie stets, der, welcher sich am meisten durch Consequenz, Klarheit und Ehrlichkeit auszeichnete, womit indessen nicht behauptet sein kann, daß man etwa heute zu wissen vermöchte, ob dieser Standpunkt, wenn sich der König durch ihn hätte bestimmen lassen, auch die Probe bestanden hätte. Denn dies läßt sich nun einmal in geschichtlichen Dingen nicht ausführen, daß man die Probe auf das Exempel macht. Man kann nur sagen, wenn es nach Herrn v. Gerlachs Rathschlägen gegangen wäre, so hätte sich Preußen mit Rußland gegen Napoleon verbindet und unzweideutiger wäre damit die preußische Politik jedenfalls geworden.

Hatte nun solchergestalt die Anschauung v. Gerlachs im Krimkrieg den ausgesprochensten conservativen Charakter und die festeste

Farbe, so darf man mit wahrer Bewunderung die Stellung des Generals während des italienisch-französischen Krieges als den schlichten, aber muthigen Ausdruck Blücher'schen Geistes bezeichnen. Und fürwahr, das Tagebuch hat sich ebensowenig dieser Gegnerschaft aller der Kreuz- und Querzüge der damaligen Diplomatie zu schämen, als sich die tapferen Soldaten von 1813 und 1814 verhindern ließen, den Herren am grünen Tische herzhaft zu grollen.

Der italienische Krieg des Jahres 1859 hat in Preußen eine sehr merkwürdige Verschiebung der Parteiverhältnisse herbeigeführt, von der man im großen Publikum damals keine volle Kenntniß besaß und die man auch heute in der Geschichtschreibung auf alle Weise zu verdunkeln versteht. Denn die Legende will es sich nun einmal nicht nehmen lassen, daß in Preußen die sogenannte „neue Aera" etwas Rechtes und Großes gewesen sei. Herr v. Sybel, der sich bekanntlich die Gründung des deutschen Reiches ganz auf seine Weise zurecht gemacht hat, glaubte sich den Trost gönnen zu müssen, daß das unglückliche Preußen, welches er unter dem König Friedrich Wilhelm so schwarz als möglich gemalt hatte, durch das Ministerium Hohenzollern zu einer neuen Auferstehung gelangt wäre. Natürlich muß auf die traurige Zeit der Kreuzzeitungs-Regierung denn doch ein Respirium folgen: da haben wir die „neue Aera". Und weil ferner diese „hoffnungsreiche" Zeit nicht licht genug geschildert werden konnte, so bleibt es unbemerkt, daß die preußische Politik in Villafranca eine zehnmal ärgere Niederlage davontrug als in Paris, wo der unglückliche Manteuffel mit der Kreuzzeitungs-Partei Preußen angeblich so tief herabgebracht hatte.

Kurz nach dem Frieden von Villafranca erschien die bekannte Broschüre: „Preußen und der Friede von Villafranca", über die General v. Gerlach in der „Kreuzzeitung" einige werthvolle Artikel schrieb. Man kann sein Urtheil in die in dem Tagebuche enthaltenen Worte zusammenfassen:

„Die Schrift beweist, daß Oesterreich von ganz falschen Voraussetzungen aus den Krieg angefangen und ebenso leichtsinnig geendet hat. Gegen einige positive Beschuldigungen wird das preußische Gouvernement gerechtfertigt, aber es erscheint doch in einer traurigen unselbständigen Mittelmäßigkeit." General v. Gerlach hat es den Herren der Regierung nie vergeben können, daß sie die Gelegenheit

vorbeigehen ließen, durch rechtzeitiges scharfes Auftreten dem Bonapartismus schon damals ein rasches Ende zu bereiten, und er hielt die Politik einiger dem Prinz-Regenten nahestehender Kreise, welche, wie Usedom und Vincke, sich den piemontesischen Absichten, oder gar Napoleon selbst, genähert sehen wollten, für geradezu verderblich. Es war für den tapferen General ein großer Moment, als er nach der Mobilmachung im Juni sich mit der Bitte an den Prinz-Regenten wendete, in der activen Armee Verwendung zu finden. Aber die Erwartung war schon vernichtet, ehe nur eine Antwort auf den Antrag v. Gerlachs erfolgen konnte. Die Lage hatte ja die Eigenthümlichkeit, daß alle Gesinnungsgenossen v. Gerlachs jetzt in der auswärtigen Politik mit der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und mit Herrn Orges an einem Strange zogen, während die Herren, welche täglich von der Wiederherstellung Preußens in Deutschland sprachen und dessen Führerrolle wünschten, in den auswärtigen Fragen im Schlepptau der „Kölnischen Zeitung" gingen und dem, wenn auch nicht völlig gerechtfertigten, Verdachte Bonapartischer Knechtschaft unterlagen.

Sehr bezeichnend ist der zum Theil leidenschaftliche Gegensatz, der sich unter diesen Umständen zwischen Herrn v. Gerlach und Herrn v. Bismarck damals entwickelte. So befreundet die beiden Männer auch sonst gewesen sein mochten, und so hoch sie sich in ihren politischen Ueberzeugungen gegenseitig schätzten, dennoch ließ sich der Gegensatz zwischen ihren Meinungen in dem Kampfe Oesterreichs gegen Napoleon durch nichts überbrücken. Mehrmals spricht Gerlach davon, daß Herr v. Bismarck durch seinen blinden Haß gegen Oesterreich in eine falsche Position gegenüber dem Bonapartismus getrieben worden sei. Er will es dann gar nicht begreifen, wie es möglich sei, daß ein so trefflicher conservativer Mann den bonapartistischen Principien der Revolution solche Zugeständnisse machen könne und auch nur die leiseste Hinneigung zu den bösen Absichten Napoleons selbst verrathen könne.

Am 26. März 1860 finden wir folgende Auslassungen über Bismarcks damalige politische Anschauungen in dem Tagebuche v. Gerlachs verzeichnet:

„Nun Bismarcks Politik! Ich interpellirte Below sofort über dieselbe und kann doch sagen, daß ich sehr betrübt war über das,

was ich hörte. Aller mildernden Redensarten ungeachtet, kam es auf eine Bonapartische Alliance hinaus, mit der man Oesterreich und den deutschen Fürsten drohen sollte. Below sprach wie Blankenburg von dem populären Element, was man gegen Frankreich geltend machen müßte. Dieses National-Element sollte aber heißen eine Alliance mit den Völkern ohne die Fürsten. Auf die Fürsten sei nicht zu rechnen, und da hörte ich wie aus einer fernen Zeit die alten Parteinamen von Würzburgern und Bambergern. Kleist und ich bemerkten, daß auf die Völker, d. h. auf die revolutionären Völker, noch weniger als auf die Fürsten gerechnet werden könnte. Aber der Kern des Volkes sei überall gegen Bonaparte und an den müsse man sich wenden, worin ich mit Moritz Blankenburg überein-stimme. Ich berief mich auf die Erfahrungen von 1813, und Below gab zu, daß Bismarck auf diese Zeiten zu wenig Rücksicht nimmt. Kleist weist darauf hin, daß jede ordentliche Politik auf Gott gegründet sein müsse. Dann brachte ich das Gespräch noch auf Hessen, um daran zu exemplificiren und da fand ich wiederum Bismarck und Below auf falschem und den alten Hans Kleist auf richtigem Wege."

„Welch ein Zwiespalt im eigenen Lager!" schrieb v. Gerlach in diesen Tagen einmal in sein Tagebuch, und ein andermal verzeichnete er mit Genugthuung die Worte seines Bruders Ludwig: „er wolle lieber mit Bennigsen und Consorten gehen, als mit sogenannten Conservativen und Royalisten für Bonaparte sein". Als Herr v. Bismarck später die Lage der Dinge mit v. Gerlach persönlich erörterte, fand sich wol dessen Stimmung weniger französisch, als Below es kurz zuvor glauben machte, aber eine Verständigung zwischen den früheren Parteifreunden kam doch nicht zu Stande. „Doch lassen wir Bismarck", schreibt der General und fügt hinzu: „der übrigens erbärmlich aussieht und sehr wenig gesund ist. . . . In welcher Confusion befinden wir uns. Mit Frankreich und Oesterreich, mit Rußland in gespannten Verhältnissen, mit den deutschen Fürsten feindlich gestellt, im Innern ein confuses schwaches Ministerium!"

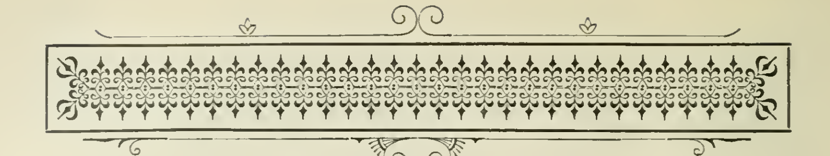
Sehr beachtenswerth ist übrigens der Umstand, daß in diesen „confusen" Monaten dem Tagebuche die Kenntniß der Thatsache nicht gebricht, daß Herr v. Bismarck damals schon ernstlich wegen seines

Eintrittes in das Ministerium an Stelle des gänzlich unmöglich gewordenen Herrn v. Schleinitz in Betracht kam. Unseres Wissens enthalten die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg hierüber einige Bemerkungen, allein man schien damals und noch bis heute an eine Combination Hohenzollern-Bismarck nicht recht glauben zu wollen. Jetzt sagt uns das Tagebuch über die Candidatur des Herrn v. Bismarck am 16. April 1860: „Es ist etwas von einer Ministerveränderung in der Luft. Bismarck ist von dem Prinz-Regenten einen Tag nach dem anderen zurückgehalten worden; ich zweifle aber noch an dem Muthe dazu. Und wäre uns denn wirklich mit Bismarck geholfen? Das Exposé seiner Politik war wenig befriedigend; er gab sich aber doch Mühe, Gedanken zu haben."

Es wird viele Leser des Gerlach'schen Tagebuches geben, welche diese Erinnerungen an eine schwierige Zeit und verwickelte Lage so seltsam anmuthen, daß sie sich an den Kopf greifen und fragen dürften: Von welchem Bismarck spricht denn eigentlich der alte Gerlach, oder träumt der Mann?

Die Parteien waren durch die entsetzlichen Verkehrtheiten der officiellen preußischen Politik der „neuen Aera" eben so vollständig haltlos geworden, daß sich fast in jeder derselben Wasser und Feuer vermischte und das Ganze schließlich nur noch den Eindruck eines dampfenden, brodelnden Hexenkessels zu machen geeignet war. Man begreift es ja gerne, daß dann zwei Jahre später der wirkliche Eintritt des Herrn v. Bismarck den großen, gewaltigen Staatsmann nur noch zu dem bekannten Ausruf bestimmen konnte: „er sei da in eine schöne Schmiere hereingerathen". Bei der Kenntnißnahme von dieser Sachlage wird der heutige spätere, aber unbefangenere Beobachter besonders gegenüber den Schönfärbereien, welche die neueste Geschichtschreibung in diesen Dingen liebt, um nur die „neue Aera" nicht ganz preisgeben zu müssen, indessen einer allgemeinen Nutzanwendung sich nicht entschlagen können. Stahlharte, echte, conservative Männer, wie Herr v. Gerlach, wurden in Deutschland im Jahre 1860 vor eine schwere Pflichtencollision gesetzt. Während ihre Gegner sich ohne Scheu des Mittels bedienten, den übeln Stand der Lage aus dem mangelhaft entwickelten System des Constitutionalismus und Parlamentarismus zu erklären, konnte sich jeder conservative Mann in Deutschland sagen: Lebten wir jetzt in England, so wäre nach

der beispiellosen Niederlage des liberalen Ministeriums der Einzug einer geschlossenen conservativen Partei in die Ministerhotels eine schier unzweifelhafte Sache. Aber eine solche Erwägung war den preußischen Conservativen damals so gut wie heute versagt. Konnten sie sich ja doch ihres nackten Vortheils wegen nicht zu Lobrednern eines Systems machen, welches die Rechte des Königthums einzuschränken suchte.



Sächsische Erinnerungen.

Freiherr v. Friesen, Graf Beust und Graf Vitzthum*).

Victrix causa diis placuit sed victa Catoni: der Graf v. Beust hat ganz recht gehabt, wenn er sich an einer Stelle seines Werkes dagegen verwahrt, daß man seine Aufzeichnungen unter dem Gesichtspunkte jenes alten verhängnißvollen Spruches auffasse. Es könnte auch niemand behaupten, daß der gewandte und unermüdliche Staatsmann sein bewegtes Leben in irgend einer verzweifelten Gemüthsverfassung, ähnlich der Catos, geschlossen habe. Wenn man aber erwägt, daß seit einer Reihe von Jahren Sachsen nahezu im Vordergrund der zeitgenössischen Geschichtsdarstellungen erscheint, so wird man dennoch die Erinnerung an den alten Cato nicht ganz ungerechtfertigt finden.

*) St. Petersburg und London in den Jahren 1852—64. Aus den Denkwürdigkeiten des damaligen K. sächs. außerord. Gesandten und bevollmächtigten Ministers am K. großbritannischen Hofe, C. Fr. Graf Vitzthum v. Eckstädt. 1. und 2. Band. Stuttgart, Cotta, 1886.

Aus drei Viertel Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Ferdinand Graf v. Beust. 2 Bde. 1809—1866, 1866—1885. Stuttgart, Cotta, 1887.

Der Anfang mit Mittheilungen aus den sächsischen Bureaus und der sächsischen Politik wurde von dem Minister v. Friesen gemacht, welcher durch seine Erinnerungen auch in anderen sächsischen Staatsmännern das Bedürfniß weckte und steigerte, vor der Oeffentlichkeit mit einem Hauptberichte, oder, wie die Jesuiten sagen, mit einer Generalbeichte zu erscheinen. Herr v. Friesen hatte sich beikommen lassen, von dem Postament sächsischer Staatskünste hie und da herabzusteigen; er scheute sich nicht, Gefühle und Tendenzen älterer Zeit unter das Loblied des bloßen Erfolgs zu stellen und dadurch den Traditionen des sächsischen Staatsdienstes einigermaßen untreu zu werden. Während er sicher nur nachträglich in den von ihm geleiteten Aemtern bereits die Morgenluft preußischer Einheitsgedanken gewittert haben wollte, fand er sich bestimmt, manche schmutzige Wäsche aus dem ministeriellen Nachbarkämmerchen an das Tageslicht zu ziehen. Das war schmerzlich.

Herr v. Beust sah sich genöthigt, sofort Erinnerungen zu Erinnerungen zu schreiben und zu veröffentlichen (Leipzig 1881) und die preußische Perrücke des werthen alten Collegen garstig zu kämmen. Es war ja denn doch auch gar zu schlimm, daß die schöne Harmonie, welche in dem sächsischen Particularismus durch so viele Decennien gesteckt hatte, nichts gewesen sein sollte als ein eitler Schein. Diesem Bestreben trat Herr von Beust entgegen; und man kann nicht leugnen, daß er Herrn v. Friesen so zu sagen Beweise zu liefern im Stande war, um wie vieles besser derselbe sächsisch gewesen sei, als er sich nachträglich gab. Liest man die kleine Polemik der beiden grau gewordenen Herren Collegen, so müßte man in der That glauben, sie hätten dereinst nicht eine Stunde die Ministerfauteuils mit einander theilen mögen, aber in Wahrheit war es nicht so schlimm, und die sächsische Höflichkeit wurde unter ihnen erst aus den Augen gelassen, als sie sich auf das Gebiet der historischen Künste begeben hatten.

Seit dieser Zeit war es, daß Herr v. Beust von aller Welt gefragt wurde: „Sie schreiben doch Ihre Memoiren?" — In der Vorrede zu seinem Werke verbreitet sich der Verfasser nicht ohne vieles Behagen darüber, was man von dem Erscheinen seiner Erinnerungen gesagt und erwartet habe, wie man ihn „um Primeurs und Fragmente ersucht" und wie man sich viel des „Pikanten von

seiner Arbeit versprochen habe". Graf Beust blieb aber stark und hatte es nicht sowol auf den vorübergehenden Glanz eines Sensationsstückes, als vielmehr auf den Erfolg eines Geschichtswerkes abgesehen, welches bestimmt sein sollte, das Urtheil nachfolgender Geschlechter zu corrigiren.

Die letztere Absicht gereicht dem Verfasser gewiß zur Ehre. Darf man seinen Versicherungen glauben, so leitete ihn die Betrachtung, daß die wichtigsten Depeschen und die trefflichsten Reden der Staatsmänner — er denkt dabei an die Publicationen von Metternich und Guizot — doch erst ihren vollen Werth erhalten durch den Commentar, welchen der Autor aus seiner Lebensgeschichte hinzufügt. In Hinsicht auf diese künstlerische Veranlagung übertraf auch Graf Beust seinen Gegner Herrn v. Friesen beträchtlich. Was den großen Memoirenstil betrifft, so hatte Beust davon eine gesunde Vorstellung. Er besaß eine umfassende Lectüre solcher Erscheinungen, er wußte sich an gute Muster zu halten; er besaß keine geringe Geschicklichkeit, seine Materien zu ordnen und zu plastischer Anschaulichkeit zu erheben. Wenn ich trotzdem zu zeigen beabsichtige, daß Graf Beust seine schriftstellerischen Absichten nur zum geringsten Theile erreicht hat, und daß das Werk, als Ganzes betrachtet, unendliche Mängel an sich trägt, so bin ich sehr geneigt, dies dem Umstande zuzuschreiben, daß niemals die letzte Hand daran gelegt worden ist, und daß es zu spät begonnen wurde, um zu einem harmonischen Abschluß gelangen zu können. Aber trotzdem ist das Werk auch in seiner ziemlich verwahrlosten Gestalt an schriftstellerischem Gehalte den Erinnerungen des Freiherrn v. Friesen bei weitem überlegen, und je größer der Gegensatz der Anschauungen und Ueberzeugungen sein mag, mit welchen ein Leser an das Buch des Grafen Beust herantritt, desto angeregter und frischer wird er sich bei der Lectüre befinden: durch die glatt hinlaufende Erzählung und durch die stark pointirte Kritik, durch das bestimmte Urtheil und durch die nimmer müde Kampflust des ungebeugten Rechthabers. Herr v. Friesen schrieb seine Memoiren als der pünktliche sächsische Beamte gewissenhaft und zuweilen langweilig mit bekannter Höflichkeit und voller Rücksicht für diejenigen, welche schließlich doch Recht behalten hatten; aber Graf Beust ist auf der ersten und letzten Seite seines Werkes in der angenehmen Lage gewesen, allein das Rechte gewollt und das Gute

empfohlen zu haben, welches nur zufällig nicht mit der siegenden Sache identisch war.

Mitten zwischen diese beiden Geschichtschreiber ihres Lebens und ihrer Zeit stellt sich als Dritter im Bunde Graf C. F. Vitzthum v. Eckstädt, der langjährige Vertreter der sächsischen Staatsideen an den Höfen von Berlin, Wien, Petersburg und London.

In der historischen Litteratur war der geistvolle Gesandte seit lange keine unbekannte Größe. Seiner specifischen politischen Empfindung hatte er den stärksten Ausdruck durch eine Arbeit über dasjenige historische Ereigniß gegeben, an welchem kein rechter sächsischer Patriot ohne Entrüstung vorbeikommt, den Ueberfall Sachsens durch Friedrich den Großen. Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets haben sich dem Grafen Vitzthum nur aufgethan, um ihn über die bedenklichsten Entwickelungsstadien der preußischen Macht in Deutschland zu orientiren. Mit großer Liebe und vielem Eifer benutzte Graf Vitzthum nachher seine Muße, um die Briefschaft des Marschalls von Sachsen zu sammeln und herauszugeben. In allen diesen Publicationen hatte Graf Vitzthum seine durchaus glänzende Darstellungsgabe bewährt, er beherrscht die deutsche und französische Sprache mit gleicher Vollkommenheit. Seine Ausdrucksweise hat überall etwas unendlich Gebildetes und man möchte sagen Vorurtheilsloses. Er ist nirgends trivial und immer ganz sachlich und wahr.

Seine Denkwürdigkeiten sind vor kurzem mit einem Bande eröffnet worden, welcher vorzugsweise Berlin und Wien von 1846 bis 1852 behandelte, die neue Publication kann gewissermaßen als eine Fortsetzung jenes Werkes bezeichnet werden. Der Hauptsache nach sind es unmittelbare Berichte, wenn man will Correspondenzen, die Graf Vitzthum als Gesandter und bevollmächtigter Minister schrieb, und die er in einen wolgelungenen Rahmen von nach Jahren geordneten Uebersichten der allgemeinen und persönlichen Erlebnisse eingefügt hat. In dem von Berlin und Wien handelnden Bande dieser Publicationen hat Graf Vitzthum überdies ein schriftstellerisches Portrait des alten Fürsten Metternich geliefert, welches vielen Beifall gefunden hat.

Man durfte erwarten, daß die Fortsetzung dieser Denkwürdigkeiten außerordentlich viel Wichtiges und Neues enthalten werde, und in der That ist gar kein Zweifel darüber, daß von den drei sächsi=

schen Staatsmännern, welche neuerlich ihre Erinnerungen der Welt mitgetheilt haben, Graf Vitzthum unstreitig den Ruhm in Anspruch nehmen darf, am meisten wirklich neues über den Hergang der Dinge gesagt zu haben. Herr v. Friesen war am wenigsten in der Lage, über das sächsische Portefeuille hinaus zu blicken, Graf Beust hat das seinige schon während seiner Amtsführung zu oft geöffnet, aber Graf Vitzthum hat viel von der Welt gehört und gesehen und war vermöge seiner Stellung bis jetzt genöthigt, am wenigsten davon bekannt werden zu lassen. Für ihre dem sächsischen Staate geleisteten Dienste wollen die Erinnerungen aller drei Staatsmänner beredtes Zeugniß ablegen; aber Herr v. Friesen lobt seine sächsische Politik am meisten da, wo er sie nicht Wort haben will, Herr v. Beust dagegen sieht sich am gerechtfertigsten und glänzendsten, wo die sächsische Politik nicht Stich gehalten hat, während Graf Vitzthum über die sächsische Politik gar kein Urtheil fällt, sondern lediglich mittheilt, wie er überall nur seine Pflicht und Schuldigkeit als sächsischer Diplomat gethan hat. Fürwahr, man ist unsicher, welchem dieser durchaus vortrefflichen Männer das Schicksal schlimmer und härter mitgespielt hat. Wenn etwas über die undankbare Rolle trösten kann, welche denselben auferlegt worden war, so ist es dies, daß allen drei Staatsmännern ein volles Bewußtsein von diesem tristen Schicksal nicht innezuwohnen schien. Insbesondere ist Graf Beust außerordentlich weit davon entfernt, zu glauben, daß er in der weltgeschichtlichen Postkutsche nicht auf der rechten Seite zu sitzen gekommen wäre. Es gewährt vielmehr einen außerordentlichen Anblick, wie der geistvolle Mann in seinem hohen Alter sich hinsetzt und der Welt erzählt, daß er es eigentlich gewesen, welcher die nützlichste und richtigste Politik für Deutschland verfolgt habe, daß ihm am meisten das Ziel, wenn auch nicht die Mittel am Herzen gelegen hätten, welches schließlich erreicht wurde.

In dem großen Kampf um die Schöpfung des deutschen Reiches läßt das Werk des Grafen Beust gleichsam zwei Rivalen vor den Augen des Lesers erscheinen; der eine hatte einen Erfolg für sich, der von dem anderen — und das ist das Merkwürdigste in dem Buche — auch nach 20 Jahren noch nicht für überzeugend gehalten worden ist. Unschwer läßt der Verfasser erkennen, daß die Zeiten erst noch kommen würden, wo man sich der besiegten Sache wieder

erinnern und den Lorbeerkranz doch noch auf die richtige Stirne setzen werde. In der That, bei allen Erwartungen, die dem Memoirenwerke des sächsischen und österreichischen Ministers entgegengebracht worden sein mögen, hätte doch wol niemand errathen können, daß es unter der Devise Beust contra Bismarck geschrieben sein werde. Diese Hartnäckigkeit ist ebenso verblüffend, wie die Geschicklichkeit nicht unbedeutend erscheint, scheinbare Blößen des Gegners aufzudecken. Es gibt gewisse Fundamentalsätze der älteren diplomatischen Schule in Deutschland, mit welchen Herr v. Beust ungescheut gegen das neue deutsche Reich und gegen den Fürsten Bismarck trumpft. Dazu gehört das Verdienst des alten deutschen Bundes, Frankreich sicherer im Zaume und den Frieden Europas mit weniger Schwierigkeiten aufrecht gehalten zu haben. Daneben packt Graf Beust seinen Gegner zuweilen bei Aeußerungen an, welche die frühere Politik der kleineren Staaten nur zu sehr zu rechtfertigen scheinen, wie wenn sich Fürst Bismarck ehedem in jeder rücksichtslosen Weise gegen den Particularismus von Beust und Consorten ausgesprochen und schließlich zu dem erfahrungsvollen Geständniß gezwungen worden sei, die Kraft, Einheit und Sicherheit seines neuen Reichsgebäudes liege gar nicht in Volksparteien und Reichstag, sondern in den Particularstaaten und den trefflichen Gesinnungen der Fürsten.

Alle diese Umstände weiß Graf Beust auf solche Weise aus nah und fern zusammenzuziehen, um seine staatenbündische Politik, die er in Sachsen und Oesterreich bis zum Jahre 1871 verfolgte, zu rechtfertigen und durch den Gegner selbst zur Anerkennung bringen zu lassen. Selbst in dem Kriege von 1870 findet der schlaue Minister ein Haar und sucht jetzt der Welt zu beweisen, daß derselbe mehr in Deutschland als in Frankreich erregt worden sei, da doch die Benedettigeschichte von Ems lediglich eine aus Baiern nach Paris telegraphirte Erfindung gewesen wäre. An Seitenhieben dieser Art fehlt es in dem munter geschriebenen Buche ja nicht, aber auch darin zeigt sich die systematische Art der Arbeit, daß der Verfasser in ganz gelehrter Weise gegen die Bücher zu Werke geht, welche seiner Auffassung der Dinge am meisten entgegenstehen. So widmet er insbesondere den Relationen des preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt, Herrn v. Bismarck, eine eingehende Kritik, um für die sächsische Politik der fünfziger Jahre Raum zu gewinnen.

Auf den ersten Blick wird man diesem Beust'schen Feldzug gegen „Preußen am Bundestage“ gegenüber fast in Gefahr gerathen, etwas zuzugestehen, was sich bei näherer Betrachtung ganz und gar falsch erweist. Die meisten Dinge, welche der Verfasser gegen die Publication des Fürsten Bismarck einzuwenden hat, sind ganz äußerlicher Art oder treffen höchstens den Herausgeber. Daß der letztere seiner Aufgabe zur Zeit der Publication nicht so ganz gewachsen war, wie dies vielleicht zu wünschen gewesen wäre, ist in eingeweihteren diplomatischen Kreisen kein Geheimniß gewesen. Dem Herausgeber lag es offenbar ob, berichtigend in Bezug auf Personalien und Daten einzugreifen. Man durfte Herrn v. Beust gegenüber allerdings nicht eine Blöße offen lassen, wie diejenige, welche ihn zu dem Nachweis berechtigte, daß das Rubrum eines Bismarck'schen Briefes aus 1856: „Beusts Bewerbung um einen französischen Orden“ eine böswillige und noch obendrein falsche Anklage enthält. Solche Dinge, zu welchen Dutzende von Beispielen anderer Art allerdings sich leicht gesellen ließen, hätten in einer so wichtigen Publication nicht vorkommen dürfen*). Aber Graf Beust wird sich vergeblich bemühen, aus diesen Versehen des Herausgebers eine mauvaise action zu machen. Was er dagegen an eigentlichen Beschwerden gegen die Berichte des Fürsten Bismarck beibringt, ist meist sehr schwach und beruht auf einer ungemein großen Ueberschätzung seiner eigenen Stellung als sächsischer Minister. Denn die Rheinbündelei läßt sich leicht als eine fixe Idee des preußischen Bundestagsgesandten behaupten, wenn man sich stellt, als verstände man den mutatis mutandis zu verstehenden Sinn der mittelstaatlichen Ideale nicht, aber es wird doch dem Grafen Beust nicht einfallen wollen, die Absicht eines deutschen Bundes ohne Preußen und Oesterreich, die ganz reale Existenz des Programms der Trias u. s. w. u. s. w. zu leugnen.

Worüber beschwert sich also Graf Beust, und warum zieht er gegen Preußen im Bundesstaate zu Felde, wenn es die Rheinbündischen Wege der Mittelstaaten enthüllt? „Ja die bösen Mittelstaaten und ihre Minister, die schnöden Rheinbündler!“ so ironisirt Graf Beust seinen Rivalen. — „Weil Pfordten und ich zur Pariser Ausstellung

*) Herr von Poschinger befand sich zuweilen über Persönlichkeiten, wie etwa den bekannten österreichischen Staatsrath v. Braun, früheren Geschäftsträger bei der Stadt Frankfurt, völlig im Unklaren.

gehen und bei dieser Gelegenheit vom Kaiser empfangen werden, ist es für Herrn von Bismarck eine ausgemachte Sache, daß wir damit das Ausland darüber aufklärten, daß der deutsche Bund einer wirklichen Gefahr von außen nicht widersteht. Wenn aber der spätere Graf Bismarck bis an die spanische Grenze geht, um Napoleon III. aufzusuchen, da haben natürlich die deutschen Angelegenheiten damit gar nichts zu schaffen."

Es würde nöthig sein, einen großen Theil der Ausführungen des Grafen Beust hier wieder abzudrucken, wenn man den Leser überzeugen wollte, welche ganz specielle Richtung das Werk verfolgt und wie sehr es seine Spitze gegen den Fürsten Bismarck kehrt. Das ist es, was man nicht erwartet hätte. Der materielle Bestand des Neuen und Merkwürdigen, welcher die Memoiren Beusts, an und für sich betrachtet, zu einer unschätzbaren und unentbehrlichen Geschichtsquelle gemacht haben würde, ist dem Verfasser fast als nebensächlich erschienen gegenüber seiner eigentlichen Aufgabe, seinen Rivalen wenigstens litterarisch zu schlagen, da er seinen Proceß geschichtlich gegen ihn verloren hat. Für den Effect seines Werkes war der auf diese Weise eingenommene Standpunkt des Grafen Beust der denkbar unglücklichste. Die besten und interessantesten Erzählungen verlieren durch die überall hervorgekehrte Pointe ihren einfachen geschichtlichen Reiz.

Graf Beust hat in der Vorrede die Bemerkung nicht unterdrückt, daß er es für einen entschiedenen Luxus gehalten hätte, Anklagen gegen sich selbst zu richten, da ihn seine Gegner dieser Mühe gründlich enthoben hätten. Aber es ist ein Unterschied, ob man an sich selbst zum Ankläger werden mag, oder aber seine Handlungen in einer Weise vertheidigt, durch welche andere beschuldigt und zuweilen auch solcher Dinge beschuldigt werden, welche auch nicht entfernt dem wirklichen Gange der Ereignisse entsprechen. Herr v. Beust war von seiner Jugend an mit vielen vortrefflichen Gaben des Geistes ausgerüstet, aber wenn ihm zuweilen eine ungewöhnliche Eitelkeit als bedenkliche Zugabe seines Charakters vorgeworfen worden ist, so ermangelt auch sein Buch nicht an deutlichen Beweisen für diese Eigenschaft. In gewissen Dingen war er sich selbst so groß und reizend erschienen, daß er dieselben in seinem Buche drei- und viermal in den verschiedensten Formen wiederholt. So hatte er sich in den Kopf

gesetzt, daß der Krimkrieg vermieden worden wäre, wenn der Kaiser Nikolaus seinen Rath befolgt und Napoleon dem Dritten den Titel bon frère nicht verweigert hätte. In der Sache selbst hatte Graf Beust ohne alle Frage recht. Die Verweigerung des Titels war verhängnißvoll genug, aber jedermann wußte das, und es ist eine starke Zumuthung, daß der Kaiser Nikolaus einen so großen Eindruck von einem Gespräche mit Herrn von Beust behalten haben sollte, daß er noch nach Jahren seine Politik darnach hätte einrichten mögen. Aber Herr von Beust findet darin durchaus nichts Unbescheidenes. Mit frischem Muthe versichert er seine Leser: „Zweimal habe ich Rußland einen Rath ertheilt, der nicht schlecht war, den ersten wegen des bon frère, den zweiten wegen des schwarzen Meeres. Gehört hat man darauf nicht und gedankt noch weniger." Man sieht doch, daß man in den fünfziger Jahren sagen konnte: „Stolz will ich den sächsischen Minister." Wenn sich aber schon Graf Beust das erstemal über die Undankbarkeit Rußland gegen Sachsen beklagt, so muß man sich wundern, daß er nicht müde geworden ist, immer wieder und auch noch beim Tode des Kaisers Nikolaus seinen ungehörten Cassandraruf zu betonen.

Die Memoiren des Grafen leiden merkwürdigerweise überhaupt an dem Fehler häufiger, zuweilen selbst lästig werdender Wiederholungen. Anfänglich meint man dies einer gewissen Beeilung des Conceptes und dem Unvermögen einer letzten Redaction zuschreiben zu sollen, aber allmählich macht man sich von dem Verdachte nicht frei, es möchte doch eine gewisse Absicht dabei vorhanden gewesen sein. Denn wenn man es auch begreifen könnte, daß der Verfasser gewisse von ihm canonisch festgehaltene Ansichten allgemein politischer Art mehrmals vortragen zu sollen meinte, so kann man doch nicht verstehen, warum oft auch ganz vereinzelte Thatsachen mehrfache Erwähnung gefunden haben. So kann es sich wol erklären, warum der Verfasser bei jeder Gelegenheit feierlich und scherzhaft, im Tone ernster Ermahnung und witziger Aphorismen den alten deutschen Bund in Schutz nimmt, seine guten Seiten vertheidigt und manches Schöne an demselben findet, was dem neuen Reiche gar sehr zu fehlen scheine, allein wenn er bei Königgrätz die Schlacht gewonnen hätte, sobald seinem Rathe genügt und ein bairisches Corps an den linken Flügel der österreichischen Armee gestellt worden wäre, so hätte

es wol bei dieser frappanten Combination Einmal sein Bewenden haben können. Graf Beust ist jedoch so überzeugt, daß er, wenn es nur auf ihn angekommen wäre, die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hätte, weil er ja die Baiern auf den linken Flügel aufgestellt haben würde, daß er diese schöne Entdeckung noch an zwei weiteren Stellen des Buches verwerthet.

Wenn im zweiten Bande die Darstellung der orientalischen Angelegenheiten mit einer wörtlichen Wiederholung alles dessen, was schon bei dem Ende des Krimkrieges erzählt ist, eingeleitet wird, so ist dies in die Reihe schriftstellerischer Bequemlichkeit zu setzen, wenn aber die schöne Geschichte von der zufälligen Ankunft des Königs Johann und seines Ministers in der Nacht nach der Schlacht bei Königgrätz in Wien zweimal mit aller Ausführlichkeit erzählt wird, so mußte der Verfasser wenigstens dafür Sorge tragen, daß der auf dem Bahnhof wartende Kaiser von Oesterreich die ankommende Gesellschaft durch sein bleiches Aussehen nicht zweimal in Schrecken versetzte.

Noch bedenklicher erscheint die wiederholte Erwähnung von Aussprüchen dritter Personen, welche Graf Beust zuweilen in einem Sinne einfließen läßt, in welchem sie schwerlich ursprünglich gemeint waren, wie die Aeußerung des Kaisers Wilhelm: „Ich bin großmüthig gegen Oesterreich gewesen; freilich wollte ich keinen Krieg mit Frankreich."

Schlagworte dieser Art wirken in einem Buche nur, wenn sie am richtigen Platze aus der ganzen geschilderten Situation herausgewachsen sind. Sollen sie dagegen nur dazu dienen, die Tendenzen des Verfassers zu verherrlichen, so verlieren sie alsbald ihren Werth. Es wäre natürlich ungerecht, wenn man dem Grafen Beust die schriftstellerische Verantwortlichkeit für alles einzelne in einem Werke, welches nach seinem Tode erschienen ist, aufladen wollte, aber, wie dasselbe nun einmal vorliegt, muß man sehr bedauern, daß es keinen abgeschlosseneren Eindruck zu machen im Stande ist. Wenn Graf Beust zwar seine Federgewandtheit lobte, und zur Zeit seines Falles nach dem Nikolsburger Frieden versicherte, wie er sich unendlich gefreut habe, nunmehr als Schriftsteller und Journalist ein freies Leben führen zu können, so kann man sich leicht überzeugt halten, daß seine Memoiren von den gerügten Fehlern viel freier geblieben wären, falls er dann mehr Zeit darauf verwendet hätte. Ich glaube

aber doch, es war ihm lieber, daß er österreichischer Reichskanzler als Journalist geworden ist.

Im Eingange seines Werkes macht Graf Beust die Bemerkung, daß er ursprünglich bei seinen Memoiren vorzugsweise nur den fünfjährigen Zeitraum seiner Reichskanzlerschaft in Oesterreich im Auge gehabt habe. Erst später habe er sich daran gemacht, auch seine ministerielle Thätigkeit in Sachsen zur Darstellung zu bringen, und ganz zuletzt erst habe sich das Bedürfniß gezeigt, sein ganzes Leben zu schildern. Ohne Zweifel würde Graf Beust weniger Widerspruch zu befürchten gehabt haben, wenn er sich nur mit der Geschichte seiner österreichischen Kanzlerschaft beschäftigt hätte, denn jedermann in Deutschland durfte ihn dem österreichischen Staate von Herzen vergönnen, als seine verhängnißvolle Geschäftigkeit in Sachsen ihr Ende erreicht hatte. Dennoch wäre es aber sehr zu bedauern gewesen, wenn Graf Beust seine sächsische Ministerzeit unbesprochen gelassen hätte. Nicht nur wäre dadurch die Nachwelt um manche reizende kleine Erzählung und charakteristische Thatsache gekommen, es müßte auch für den späteren Geschichtsforscher nachtheilig geworden sein, wenn ihm aus den Reihen einer Richtung, welche zwar verfehlt, aber sehr wichtig und thätig gewesen ist, das Zeugniß unmittelbar betheiligter Personen mangelte.

In diesem Sinne wird, was Graf Beust und Graf Vitzthum aus den Jahren der Entwicklung des deutschen Reiches überliefern, immer von größter Wichtigkeit für die Geschichte bleiben. Insbesondere zeichnen sich die Depeschen und Briefe des sächsischen Gesandten in Petersburg und London in der That durch eine außerordentliche Fülle der interessantesten Nachrichten aus. Gleich der Eintritt des Grafen Vitzthum in die Petersburger Welt, wo sich eben (1852) die erschütterndsten Weltereignisse vorbereiteten, gab Gelegenheit zu einer Reihe von interessanten Berichten. Eine nette Illustration zu der berühmten Conversation über die orientalische Frage zwischen dem Kaiser Nikolaus und Sir Hamilton Seymour weiß indessen Graf Vitzthum aus seinen Erinnerungen späterer Jahre mitzutheilen. Derselbe Hamilton traf nach der Beendigung des Krimkrieges mit dem alten Fürsten Metternich zusammen, der ihm sagte, er habe sich bei der Veröffentlichung der verhängnißvollen Worte des Kaisers Nikolaus als ein großes Glückskind erwiesen.

„Warum?" fragte der englische Diplomat.

„Eh bien", fuhr Fürst Metternich fort: „Sie waren mit dem Kaiser Nikolaus allein unter vier Augen. Wenn nun der Herr seine Worte abgeleugnet hätte? Was dann? — ganz Europa würde nicht Ihnen, sondern dem Kaiser geglaubt haben."

Metternich behauptete ferner bei dieser Gelegenheit, er habe den Kaiser Nikolaus, der seit dreißig Jahren von der fixen Idee des „kranken Mannes" geplagt worden sei, in einem ähnlichen Falle dadurch zum Schweigen gebracht, daß er auf die Frage, was er von dem kranken Manne halte, einfach die Gegenfrage gestellt hätte, ob Se. Majestät diese Frage an den Arzt, oder an den Erben gerichtet haben wollte.

Diese hübsche Metternich'sche Anekdote gibt dem Grafen Vitzthum Anlaß, eine in den Diplomatenkreisen um das Jahr 1853 aufgekommene Behauptung zu verewigen, welche sich auf die Geistesstörungen der Söhne Pauls I. bezieht. Vitzthum hält das bekannte ärztliche Schriftstück für zuverlässig, wonach Nikolaus I. schon 1853 krank gewesen sein sollte und sein Tod genau auf das Jahr 1855 vorausgesagt worden ist. Die bedenkliche Seite dieser Behauptung lag nur darin, daß der Kaiser Nikolaus an einer Lungenentzündung gestorben, die er sich durch die von den Aerzten streng widerrathene Abhaltung der Sonntags-Parade zugezogen hatte. Offenbar sind die beiden sächsischen Staatsmänner Vitzthum und Beust in Bezug auf den Kaiser Nikolaus ganz verschiedener Meinung gewesen. Beust weiß nur zu sagen, daß man gegen den Kaiser Nikolaus mehr eingenommen als unbefangen gewesen sei. Vitzthum dagegen stellt ihn recht eigentlich als verrückt dar, denn „alle vier Söhne des Kaisers Paul litten von ihrem 45. bis 60. Jahre an Gehirn-Congestionen höchst bedenklicher Art".

Von diesem Zustande der höchsten Person muß übrigens Graf Vitzthum seinem Minister in Dresden keine hinreichenden Beweise gegeben haben, denn wie der letztere mit anerkennenswerthester Offenheit erzählt, war er durchaus von dem nothwendigen Zusammengehen der deutschen Kleinstaaten mit Rußland überzeugt. Er sieht es als ein persönliches Verdienst des Kaisers Franz Josef an, daß der vollständige Bruch mit Rußland vermieden worden sei, und hält mancherlei Standreden gegen den preußischen Bundestagsgesandten in

Frankfurt, welcher sich die von Schritt zu Schritt einzuhaltende Politik nicht von den Mittelstaaten vorschreiben lassen wollte. Auch der österreichische Minister Graf Buol habe sich bei dieser Gelegenheit des Vergehens schuldig gemacht, den deutschen Bund zum ersten Male vor den Kopf gestoßen zu haben.

Kehren wir indessen zu dem Grafen Vitzthum zurück, der inzwischen noch vor dem Ausbruch des Krieges nach London versetzt worden war, wo er noch vor der Abreise des russischen Gesandten seine Wunder in Betreff der Stellung des letzteren zu dem englischen Ministerium kennen lernte. Es war der alte Brunnow, welcher so viele Jahre hindurch mit Palmerston zusammen an jeder Uebervortheilung Deutschlands in so herzlicher Eintracht gearbeitet hatte, und jetzt sehr untröstlich zu sein schien, daß er in London das Feld zu räumen genöthigt sein könnte. „Die schlimmsten Lagen", sagte der alte Baron zu dem jüngeren sächsischen Gesandten, „sind immer diejenigen, wo keiner keinen Ausweg nicht sieht. Brunnow hatte übrigens in der orientalischen Angelegenheit weder auf den Kaiser Nikolaus, noch auf den Grafen Nesselrode irgend welchen Einfluß. Dagegen erfuhr Graf Vitzthum eine äußerst wunderbare Geschichte über die Abmachungen Brunnows und Lord Palmerstons zur Zeit des Londoner Protokolls über die schleswig-holsteinische Angelegenheit. Für die Mittheilung dieser Thatsachen, welche den biederen Deutschen den Werth englischer Versicherungen noch auf lange hinaus deutlich beweisen sollten, muß man dem Grafen Vitzthum ganz besonders dankbar sein, und man thut gut, für die Weiterverbreitung derselben zu sorgen: „Trotz der Fluthen von Tinte und Druckerschwärze, welche an der schleswig-holsteinischen Frage vergeudet wurden, ist die Genesis dieses wundersamen Vertrages selbst den Argusaugen der britischen Presse verborgen geblieben. Ja, die Regierungen, welche 1852 ihre Vertreter ermächtigten, den Vertrag zu unterzeichnen, ahnten nichts von der Geheimgeschichte des Protokolls von 1850."

Als Thatsache war nur bekannt, daß 1850 Lord Palmerston durch seinen Handel mit der griechischen Regierung wegen des Juden Pacifico daran war, ein Mißtrauensvotum des Parlaments zu erfahren; daß aber in dieser Lage Brunnow um den Preis des Londoner Protokolls, in welchem die Integrität der dänischen Monarchie als europäisches Interesse anerkannt worden war, ihn rettete, wurde

nur von wenigen geahnt. Rußland sorgte dafür, daß die Griechen den Engländern sich fügen mußten, und Lord Palmerston gab dafür die Schleswig-Holsteiner preis. Dies war die Art, in welcher vor dem Forum der Großmächte die deutschen Angelegenheiten behandelt wurden, so lange es an einer reellen deutschen Macht fehlte.

Wenn man die Memoiren des Grafen Beust nachschlägt, so wird man zwar leicht in die Illusion gerathen, als hätte es auch vor dem Jahre 1866 an einer entsprechenden Vertretung der nationalen Interessen um so weniger gefehlt, als an den meisten Höfen neben Preußen und Oesterreich noch vier Königreiche im Sinne von Deutschland wirken konnten; aber so sehr sich der sächsische Minister auch diese Behauptung zu beweisen bemüht, die Memoiren des Grafen Vitzthum, so unendlich schätzenswerthe Beobachtungen sie enthalten mögen, geben keinen Commentar zu der von Herrn v. Beust eingenommenen oder vielmehr eingebildeten Machtstellung. Man könnte im gewissen Sinne es als das größte Mißgeschick des Beust'schen Werkes bezeichnen, daß es gleichzeitig mit den Mittheilungen eines sächsischen Gesandten von der geistigen Bedeutung und der schlichten Wahrheitsliebe des Grafen Vitzthum erschienen ist.

Gewiß wird niemand den letzteren für einen Anwalt von Preußens Ansprüchen in Deutschland betrachtet haben, aber wenn man das Echo der Erzählungen des Grafen Vitzthum in Zusammenhang bringt mit demjenigen, was Graf Beust an manchen Stellen seines Buches in den Wald hineingeschrieen hat, so ergeben sich ganz sonderbare Conclusionen.

In der Zeit der orientalischen Verwickelungen stellten sich die Mittelstaaten soeben auf das hohe Postament der Bamberger Conferenzen. Noch jetzt rühmte sich Graf Beust in seinem Werke: „Ueber die Bamberger und deren identische Note, die den Gedanken der Trias zum ersten Male und in ganz präsentabler Weise zur Erscheinung brachte, wurde in Berlin zwar Anfangs die Nase gerümpft, allein einige Monate später waren Pfordten und ich sehr willkommene Gäste." Erst später nach dem Erscheinen der Poschinger'schen Publication hatte Beust den Verdruß, die Worte zu lesen, welche Bismarck damals geschrieben hatte: „Die Note des Herrn v. Beust wäre noch weit besser, wenn Sachsen größer wäre".

Die Aeußerung Bismarcks bezog sich auf die Depesche Beusts

an den englischen Minister Clarendon, der sich gegen die Bamberger Regierungs-Conferenzen erhoben hatte. Nun wird man gut thun, die Vitzthum'schen Mittheilungen zur Illustration der Beust'schen Großmachtspolitik herbeizuziehen. Da nimmt man zweierlei wahr, fürs erste, daß man nicht nur im englischen auswärtigen Amt, sondern auch sonst das Auftreten der Bamberger als ein Ridicul angesehen hat, und zweitens, daß Clarendon jedenfalls im vollsten Einverständniß des Prinzen Albert die berühmt gewordene „Einmischungsdepesche" in die inneren Angelegenheiten geschrieben hatte.

Von dem Prinzen Albert aber mußte sich der sächsische Gesandte eine Zurechtweisung gefallen lassen, welche Graf Beust nicht zu beantworten für richtig fand. „Ich halte die Gefahr für das arme Deutschland und alle deutschen Regierungen zweiten Ranges für eine sehr drohende", sagte Prinz Albert zum Grafen Vitzthum, — „die Existenz derselben beruht auf einer europäischen Convenienz, d. h. mit anderen Worten auf der Eifersucht der Großmächte. Alle deutschen Regierungen, welche in den Jahren 1848 bis 1850 verhindert haben, daß Deutschland Eine Armee, Eine Flotte und Eine Diplomatie erhalte, haben dem Auslande in die Hände gearbeitet. Sie haben mit der nationalen Auffassung gebrochen und für das sogenannte monarchische Princip, d. h. für die Erhaltung ihrer nominellen Souverainetät, in Rußland eine Stütze gesucht. So sind denn aus Furcht vor Mediatisirung und Revolution die deutschen Regierungen nicht zur Erkenntniß dessen gekommen, um was es sich eigentlich handelt" u. s. w.

Man sieht aus dem Werke Vitzthums, daß das herrlich aufgebaute Kartenhaus der hohen Politik des Herrn v. Beust und seiner Genossen eigentlich hinter den Coulissen durch die deutsche Grobheit des Prinzen Albert viel mehr als durch die englische Depesche des Lord Clarendon umgeblasen wurde, und deshalb muß man es so sehr Dank wissen, daß gleichzeitig mit der selbstgefälligen Bespiegelung des Herrn v. Beust auch die wünschenswerthe Correctur des Grafen Vitzthum publicirt worden ist.

Zu den Verdiensten des letzten Werkes gehört es geradezu am meisten, daß es mancherlei durch die neueste Memoirenlitteratur verbreitete Schönfärbereien rückhaltlos zurückweist. Dahin sind unter anderem Vitzthums Berichtigungen des Lebens des Prinzen Albert

von Martin zu rechnen. Die Publicationen der Königin von England leiden an so starken Willkürlichkeiten in der Auswahl dessen, was mitgetheilt werden durfte und was nicht, daß es dringend erwünscht ist, gegen den Einfluß dieses fast mechanisch von den neuesten Geschichtschreibern excerpirten Werkes zu reagiren.

Gegenüber der Liebe und Freundschaft, welche Martin zwischen dem englischen Hofe und Louis Napoleon geschlossen sein läßt, ist die folgende Mittheilung Vitzthums von unschätzbarem Werthe: „Halten Sie daran fest — diese Worte vernahm Graf Vitzthum aus dem eigenen Munde des Prinzen Albert —, nach mir haßt Napoleon III. niemand mehr als den Prinzen von Preußen. Mich aber beehrt er mit seinem Hasse, seitdem ich ihm in Osborne das Spiel verdorben habe. Er war im Jahre 1857 nicht sowol wegen der Donaufürstenthümer zu uns herübergekommen, als um uns im Hinblick auf seine Pläne gegen Oesterreich zu sondiren und zu gewinnen. Seine fixe Idee, die Karte von Europa zu revidiren, sprach er mir damals unverhohlen aus und schlug mir vor, wir möchten mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß abschließen. Es ist sehr möglich, fügte der Prinz lächelnd hinzu, daß er Palmerston und Clarendon für diese Idee bereits gewonnen hatte. Denn auf unsere Minister übte dieser Mann einen mir unbegreiflichen Zauber. Er überzeugte sich bald, daß mit mir nichts anzufangen sei" u. s. w.

Ganz besonders im Hinblick auf die auch nach dem Sturze Napoleons III. fortdauernde Illusion von der Intimität zwischen dem Hofe der Königin und dem Kaiser der Franzosen erscheinen Correcturen dieser Art von Wichtigkeit, wie sie Graf Vitzthum hier dem Buche über das Leben des Prinzen Albert angedeihen läßt. Schon 1857 war es, wo Prinz Albert sich gegen die Pläne Louis Napoleons ausspricht, rückhaltloser trat der Bruch freilich erst einige Jahre später hervor. Wenn übrigens Graf Vitzthum selbst geneigt ist, das Urtheil Thiers' in Bezug auf Napoleon zu acceptiren, wonach der letztere stets eine médiocrité méconnue geblieben wäre, so stand er offenbar auch in dieser Beziehung auf einem völlig anderen Standpunkt, als sein sächsischer Vorgesetzter und Minister Herr v. Beust. Denn dieser war gerade auch in diesem Jahre zum ersten Male mit dem Kaiser der Franzosen in Paris zusammengetroffen und kam glücklich und voll Bewunderung für denselben nach Dresden zurück.

Eine nicht weniger interessante Mittheilung bringt das Werk des Grafen Vitzthum über das Orsini-Attentat und seine Folgen. Denn gegenüber den Versicherungen der französischen Polizei, daß sie gänzlich ungewarnt von England geblieben wäre, erregt die Thatsache, daß Graf Vitzthum das Gegentheil versichern konnte, keine geringe Verwunderung: „Sir Richard Mayor hat mir versichert, er habe dem Polizei-Präfecten in Paris rechtzeitig mitgetheilt, Orsini verlasse England, um über Belgien nach Paris zu gehen und dort ein Attentat auf den Kaiser zu verüben. Dieser Bericht habe alle der Londoner Polizei bekannt gewordenen Einzelheiten enthalten. Sir Richard war ein durchaus ehrenhafter Charakter und ich habe keinen Grund, an der Wahrheit seiner Aussagen zu zweifeln. Nun ist Orsini, wie die Untersuchung bewiesen, wirklich auf der Eisenbahn über Belgien nach Paris gekommen. Die französischen Detectivs, welche in Folge der englischen Anzeige wochenlang alle von England kommenden Eisenbahnzüge durchsuchten, haben diesen Italiener nicht nur durchschlüpfen lassen, sondern ihm auch in Paris 10—14 Tage Zeit gegönnt, sein Attentat sorgfältig vorzubereiten. Es war daher ungerecht, England der Mitschuld an einem Verbrechen zu bezichtigen, welches durch die Jugendverirrungen des Kaisers, wenn nicht entschuldigt, so doch erklärt wird."

Auch für die sechsziger Jahre enthalten die Briefschaften des Grafen Vitzthum eine lange Reihe von ausgezeichneten Beobachtungen, sowie von eigenen und fremden Bemerkungen über die Lage der Dinge und über die in der Politik entscheidenden Persönlichkeiten, so zwar, daß man nur im hohen Grade bedauern kann, daß die sächsische Politik so wenig Nutzen aus den Mittheilungen ihres englischen Gesandten gezogen hat. Auch noch nachträglich wäre es für den Grafen Beust insbesondere sehr vortheilhaft gewesen, wenn er die Aufzeichnungen des Grafen Vitzthum für seine Memoiren hätte benützen können. Wie lehrreich würde z. B. für das letztere Werk der Bericht über den Aufenthalt des Herrn v. Bismarck in London während der Weltausstellung von 1862 gewesen sein. Bei dem Baron Brunnow hatte derselbe eine längere Unterredung mit Disraeli, worüber letzterer Folgendes mittheilte: „Ich werde, so ungefähr hätte sich der preußische Staatsmann geäußert, binnen kurzem genöthigt sein, die Leitung der preußischen Regierung zu übernehmen. Meine erste Sorge wird sein,

mit oder ohne Hülfe des Landtags die Armee zu reorganisiren. Mit Recht hat sich der König diese Aufgabe gestellt, er kann sie jedoch mit seinen bisherigen Räthen nicht durchführen. Ist die Armee erst auf Achtung gebietenden Stand gebracht, dann werde ich den ersten besten Vorwand ergreifen, um Oesterreich den Krieg zu erklären, den deutschen Bund zu sprengen, die Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen und Deutschland unter Preußens Führung eine nationale Einheit zu geben. Ich bin hierher gekommen, um dies den Ministern der Königin zu sagen." Disraelis Commentar zu diesem Programm lautete: „Take care of that man! He means what he says".

Daß man in Deutschland damals und auch später noch die hohe Meinung Disraelis über Herrn v. Bismarck nicht theilen wollte, mag ja allerlei Entschuldigungsgründe zulassen, aber daß Graf Beust seine Memoiren vollendet, ohne sich das take care of that man gesagt sein zu lassen, dürfte man fast als Schicksalstücke bezeichnen. Erzählt uns doch Graf Beust selbst, daß er wenige Wochen, nachdem Herr v. Bismarck sich in London vor den Ministern so freimüthig ausgelassen hatte, denselben in Paris getroffen und drum und dran war, einen engen Freundschaftsbund mit demselben zu schließen. „Einem von dem sächsischen Gesandten veranstalteten Diner folgte am nächsten Tage eine Unterredung, die sehr eingehend war und welche, wenn auch unsere Ansichten in den deutschen Angelegenheiten nicht überall stimmten, doch mich meinem Mitredner näher gebracht haben muß." So schreibt Graf Beust und theilt auch einen Brief Herrn v. Bismarcks vom 10. October 1862 mit, der, wie derselbe selbst gesteht, Zeugniß dafür ablegen kann, daß „er vom ersten Augenblick seiner ministeriellen Thätigkeit sich seiner Ziele bewußt war".

Nimmt man hinzu, daß sich an diesen Gedankenaustausch auch eine Correspondenz zwischen Beust und Herrn v. Savigny anknüpfte, die ebenfalls die besten Wege erkennen zu lassen schien, so fragt sich der Leser vergeblich, wo die Gründe stecken, welche das Verhalten Herrn v. Beusts seit 1864 erklären können.

Ohne Zweifel hatten ganz persönliche Umstände an diesen Dingen ihren Antheil. Während die preußische Regierung, indem sie die Wege der Bundesreform betrat, mit den Mittelstaaten in einen schärferen Conflict gerieth, war speciell für den sächsischen Minister die Theilnahme an der Londoner Conferenz ein wahres persönliches

Verhängniß. Wenn man die betreffenden Partien des Werkes liest, so sieht man die schlimmsten Behauptungen der Feinde des sächsischen Ministers weit übertroffen.

Indem Herr v. Beust zu der Rolle auserkoren war, als letzter und einziger Bevollmächtigter des deutschen Bundes bei den Londoner Conferenzen zu fungiren, schien seiner Eitelkeit mit einem Male ein unermeßliches Feld von Triumphen eröffnet. Dieses ungeahnte Aufsehen vor ganz Europa hätte vielleicht auch einen sattelfesteren Staatsmann irre leiten müssen. Herr v. Beust verlor, um es milde auszudrücken, sein von Natur aus labiles Gleichgewicht, hinter dem ein König von den hohen geistigen Gaben Johanns von Sachsen und eine Armee von vollen 30 000 Mann stand. Denkt man sich einen solchen Vertreter des deutschen Bundes in die Illusion versetzt, daß er vor Europa im Namen von 40 Millionen Deutschen zu sprechen hätte, so wird man zugestehen, daß bei dieser Fülle von Ungereimtheiten selbst der bravste Mann an sich und der Welt irre werden konnte.

Die Hitze der Situation war denn auch Herrn v. Beust so sehr zu Kopfe gestiegen, daß er in seinen Memoiren mit rührendem Selbstgefühl erzählt, wie die Königin von England, welche seit dem Tode ihres Gemahls niemanden zu empfangen pflegte, zum nicht geringen Erstaunen des ganzen englischen Cabinets gleich bei dem Namen des Herrn v. Beust in begeisterte Ausrufe ausgebrochen sei und gesagt habe, diesen alten Freund müsse sie freilich persönlich sehen. Daß indessen dieser Erfolg des deutschen Bundestagsgesandten eine Vorgeschichte hatte, welche nicht sowol der im übrigen ja unbestreitbaren Liebenswürdigkeit des sächsischen Ministers, als vielmehr dem Herzog Ernst von Coburg zu danken war, von welchem Herr v. Beust noch ein besonderes Schreiben an die Königin in der Tasche hatte — dies alles wird charakteristisch genug in den Memoiren verschwiegen, um die Persönlichkeit des Bevollmächtigten des deutschen Bundes in desto glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen.

So geben die Memoiren allerdings einen richtigen Begriff davon, wie die sächsische Politik in einem Anfall von Größenwahn in das Jahr 1866 hineingetaumelt ist. Wenn man Herrn v. Beust förmlich für den Krieg verantwortlich machen wollte, und sein College Herr v. Friesen ganz besonders ihn beschuldigte, daß er es gewesen,

der unausgesetzt zum Kriege drängte, so dürfte dies entschieden zu viel gesagt sein. Das große Verdienst, dem Grafen Bismarck den casus belli so ungemein erleichtert zu haben, bleibt doch vorherrschend den österreichischen Staatsmännern gewahrt, und es ist nicht zu leugnen, daß Graf Beust in diesem Punkte dem Herrn v. Friesen wenigstens die nachträglich ganz schwarz-weiß angestrichene Larve stark gelüftet hat. In dem Memoirenwerke hat nun Herr v. Beust sein älteres, schon Eingangs erwähntes Büchlein: „Erinnerungen zu Erinnerungen“ fast ganz wieder abdrucken lassen.

Hierbei darf man in der That die Behauptung Herrn v. Friesens, daß Beust Sachsen dadurch besonders geschadet hätte, weil er nicht rechtzeitig nach Nikolsburg gegangen wäre, wenn nicht als eine unbesonnene, so doch als eine der Situation in keiner Weise entsprechende bezeichnen.

Der alte Herr v. Friesen bildete sich in seiner Memoirenschriftstellerzeit offenbar ein, daß seiner damaligen Stimmung entsprechend der sächsisch-preußische Krieg eigentlich doch nicht so ernsthaft zu nehmen gewesen wäre. Er schreibt es den bedenklichen Neigungen Beusts zu, sich durch Napoleon vertreten und retten zu lassen, und seiner Idee, Sachsen dem süddeutschen Bunde einzuverleiben, wenn der Frieden zwischen den beiden Königen so schwer zu Stande gekommen sei. Es liegt auf der Hand, daß Herr v. Friesen die Stellung Sachsens nach der Schlacht bei Königgrätz in allzu optimistischer Beleuchtung gesehen hat. Die Memoiren des Grafen Beust sind hier der Sache nach treuer. Ueber die Reise Beusts nach Paris in der Zeit der französischen Mediation sind übrigens jetzt Mittheilungen gemacht, aus welchen nur zu sehr hervorgeht, wie unendlich großmüthig König Wilhelm in Nikolsburg nicht nur gegen Oesterreich, sondern gegen alle seine Widersacher gehandelt hat.

Die oft und von manchen Seiten ziemlich einseitig besprochene Mission Beusts zu dem Kaiser Napoleon ist nur dadurch merkwürdig, daß durch die Memoiren der volle Beweis von der damaligen Unfähigkeit Frankreichs, Deutschland mit Krieg zu überziehen, gelüftet wird. „Am nächsten Tage Abends reiste ich ohne Aufenthalt nach Paris“. Graf Beust hatte aber schon bei seiner Ankunft von dem sächsischen Gesandten Grafen Seebach in Erfahrung gebracht, daß er zu spät komme. Ueber seine Audienz bei Louis Napoleon möge ihn

der Leser selbst sprechen hören: „Meine ohnedies schwachen Hoffnungen wurden aber noch mehr herabgestimmt, als ich des Kaisers ansichtig wurde und seine Rede vernahm. Es war ein neues österreichisches Mißgeschick, daß der Kaiser gerade zu jener Zeit an der vielgenannten Prostata im höchsten Grade litt, was sich nicht allein in seiner äußeren Erscheinung, sondern auch in seiner intellectuellen Verfassung kund gab — ein Jahr darauf sehen wir ihn in Salzburg körperlich und geistig frisch wie sonst. Aber 1866! Wie ein Kind lallte er fortwährend: Je ne suis pas prêt à la guerre! Es war vergeblich. . . . Ich sprach Drouyn de l'Huys; obschon mehr österreichisch als preußisch gesinnt, zeigte er sich schwach, rieth zu baldigem Friedensschluß und setzte sich aufs hohe Pferd: Si on nous attaque, nous nous saurons bien nous défendre."

Wiewol nun Graf Beust versichert, daß er diese Worte des französischen Ministers nicht zu hoch taxirt hätte, so scheint er doch unter dem Eindrucke derselben geblieben zu sein, da er von dem Kaiser von Oesterreich berufen wurde, den zusammenfallenden, wankenden Staat zu retten und zu stützen.

Es hat kaum ein gleiches allgemeines Interesse, was Graf Beust im zweiten Theil seiner Aufzeichnungen von den Leistungen erzählt, welche er in dieser Beziehung aufzuweisen hatte. Daß er hier die Erfahrung machen mußte, von denen, welche er eigentlich erst auf das Pferd gesetzt hat, jammervoll verlassen und verrathen zu werden, war keine verwunderliche Sache für jemand, der die österreichisch-ungarischen Verhältnisse kannte. Graf Beust schied mit großer Erbitterung gegen die undankbaren Ungarn aus seinem Reichskanzler-Sitze, während jeder andere außer ihm wußte, daß er von den ritterlichen Magyaren nie für etwas anderes als für ein lästiges Mittel zum Zwecke angesehen worden war. Indessen kann man nicht leugnen, daß die Vielgeschäftigkeit, mit welcher der gewandte und erfahrene sächsische Minister den alten österreichischen Staat wieder zusammenleimte, sich in seinen Aufzeichnungen gut liest. Dagegen hat die auswärtige Politik des Grafen Beust, wie sie sich uns im zweiten Theil, d. h. also in den Jahren 1867—71 darstellen möchte, ihre erheblichen Bedenken. Es gibt zwei Worte, welche in den Memoiren des Herrn v. Beust so gut wie gar nicht vorkommen: Hannover und Hietzing.

Warum das? Soll man etwa annehmen, daß der Leiter der österreichischen Politik von Hietzing nichts wußte oder nichts wissen durfte, oder nichts wissen wollte? Man kann es dem künftigen Biographen des Herrn Grafen nun einmal durchaus nicht ersparen, sich zu einer von den drei erwähnten Möglichkeiten zu bekennen. Welche aber auch die richtige gewesen sein wird, so viel ist gewiß, daß eine gegen Deutschland friedfertige und wohlwollende Politik mit dem Bestande des hannoverschen Hauptquartiers in Hietzing und Paris gewiß nicht verträglich war.

Durch diese große Lücke erscheint der zweite Theil der Memoiren haltlos und für den Geschichtschreiber überflüssig. Es bleibt, was die Leitung der äußeren Verhältnisse anbelangt, immer gleich strafbar, ob die österreichische Regierung den Frieden im deutschen Reiche untergraben half, oder untergraben ließ. Für die Behauptung, daß Graf Beust von Anfang an auf die Allianz von Oesterreich und Deutschland hingearbeitet habe, gibt das Memoirenwerk lediglich Räthsel aufzulösen, unter denen das stärkste mit den Worten Polen und Julian Klaczko für die eingeweihten Kreise bezeichnet werden darf.

Neue Denkwürdigkeiten von Graf Vitzthum.*)

Zu den segensreichen Folgen unserer heutigen Friedensbündnisse darf man es auch rechnen, daß es gestattet ist, unsere nächste Vergangenheit mit einer geschichtlichen Offenheit und unverfälschten Treue zu erörtern, als lebten die handelnden Personen des Dramas längst nur noch in den Büchern. Der Erzähler einer Geschichtsperiode, von welcher zahlreiche Kronzeugen noch unter uns wandeln, darf von vornherein jeder Indemnität sicher sein, er hat kaum zu befürchten, daß ein ehrliches Bekenntniß nach irgendeiner Seite hin Anstoß oder Verdruß erregen wird. Wenn wir bei Engländern und Franzosen die Erscheinung wahrnehmen, daß man über Dinge, die mehrere

*) London, Gastein und Sadowa 1864—1866. Von Karl Friedrich Graf Vitzthum v. Eckstädt, damals k. sächs. Wirkl. Geh. Rath, a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister am k. großbritannischen Hofe. Stuttgart, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, 1889.

Menschenalter zurückliegen, noch immer nicht ohne Parteileidenschaft zu sprechen vermag, so dürfen wir uns in Deutschland rühmen, daß die Wunden eines schweren Bruderkrieges völlig vernarbt sind und jedermann seinen damals eingenommenen Standpunkt mit einer Aufrichtigkeit zu vertreten vermag, die niemand anderen kränkt und keinen Lebenden selbst zu verdrießen vermöchte.

Ich erkenne hierin die siegreiche Gewalt von Ideen, die sich in ihrer Wirksamkeit auch dem früheren Gegner als richtig und erwünscht dargestellt haben, und deren Verwirklichung die ungeahnteste Befriedigung herbeizuführen vermochte. Ein schönes Charakterbild dieser echt deutschen, warmen patriotischen Verständigung und staatsmännischen Handreichung bieten die Bücher des früheren sächsischen bevollmächtigten Ministers Grafen Vitzthum dar, dessen reiche Erfahrungen und umfassende Sachkenntniß uns in einem Gewande hochgebildeter und liebenswürdiger Beurtheilung von Menschen und Dingen entgegengebracht werden.

In der politischen Thätigkeit jener Jahre der sächsischen Auffassung treu und dienstverpflichtet hingegeben, war Graf Vitzthum doch durch seine Stellung außerhalb der unmittelbaren Bundestagskämpfe als Gesandter in London vielleicht in der Lage, manches unbefangener zu sehen und zu prüfen, als es seiner Regierung und seinen Freunden in Dresden möglich war. Wenn ich nicht irre, hatte sich Graf Vitzthum, soweit nach dem Eindrucke seiner Aufzeichnungen geschlossen werden kann, nicht immer dem weitgehenden Optimismus Herrn v. Beusts angeschlossen, und wenn dem späteren Geschichtschreiber die weitesten Kreise des sächsischen Landes in den sechsziger Jahren dieses Jahrhunderts den Eindruck eines in politischer Hinsicht ungewöhnlich sanguinischen Temperaments machen dürften, so scheinen mir die Vitzthum'schen Aufzeichnungen in einem erfreulichen Gegensatz hierzu zu stehen. Der Verfasser scheint doch auch damals den großen Gegner der sächsischen Politik richtiger gewürdigt zu haben, als der leitende sächsische Minister selbst. Dessen ungeachtet macht es einen sehr erfreulichen und wohlthuenden Eindruck, daß sich das Verhältniß zwischen Beust und Vitzthum überall als der Ausdruck edler und vornehmer Gesinnungen charakterisiirt, ohne daß die Schwächen des sächsischen Standpunkts und die Ueberlegenheit der preußischen Politik in der Person Bismarcks irgend verkannt würden. Graf Beust

hat in seinen eigenen Memoiren darin einen schriftstellerischen Kunstfehler begangen, daß er sich eines leidenschaftlichen Gegensatzes, zu dem er als Staatsmann berechtigt war, als Geschichtschreiber nicht zu entledigen wußte und so dem Leser das beschämende Geständniß machte, daß er Größe und Ueberlegenheit des Geistes am Gegner zu erkennen und zu schätzen auch nachträglich nicht im Stande war, nachdem der Zweikampf längst geendigt hatte. Er hat sich in dieser Beziehung selbst gegen den Frhrn. v. Friesen litterarisch in Nachtheil gesetzt, der behutsamer, wie es in seinem Charakter lag, die causa victrix behandelte, wenn man es sicher auch wenig catonisch von dem wohlmeinenden Herrn v. Friesen finden wird, daß er der causa victa in der Person des Herrn v. Beust auch nicht das allerleiseste Zugeständniß machte.

Es gehört nun gleichsam zur Signatur der Vitzthum'schen Aufzeichnungen, daß sich in ihnen ein hervorragender, geistvoller, politisch mitwirkender Mann, der beiden Erzählern, dem Grafen Beust so gut wie dem Frhrn. v. Friesen, nahe gestanden, unbefangen und ohne Härte, aber doch ablehnend gegenüber diesen allzu subjectiven Auffassungen seiner sächsischen Mitstreiter äußern konnte. Eine ganz reizende Charakteristik liefert Graf Vitzthum von beiden Staatsmännern und ihrem Streit da, wo er in dem Verlaufe der Begebenheiten des Jahres 1866 den Zusammenbruch der sächsischen Berechnungen zu schildern hat.

„Inzwischen", so erzählt uns der Verfasser, „hatte der Frhr. v. Beust seine Entlassung eingereicht, welche der Sachlage entsprach und huldreichst angenommen wurde. Da ich in London, nicht in Wien, sonach nicht Augenzeuge jenes Vorgangs war, so habe ich dem nichts hinzuzufügen, was die beiden zunächst betheiligten Staatsminister Beust und Friesen in ihren Denkwürdigkeiten darüber berichtet haben. Nur sei bemerkt, daß die Friesen'sche Version mit einiger Vorsicht aufzunehmen ist. Zwischen den Zeilen dieser Erinnerungen liest man eine gewisse Bitterkeit heraus, welche diejenigen nicht verwundern wird, die beide Männer gekannt haben. Beide waren gewissenhafte, rechtschaffene Staatsbeamte und treue Diener ihres Herrn, an Geist, Temperament und Charakter jedoch grundverschieden. Jeder von beiden hatte eine hohe Meinung von sich und war von der Wichtigkeit seiner amtlichen Stellung erfüllt.

Daraus erklärt sich Friesens Empfindlichkeit und bureaukratische Eifersüchtelei. Ihre Auffassungen und Neigungen waren schwer in Einklang zu bringen. Beust war leichtlebig — seine Feinde sagen leichtsinnig — wie ein Schmetterling, Friesen schwerfällig und schwermüthig wie ein Maulwurf; der eine médecin tant mieux, ein Schüler Demokrits, der andere médecin tant pis, ein Epigone Heraklits. Jener cokettirte mit seinem kleinen Fuße, componirte Walzer, warf mit Witzworten um sich und tändelte gern mit schönen Frauen, dieser that sich viel auf seine vermeintliche Aehnlichkeit mit Napoleon I zugute, sammelte wohlfeile Bilder — ein alter Hagestolz, der keinen Spaß verstand. Kannte ersterer aus eigener Anschauung Wien und Berlin, London und Paris, so hatte letzterer von europäischer Politik, wie von allem, was jenseit der sächsischen Grenzpfähle vorging, nur sehr dunkle Vorstellungen. Als Finanzminister schwärmte Friesen natürlich für den Zollverein, welcher Sachsens materielle Interessen schützte. Beust dagegen unterschätzte vielleicht die Thatsache, daß wir seit unserm Eintritt in den Zollverein in die preußische Machtsphäre gerathen waren und daß Sachsens Handel und Industrie ihren Schwerpunkt in Berlin gefunden hatten."

Die Charakteristik, welche man hier von Herrn v. Beust erhält, würde im Sinne des Verfassers doch nicht als vollständig gelten, wenn man nicht hinzufügte, daß sich fast auf jeder Seite der Denkwürdigkeiten Gelegenheit gefunden hat, noch weitere Beiträge zur Kenntniß des leichtlebigen Ministers von Sachsen zu liefern. Die letzteren schützen den Verfasser vor dem Vorwurf der Härte und Unliebenswürdigkeit; denn wer sein Buch bis zu jener eben mitgetheilten Stelle gelesen hat, weiß zu genau, in welch' gutem Verhältniß Graf Vitzthum mit seinem Chef gestanden hat, um das humorvoll Menschliche der Zeichnung zu verkennen.

Es ist ja wahr, daß die Wege der sächsischen Politik dem Gesandten in London während der Jahre 1864—1866, wenn nicht krumm, so doch etwas verschnörkelt vorkommen konnten. Ich sage „konnten", denn nicht ohne Grund dürfte der Verfasser der interessanten und lehrreichen Denkwürdigkeiten auf dem Titelblatte den Leser auf seine Stellung von damals aufmerksam gemacht haben. Graf Vitzthum war weder geneigt, noch gewillt, die Bahnen seines Chefs zu kreuzen, und ein Versuch dieser Art würde auch gegen die Pflichten

des Dienstes verstoßen haben. Aber ich sehe es als eine sehr erhebliche schriftstellerische Leistung des Verfassers der Denkwürdigkeiten an, daß es ihm in vortrefflicher Weise gelungen ist, seinem Leser den Eindruck zu geben, daß er bei aller scharfer Bedachtnahme seiner Aufträge doch immer nebenbei ein besonderer Mensch, ein Individuum, ein vornehmer Herr mit eigenen Gefühlen und Gedanken geblieben ist.

In dieser Auffassung diplomatischer Thätigkeit liegt indessen auch noch ein Stück von — ich weiß nicht, ob man heutzutage sagen darf — guter alter Schule. Bei einer kleinen mittelstaatlichen Regierung durfte sich natürlich die traditionelle Bedeutung des Botschafterfracks länger aufrecht halten lassen, als mit dem modernen Staatsdienste verträglich sein möchte. Der Diplomat der älteren Zeit durfte immer noch auch für sich etwas sagen und thun; wenn man die Geschichtsbücher des vorigen und der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts liest, so findet man immer eine Zahl von großen Herren genannt, die an den verschiedenen Höfen Europa's gleichsam eine für sich dastehende Macht bedeuteten. Was der Eine gesagt und der Andere bespöttelt hatte, gehörte zum unvergeßlichen Repertoire des Botschaftsarchivs, und kein Mensch fragte, ob es mit der Instruction ganz genau stimmte oder nicht. Mancher Gesandte war viel wichtiger in seiner Person als sein Chef, und die bedeutendsten zogen es nicht selten vor, wenn sie große Politik machen wollten, lieber einen Gesandtschafts-, als einen Ministerposten zu besitzen. Es war nichts Seltenes, daß jemand gern sein Portefeuille mit der Vertretung seines Monarchen am fremden Hofe vertauschte; heute kann man sich dergleichen kaum denken. Der Chef hält sich nur dann für gut bedient, wenn er weiß, daß in St. Petersburg und London bloße Echos zu hören sind; und vielleicht wäre es am besten, wenn man das Telephon zum Botschafter ernennen und dasselbe in die stramme goldgestickte Uniform stecken könnte.

Graf Vitzthum wird mir es ohne Zweifel nicht übel nehmen, wenn ich behaupte, daß er dieser jugendstolzen Phase des diplomatischen Dienstes kaum ganz gewachsen gewesen wäre, und daß ich ihn auch ohne persönliche Bekanntschaft in jene ältere, jetzt ergraute Reihe von Staatsmännern stelle, denen Walzer zu componiren und selbst Walzer zu spielen, oder Gedichte zu machen und politische Betrachtungen über die Vergänglichkeit der ewigen Roma in Versen

austönen zu lassen, durchaus nicht im Widerspruche mit dem strengen Dienste zu stehen schien.

Durch diese Umstände ist es dem Grafen aber möglich geworden, als Schriftsteller auch da noch interessant und packend zu sein, wo er als bevollmächtigter Minister in London nur stumm, spröde und verstimmt sein konnte. Sehr nett ist daher die Anekdote, daß der Prinz von Wales dem sächsischen Gesandten nach der Schlacht von Königgrätz mit der lustigen Versicherung begegnete, er könne ihn nun doch nicht mehr als Vertreter des vom Erdboden verschwundenen Königreichs ansehen, während Graf Vitzthums persönliche Stellung, soweit man aus seinen Denkwürdigkeiten ersieht, kaum in der großen Gesellschaft von London gelitten hatte. Bei solchem erschütternden Staatsereignisse zeigte sich dann freilich, daß die alte diplomatische Schule auch ihr Gutes hatte, wenn der Gesandte kein bloßes Telephon war.

Wie man indessen darüber auch denken mag, sicher haben wir diesem Umstande die Denkwürdigkeiten zu danken, die uns ein fesselndes Bild dreier unvergeßlicher merkwürdiger Jahre unserer politischen Entwicklung entrollen. Diese Jahre werden dereinst dem nachgebornen Geschichtsbetrachter wie der Höhepunkt eines ungeheuer verwickelten Processes, wie der dritte Act eines welterschütternden Dramas, wie der Knotenpunkt einer in dem immensen Geiste eines cheruskischen Helden sich vollziehenden Handlung erscheinen. Eine Zeit der unglaublichsten Wolkenbildungen, aus der wie im Theater die vom Regisseur schon hinter den Coulissen gehaltene Sonne plötzlich und überwältigend hervorbricht.

Und daß es dem zu schildernden Drama nicht an Monologen und Dialogen fehle, dazu haben nun auch die Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum ansehnliche Beisteuer geliefert. Wie ein Epilog von ergreifender Wahrheit stellt sich ein Gespräch dar, welches Graf Vitzthum in den bangen Tagen, in denen die Existenz von Sachsen in Frage stand, mit dem Grafen Bernstorff in London führte. Ich vermöchte dem Leser keinen stärkeren Eindruck von dem reichen Inhalt des Buches zu geben, als durch die wörtliche Entlehnung dieser patriotisch wirksamen Stelle: „Ich gestehe Ihnen ganz offen" — erwiderte der Amtsvorgänger des Grafen Bismarck auf eine Klage seines sächsischen Collegen über die möglicherweise schlimmen

Folgen von 1866 — „ich bin dahin gekommen, Alles dem deutschen Nationalgefühl unterzuordnen, Alles! — Einer Nation anzugehören, welche, wenn nicht edler und mächtiger, allen übrigen in der Welt ebenbürtig ist, und trotzdem fortwährend vom Auslande verhöhnt zu werden, das war nicht zu ertragen. Sich in das Gesicht sagen lassen zu müssen, die deutsche Nation sei eine politisch entmannte châtrée, wie mir das Lord Clarendon so oft wiederholt hat, und es nicht in Abrede stellen zu können, das war länger nicht auszuhalten, das mußte endlich aufhören. Und gäbe es wirklich kein anderes Mittel, der deutschen Nation die ihr in der Welt gebührende Machtstellung zu verschaffen als die Republik, dann wäre mir selbst die Republik lieber als der frühere Jammer. . . . Aber ich wollte dem Auslande nicht dienen und ich trat mit dem vollen Bewußtsein in den Dienst des preußischen Staates, daß dieser der einzige sei, welcher berufen, Deutschland die zersplitterte und verlorene Machtstellung zurückzuerobern."

Graf Vitzthum hatte in dem Augenblicke, da man den schmalen Leib Preußens erweiterte, allen Grund, für sein sächsisches Vaterland besorgt zu sein, denn er hatte in den früheren Jahren durch eine Reihe guter Beobachtungen sich überzeugt, daß in der österreichischen Politik, auf welche sich doch die der deutschen Mittelstaaten allein zu stützen vermochte, ein Einfluß fremdländischer Art stecke, über dessen verhängnißvolle Wirkung ihm in Paris und Rom gleich gewichtige Bedenken entstanden waren. In Dresden sah man nur deutsche Fragen, deutschen Bundesstreit, deutsche Zukunftspläne; in den ausländischen Hauptstädten dagegen vermochte der stille Beobachter wahrzunehmen, daß alle österreichischen Einwirkungen auf Deutschland nur unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen europäischen Machtstellung zu verstehen seien, welche man in Wien mit Hülfe der deutschen Bundesgenossen aufrechtzuhalten entschlossen war. In Dresden glaubte man an dem Zweck zu arbeiten, wenn man die deutschen Angelegenheiten neu zu gestalten dachte, in Wien war man nur mit den Mitteln beschäftigt, um sich nach dem Niedergange von 1859 zu erheben. Bei aller sonstigen Sympathie, welche das sächsische Königshaus mit seinem Minister so gut wie mit seinem Gesandten in London für die befreundete österreichische Monarchie theilte, lag doch in der Verschiedenheit der Betrachtungen ein Moment,

welches beide Gegensätze verdeckte. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten, der sich vorherrschend seiner Privatpapiere und nur in zweiter Linie seiner amtlichen Acten bediente, durfte ohne Zweifel in seinem jetzt veröffentlichten Werke auf die Nuancen, die zwischen der Auffassung seines Chefs und seiner eigenen Erfahrungen lagen, ein größeres Gewicht legen. Er war in den Jahren 1864 bis 1866 viel auf Reisen gewesen. Geschäfte und eigene Neigung trieben ihn wiederholt in die Centren der continentalen Politik, um Anschauungen zu gewinnen, welche in London schwer zu erwerben waren. Wir finden den Grafen bald nach den Londoner Conferenzen in einer Mission nach Hannover begriffen und mit dem hannoverischen Staatsminister Graf Platen in Unterhandlung; wir sehen ihn in Dresden in dem Augenblick, wo das Interim über den gemeinsamen Besitz von Schleswig-Holstein zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossen wird. Es ist keine Frage, daß die skeptischen Betrachtungen Vitzthums über die Lage und über die Schritte der augustenburgischen sogenannten Regierung einen schärferen Blick zeigen, als man in Dresden in dieser Beziehung hatte. Der Aufenthalt Vitzthums in Paris noch um die Wende des Jahres konnte ihn in der angedeuteten Richtung nur bestärken. Als das Jahr 1865 die Verhältnisse Deutschlands und Schleswig-Holsteins immer drohender gestaltete, war der sächsische Gesandte von Hrn. v. Beust herbeigeholt worden, um allerlei hoffnungslose Schritte in München und Stuttgart besorgen zu lassen. Eine Urlaubsreise nach Italien gab neben dem freien Genuß von Kunst und Natur Gelegenheit genug, auch den Eventualitäten einer völlig neuen Constellation der europäischen Mächte ins Angesicht zu sehen. Das Jahr 1866 führte den Verfasser der Denkwürdigkeiten wol in dem schrecklichsten Augenblicke nach Wien, welchen die alte Habsburger Monarchie seit Austerlitz und Wagram erlebte, und machte ihn zum Zeugen einer Scene, wie sie in dem königlichen Hause von Sachsen seit der Flucht Friedrich Augusts nach der Schlacht von Leipzig nicht mehr in Erinnerung war. Denn Graf Vitzthum war bereits in Wien angelangt, als König Johann in der verhängnißvollen Nacht vom 3. auf den 4. Juli nichts ahnend von dem Kaiser Franz Joseph auf dem Bahnhof empfangen wurde. Hierauf vermochte der Graf seinem Könige noch in Wien selbst und nachher in München und Paris einige

wichtige Dienste zu leisten und befand sich zur Zeit der Friedensunterhandlungen wieder auf seinem Posten in London.

Das bewegte Leben des Erzählers in den Jahren 1864—1866 gibt, wie man sieht, den Denkwürdigkeiten bewegte Farben. Wenn man die reichen Beziehungen desselben zu den eingreifendsten Persönlichkeiten hinzurechnet, so darf man sagen, daß der Leser des neuen Bandes die Eindrücke der früheren Bücher noch weit übertroffen finden wird. Es ist ja eine so viel dramatischere Zeit, die er hier vorgeführt findet, als die verhandlungsreiche und doch thatenarme frühere Epoche.

Wenn ich es jetzt versuche, von dem sachlichen Inhalte der Denkwürdigkeiten selbst ein kurzes Bild zu entwerfen, so wird man sich vielleicht gern einer Führung anvertrauen wollen, welche das eigentlich Neue und historisch Bedeutende hervorzuheben strebt. Dennoch wird mir diese Aufgabe durch die große Menge dessen, was da zu berichten wäre, sehr erschwert sein. Es wird genügen müssen, ins Volle zu greifen und nach fast zufälliger Auswahl Einiges herauszuholen. Treffend hat der Verfasser selbst die Gesichtspunkte für jede richtige historische Auffassung der verwickelten Fragen, die im Jahre 1866 gelöst wurden, bezeichnet, wenn er sagt, es müsse vor allem beantwortet werden, 1. warum es Preußen gelungen ist, das mit dem übrigen Deutschland verbundene Oesterreich in einer einzigen Schlacht zu überwinden und den Kaiserstaat zu zwingen, seine vertragsmäßige Stellung in Deutschland und in Italien gleichzeitig aufzugeben; 2. wie es möglich war, Napoleon III. durch dieselben Ereignisse seine thatsächliche Hegemonie in Europa zu entreißen, und 3. wie es zu erklären, daß eine so große Staatsumwälzung inmitten Europas ohne Einmischung der übrigen Mächte sich vollziehen konnte.

Die vorliegenden Denkwürdigkeiten geben der Natur der Sache nach über den dritten Fragepunkt am meisten Aufklärungen, und sie bieten uns über den zweiten einige scharfe, aus den persönlichen Umständen genommene Lichter dar, während es in Betreff des ersten Satzes dem Verfasser schwerer geworden ist, gegenüber dem massenhaft schon Bekannten aus seinen Materialien geradezu Neues zu bringen, wenn es auch schon an manchen recht charakteristischen Mittheilungen auch hier nicht fehlt.

Vor allem durfte Graf Vitzthum für sich selbst den Vorzug

eines gewissen historisch-politischen Ahnungsvermögens in Anspruch nehmen, wenn er sich schon im Jahre 1864 in Bezug auf Sachsens Stellung der allgemeinen Lage erinnerte, welche unmittelbar vor dem siebenjährigen Kriege bestanden hat. Als er in dem Augenblicke nach Dresden kam, wo „an die Stelle der altverbrieften Rechte und Privilegien, über welche die deutschen Professoren Ströme von Tinte und Druckerschwärze vergossen, das nackte Eroberungsrecht vertragsmäßig getreten" und „der deutsche Bund einer Festung glich, welche von dem Commandanten verlassen, von einer schwachen, unter sich uneinigen Garnison vertheidigt wurde", — so durfte er allerdings „den Optimismus nicht theilen, welchen die sächsische Regierung zur Schau trug". Er sah gewiß nicht zu schwarz, wenn ihm sein Sachsen genau so hülflos zwischen zwei Rivalen zu stehen schien, wie 1756. Er schrieb nicht bloß in figürlichem Sinne ein Buch mit sehr großen Buchstaben über den „ohngefährlichen Durchmarsch" Friedrichs des Großen durch Sachsen, und ich erinnere mich, daß witzige Leute schon gleich damals von dem mit ungewöhnlich großen Lettern gedruckten Werke gesagt haben, es müsse für halbblinde oder jedenfalls sehr kurzsichtige Leute geschrieben worden sein. Der „ohngefährliche" Durchmarsch ist nicht ausgeblieben und die Umstände, welche bewirkten, daß er für das sächsische Königshaus nicht noch gefährlicher wurde, waren noch viel weniger als in Hubertusburg jetzt in der eigenen Kraft Sachsens zu suchen. Das letztere darf man heute bei aller höchster Anerkennung der sächsischen Kriegsthaten und der sächsischen Verwaltung, ohne Furcht, einem Mißverständnisse zu begegnen, aussprechen und die Aufzeichnungen des Grafen Vitzthum während und nach den Nikolsburger Entscheidungen geben die reichlichsten Belege für diese Thatsache. Ja man könnte nach den eigenen Mittheilungen des Verfassers sogar einen Zweifel darein setzen, ob seine Ueberschrift des letzten Buches seiner Arbeit richtig gewählt sei, wenn er es mit „Vae victis" bezeichnete. Der verführerische Titel hat den Verfasser wenigstens nicht gehindert, mit größter Objectivität die außerordentliche Mäßigung anzuerkennen, welche der Sieger sich Sachsen gegenüber zur Pflicht gemacht hat. Was an thatsächlicher Kenntniß der Dinge durch die Mittheilungen Vitzthums uns zugewachsen ist, kann nur geeignet sein, dieses Urtheil zu verstärken, denn in keiner Richtung sind die Erfahrungen und

demgemäß auch die Schilderungen des Grafen Vitzthum vernichtender, als in Betreff der Vorstellungen von der Wichtigkeit der Napoleonischen Vermittlung in Nikolsburg. Daß wir hier den Gewalthaber an der Seine durch die persönliche Kenntniß unseres Verfassers in seiner vollständigen Actionsunmöglichkeit gezeichnet finden, gehört zu den dankenswerthesten Partien des Werkes.

Nicht leicht gibt es für die ungewöhnliche Zurückhaltung des Siegers von Königgrätz ein bezeichnenderes Zeugniß, als was uns Graf Vitzthum auf S. 246 von seiner Mission nach Paris erzählt: „Am 12. Juli war ich in Paris. Wie zu erwarten, hatte Beust nichts ausgerichtet." Napoleon war krank, unschlüssiger als je und lallte nur wie ein Kind: „Je ne suis pas prêt".

„Leute, wie General Galliffet, wußten uns zu sagen: „C'est nous qui avons été battus à Sadowa bien plus que l'Autriche". Und in den intimen Kreisen der Kaiserin Eugénie suchte man bloß nach einem Sündenbock, den man in Rouher fand: „C'est ce gros Rouher qui entrave tout. C'est le croque-mort du second empire; vous allez voir ꝛc."

Mit Recht erinnert Graf Vitzthum auch an jenen Brief des Kaisers Napoleon an Rouher, welcher in den Tuilerien später aufgefunden worden ist und die Einverleibung Sachsens in Preußen gegen eine Entschädigung des Königs von Sachsen am Rhein schlankweg zugestand. Da ferner alle Erfahrungen des sächsischen Gesandten in London nur bestätigen konnten, daß die neutralen Mächte mit Einschluß von England gar keine Unterstützung gewähren können oder wollen, so durfte der Verfasser der Denkwürdigkeiten das Ergebniß seiner Darstellung in die Worte zusammenfassen: „Wenn der König von Sachsen seine Krone und den Territorialbestand seines Landes aus der Katastrophe von Sadowa gerettet hat, so hat er dies zunächst sich selbst und in zweiter Linie dem Kaiser von Oesterreich zu danken".

Daß sich auch noch nach der Erreichung dieses Resultats Zweifel im sächsischen Lager erheben konnten, ob es für das gerettete Sachsen besser wäre, dem Nordbund oder dem zu bildenden Südbund anzugehören, ergibt sich aus den Aufzeichnungen des Grafen Vitzthum in unzweideutiger Weise; ein Memorandum, welches er selbst im Sinne des Anschlusses an Preußen ausgearbeitet hatte, gehört zu

den gehaltvollsten Staatsschriften, die wir durch sein Werk zuerst kennen gelernt haben.

Mit diesen wenigen Bemerkungen wird dem Leser der Werth der neuen Publication nach der Seite der sächsischen Verwicklungen, trotzdem daß bereits von Anderen so eingehend über diese Dinge gehandelt wurde, völlig klar geworden sein; nun mag es gestattet sein, einen kurzen Blick auf die Haltung Preußens und Oesterreichs vor und nach der Katastrophe zu werfen.

Was Preußen anbelangt, so leugnet der Verfasser nicht, daß er sich wie im amtlichen, so im persönlichen Meinungsaustausche immer gegen das Programm und das Vorschreiten der einen deutschen Großmacht im Gegensatze gegen die andere, die Präsidialmacht, ausgesprochen. Von seiner großdeutschen Anschauungsweise trennt er sich auch in seinen einleitenden Worten heute nicht ganz, wenn er darauf hinweist, daß die im Kampfe jener Tage zuweilen zum Vorschein gekommene Vorstellung, als könnte Deutschland nach Ausschluß Oesterreichs für sich allein das Gleichgewicht Europas sicher erhalten, nicht viel mehr als eine Theorie gewesen sei, die sich praktisch nicht bewährte. Seinen Standpunkt bezeichnet er mit den Worten: „Je schwächer sich Deutschland während der Kriege von 1854 und 1859 thatsächlich gezeigt hatte, desto mehr schien es gerathen, auf die Gesammtmacht Gewicht zu legen. Leider begriff man in Wien nicht, daß Wortgezänk und kleinliche Eifersüchteleien zu nichts führen konnten. Eine organische Neugestaltung war das, was Noth that. Man hatte bisher das Siebzigmillionenreich Schwarzenbergs als eine Chimäre verspottet, ohne zu bedenken, daß, wie die Folge gelehrt hat, Deutschland allein nicht stark genug ist, um seine östlichen und westlichen Nachbarn gleichzeitig in Schach zu halten und den Weltfrieden zu gebieten. Der preußische Staatsmann, der nach drei überaus glücklichen Kriegen das Deutsche Reich begründet, ist sich dessen Schwäche am besten bewußt gewesen, wie seine Allianzverträge mit Oesterreich und Italien sattsam beweisen."

Wiewol es nun ein Irrthum wäre, wenn man dächte, daß der Verfasser an irgend einer Stelle seines Werkes die volle, große und verehrungsvolle Würdigung des „größten Staatsmannes unseres Jahrhunderts" — wie er ihn wiederholt bezeichnet — außer Acht gelassen hätte, so ist ihm doch entgangen, daß speciell Graf Bismarck

auch in dem Momente, wo er den alten Bund zerstörte, der von Vitzthum gerügten irrthümlichen Vorstellungsweise durchaus nicht verfallen war. Es hätte daher wol gerade hier einer Erinnerung daran bedurft, daß das im Geiste des Grafen Bismarck vorhandene Programm niemals und selbst im Jahre 1863 und 1864 nicht in einer anderen Richtung sich bewegte, als in der es in den siebziger Jahren zum Ausdrucke gekommen ist. Es versteht sich, daß mit dieser Bemerkung nicht etwa gegen den Verfasser ein Vorwurf mangelnder Erinnerung erhoben werden soll, aber im Allgemeinen ist es zu sehr in Vergessenheit gekommen, wie die von Preußen vorgeschlagene Reform des Bundes auf nichts weniger als auf eine Beseitigung Oesterreichs gerichtet war. Graf Bismarck hat eigentlich nie gewünscht, das alte Bündniß mit Oesterreich zu zerstören, und es ist leider nur ein Fehler unserer Geschichtschreibung, wenn immer wieder übersehen zu werden pflegt, daß es in dem preußischen Bundesreform-Entwurf vom 10. Juni im Artikel X geheißen hat: „Die Beziehungen des Bundes zu den deutschen Landestheilen des österreichischen Kaiserstaates werden nach erfolgter Vereinbarung über dieselben mit dem zunächst einzuberufenden Parlament durch besondere Verträge geregelt werden".

Durch die kriegerischen Begebenheiten des Juni und Juli und durch die dann thatsächlich an die Stelle getretenen Verhältnisse ist nun freilich die ursprüngliche Absicht Preußens wesentlich alterirt worden; wenn aber der Geschichtschreiber darauf hinweist, daß der engere Bund europäisch verstanden doch keine ausreichende Garantie des Friedens hätte geben können, wenn die Allianzverträge der späteren Jahre nicht hinzugetreten wären, so wird das Urtheil darüber, daß dieser Zustand nur durch eine Reihe von Kriegsereignissen erreichbar war, doch wesentlich modificirt werden müssen. Die Verantwortung für den Bruderkrieg lastet geschichtlich ohne Frage auf den mit Oesterreich verbündet gewesenen deutschen Mittelstaaten.

Für das Verhalten Oesterreichs ist jetzt in den Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum eine, wie mir scheint, bisher ganz unbekannte Thatsache höchst wichtig und bezeichnend geworden, daß nämlich Fürst Schwarzenberg 1849 eine Zeitlang auf das preußische Programm einzugehen bereit war. Graf Bernstorff theilte unserem Verfasser hierüber Folgendes mit, was ohne Zweifel zu

den merkwürdigsten Partien seines neuen Buches gerechnet werden muß:

„Um die gegenwärtige Krisis zu verstehen, muß man sich an das Programm von Kremsier erinnern, an das Programm des Fürsten Schwarzenberg, der denn doch ein ganz anderer Mann war als alle seine Nachfolger. Auf dieses Programm, welches auf dem Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland fußte, waren die vier Punkte gegründet, über welche ich selbst mit dem Fürsten übereingekommen war. Hiernach sollte Preußen allein die Reorganisation des Deutschen Bundes übernehmen und dann ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich schließen. Das ist unser Programm noch heute. Wir haben stets daran festgehalten. Kaum jedoch hatte Oesterreich mit Hülfe Rußlands Ungarn unterworfen und in Novara die italienische Revolution besiegt, als den Herren in der k. k. Staatskanzlei der Kamm schwoll. Als ich im December 1861 unser altes Programm neu formulirte, protestirte man dagegen in den „identischen Noten". Ich habe damals trotz der scharf gehaltenen amtlichen Erwiderung die Hand zur Verständigung geboten und dem Grafen Rechberg vertraulich in diesem Sinne geschrieben. Man hat mich keiner Antwort gewürdigt. Als ich aus dem Ministerium schied, habe ich Hrn. v. Werther vorausgesagt, man werde in Wien noch bereuen, sich mit mir nicht verständigt zu haben, mit meinem Nachfolger werde dies schwieriger sein. Graf Bismarck hat bewiesen, daß ich mich nicht getäuscht."

Zieht man die Summe aus alledem, so darf man sagen, daß derselbe Graf Bernstorff nicht ohne Grund im weiteren Verlaufe seines Gespräches von den Nikolsburger Präliminarverträgen die Bemerkung machen konnte, daß die mittelstaatlichen Regierungen eigentlich besser weggekommen seien als die Völker — soll vielleicht heißen als die deutsche Einheit. Wie dem aber auch sein mochte, die Umstände, welche die nie genug zu betonende Mäßigung Preußens hervorgebracht haben, konnte denn auch Graf Vitzthum nicht vollständig enthüllen, da er an den betreffenden Verhandlungen in keiner Weise selbst betheiligt war. Er hat aber die Eingangs seines Buches erwähnte Frage wesentlich dadurch gefördert, daß er haarscharf nachwies, wie wenig die besiegten deutschen Mittelstaaten von den Neutralen und, im Grunde genommen, auch von Oesterreich selbst zu

erwarten gehabt haben. Was das letztere betrifft, so muß auf die moralische Unterstützung, welche Oesterreich der Sache Sachsens angedeihen ließ, nach Vitzthums Ansicht wol ein ganz ungewöhnliches Gewicht gefallen sein, denn die materielle Lage war es gewiß nicht, welche die Sprache der österreichischen Staatsmänner stark und entscheidend machen konnte. Hierfür geben die Denkwürdigkeiten des Grafen selbst zu viele neue Daten an die Hand, um sich darüber täuschen zu können, daß die im Jahre 1866 zunächst gefundene Lösung der Fragen im Wesentlichsten eine Folge der milden und versöhnlichen Charaktereigenschaften der höchsten Monarchen ganz persönlich gewesen ist. Daß der rasche Friede des Jahres 1866 hauptsächlich als eine Wirkung der innigen Familienbande und der persönlichsten Gefühle, die aus den deutschen Bundesverhältnissen denn doch herübergerettet worden sind, mehr als aus staatsrechtlichen und kriegerischen Nothwendigkeiten zu betrachten sei, dürfte der Leser zwischen den Zeilen des bisher wolunterrichtetsten Werkes über diese Jahre unschwer erkennen.

Die Thätigkeit einzelner hervorragender Persönlichkeiten in dieser Beziehung selbst zu beobachten, hatte der sächsische Gesandte in London mehr Gelegenheit in Bezug auf die hannoversche als auf die sächsische Frage. Nicht ohne Interesse liest man in dieser Beziehung von den ein wenig komisch erscheinenden Sprüngen des Herzogs von Cambridge, welcher sich für seine hannoverschen Verwandten gewaltig ins Zeug warf und dessen Briefe an den König und den Kronprinzen von Preußen unbeantwortet blieben. Er überlegte sich sogar, ob er nicht einen improvisirten Besuch in Berlin machen müsse, um den Grafen Bismarck durch die plötzliche Erscheinung des englischen Commander in chief zu erschrecken. Da konnte Graf Vitzthum freilich prophezeien: „Ich fürchte, es kommt Alles zu spät".

Was in den Denkwürdigkeiten einen besonders angenehmen Eindruck macht, ist der Umstand, daß der Erzähler auf einem Standpunkt steht, der es ihm erlaubt, nach allen Seiten hin das Richtigere zu sehen und offen auszusprechen. Ich will nicht behaupten, daß die Zeichnungen des Verfassers von den handelnden Persönlichkeiten durchaus Hoffnung haben, von der späteren Geschichtschreibung adoptirt zu werden. Merkwürdigerweise sind es gerade die Standesgenossen des hochverehrten Verfassers, welche zuweilen rauher ange-

faßt worden sind, als man denken sollte, aber überall erhält man den Eindruck persönlichster Kenntniß und unmittelbarer Eindrücke und Empfindungen. Wenn man auch von manchen Seiten gegen die Charakteristiken des Grafen protestiren wird, so dürfte dies doch den Reiz der Sache für den Leser nicht schwächen, da es dem Verfasser in hohem Grade gegeben ist, durch kurze und prägnante Schilderungen eine ganze Scene oder einen ganzen Menschen mit einem Male zu veranschaulichen. Etwa wenn uns Herr von der Pfordten mitten in seiner diplomatischen Vielgeschäftigkeit vorgeführt und dann mit einem Male durch die überraschende Bemerkung bezeichnet wird, daß ihm das Französische zeitlebens eine gewisse Schwierigkeit, wenn nicht gar ein Hinderniß gewesen ist. Ich behaupte nicht, daß das Professorenthum bei dem verehrten Verfasser ganz mit Unrecht in dem Verdachte geringer Eignung für die Politik steht, und ich glaube es daher begreifen zu können, daß die meisten Staatsmänner, welche Beziehungen zur Lehrkanzel besaßen, in den Denkwürdigkeiten ziemlich schlecht wegkommen, dennoch aber erinnere ich mich, daß gerade über Herrn von der Pfordten Fürst Bismarck selbst hie und da ein sehr viel günstigeres Urtheil gefällt hat als Graf Vitzthum. Vielleicht könnte dies einen Fingerzeig geben, daß unser verehrter Verfasser manchmal auf den Rock mehr gesehen hat als auf das Herz. Denn daß man bei einem Vergleich zwischen dem Grafen Blome und dem Herrn von der Pfordten nicht entschieden den letzteren vorziehen sollte, kann wirklich nur von der Grafenkrone gegenüber dem Professorenhut herkommen. Bezeichnend ist es daher auch, daß die Denkwürdigkeiten mit einer seltenen Milde über eine Menge österreichischer Größen urtheilen, die man doch wol nur vermöge gewisser gesellschaftlicher Vorzüge politisch gelten lassen konnte. Die eigenen Erzählungen des Grafen Vitzthum über den unglücklichen, schwer zu entschuldigenden Grafen Mensdorff dürften die hohe Achtung, ja Verehrung, welche dem Verwandten der Königin von England hier entgegengebracht wird, wie einen inneren Widerspruch erscheinen lassen. So erzählt Graf Vitzthum selbst: „Als ich nach der Katastrophe von Sadowa Mensdorff an die verhängnißvolle Rolle erinnerte, die Moritz Esterhazy in jener Zeit gespielt, erwiderte er: Niemand hat das schwerer empfunden als ich. Aber was wollen Sie, ich verstand von der Politik gar nichts, hatte es auch dem Kaiser wiederholt gesagt. Ich

war jedoch General der Cavallerie, mein Kriegsherr hatte mir befohlen, den Ministerposten zu übernehmen, und so mußte ich es denn mir wohl oder übel gefallen lassen, daß mir ein geschulter Diplomat zur Seite gestellt wurde, der den Muth nicht hatte, die volle Verantwortlichkeit selbst zu übernehmen."

Nach meiner Meinung dürfte man vielleicht hinzufügen, daß der General der Cavallerie und der Gehorsam gegen den Kriegsherrn Mensdorff doch nicht hätte zu verhindern brauchen, Ehrliche und Unehrliche, Narren und gescheidte Leute von einander zu unterscheiden. Die Geschichte des Hauses auf dem Ballplatz in den Jahren 1864—1866 erwartet noch ihren Schriftsteller, und es wäre natürlich ein überschwängliches Verlangen, wenn Graf Vitzthum bei seinen verhältnißmäßig doch kurzen Aufenthalten in Wien diese Aufgabe hätte lösen können. Was man gern und dankbar zugestehen wird, ist die vollkommene Offenheit, mit der die Denkwürdigkeiten das objectiv Sicherzustellende aussprechen und solchergestalt dafür sorgen, daß die Hauptsache nicht mehr in Vergessenheit gerathen wird: „Die Frage", sagt Graf Vitzthum, „ob Graf Moritz (Esterhazy) damals in vollem Besitze seiner geistigen Fähigkeiten gewesen, ist später aufgeworfen worden, als sich seine nervöse Aufregung bis zur Tobsucht steigerte und der Unheilbare unter die Aufsicht eines Irrenarztes gestellt werden mußte".

Wenn die Denkwürdigkeiten den deutschen und österreichischen Staatsmännern gegenüber im Urtheile über Charakter und Fähigkeiten derselben nicht zurückhaltend sind, so zeigen sie sich gegenüber von Franzosen und Engländern selbstverständlich noch weniger nachsichtig. Ueberraschend wird Manchem die Zeichnung Napoleons III. erscheinen. Man ist gewöhnt, ihn als Abenteurer und Tyrannen charakterisirt zu sehen, aber Graf Vitzthum greift ihn nach einer Richtung hin an, wo man ihn sonst für bedeutender betrachtet hat. Haben Andere hinter seiner Schweigsamkeit Klugheit und Scharfsinn gesucht, so machte er auf den sächsischen Gesandten den Eindruck von Schwäche und Geistesarmuth.

Völlig absprechend lautet das Urtheil über Lord Palmerston, wenig günstig das über Graf Russell; mit Theilnahme und Anerkennung wird eigentlich unter den Engländern nur Disraeli behandelt. Wer unsere ganze Zeitgeschichte von einem mehr pessimistischen Stand=

punkt schildern wollte, fände in den Denkwürdigkeiten mehr Stoff, als dem Verfasser selbst vielleicht lieb wäre. Denn wenn in seiner Darstellung eine gewandte, vornehme und litterarisch durchgebildete Feder überall durchschlägt und die dunkelsten Schatten durch das lebendige Interesse an den handelnden Personen doch noch wohlthätig zu erhellen weiß, so würde es nicht schwer sein, eine Welt von Schwachheiten aufzuzeigen, falls man aus den Schilderungen nur die nachtheiligen Züge herausgriffe und Einzelnes aus dem Zusammenhange des Ganzen risse. Die Anekdote von Napoleon I., welche der Verfasser auf Lord Palmerston angewandt wissen will, würde vielleicht dann als Motto einer Charakteristik noch vieler anderer Personen gelten können: „Napoleon fragte einmal, was man von ihm sagen werde, wenn er todt sei? Die Umstehenden ergossen sich natürlich in Schmeicheleien. Der Kaiser ließ sie ausreden und sagte dann: Vous n'y êtes pas; on dira: Ouf!"

Doch man mißverstehe mich nicht; ich will nicht etwa gesagt haben, daß unser sehr verehrter Verfasser ein Pessimist sei. Weit davon entfernt! Er ist nur kein Leisetreter, und ein gewisses schriftstellerisches Selbstgefühl gestattet ihm, dasjenige nachzuholen, was der Diplomat in einer langen geschäftlichen Thätigkeit auszusprechen verhindert war. Nachträglich muß sich jeder gefallen lassen, vor den sogenannten Richterstuhl der Geschichte citirt zu werden, und dem Ueberlebenden kann sein Recht nicht bestritten werden, seine Geschichte zu schreiben. Was schließlich alle Betheiligten mit dem Werke des Verfassers aussöhnen muß, ist die Unbefangenheit und Ehrlichkeit, womit er sich selbst zum Gegenstande der Beurtheilung macht, indem er seine eigenen Acten, Briefe, Ansichten und Irrthümer eröffnet und der Nachwelt preisgibt. Er wird kein anderes Maß verlangen, als nach dem er selbst gemessen und wird seine eigene Thätigkeit nicht für gerechtfertigter erachten, als es in der Natur politischer Dinge zu liegen pflegt. Bei seiner litterarischen Arbeit habe ich es aber mit litterarischen Werthen zu thun gehabt und konnte keinen Augenblick anstehen, in dem fortschreitenden Werke nicht nur eine ergiebige Quelle, sondern, was vielleicht mehr ist, einen unschätzbaren Führer durch die verborgenen Wege der Weltbegebenheiten zu erkennen. In einem hübschen Gedicht, das der Verfasser im November 1865 in und über Rom gemacht hat und worin er den Sturz der päpstlichen

Herrschaft schildert, wie sie über den gestürzten Palästen der Cäsaren zusammengebrochen, lautet die letzte Strophe:

„Was die Väter einst verehrten, dient den Kindern oft zum Spott;
Städte werden Trümmerhaufen und zum Götzen wird der Gott.
Doch es sprießen unter Trümmern Keime neuen Lebens auf,
Tod wird Leben, Leben — Tod! Das ist des ird'schen Wechsels Lauf."

Das war in jenen Jahren bezeichnend, nicht bloß für Rom und den Vatican, nein, auch für den deutschen Bund, für die Rheinbundssouveränetäten, für den neuen Imperialismus und für die ganze Landkarte von Europa.

Auf welchen Trümmern man auch gestanden haben mag, da alles zusammenbrach, glücklich und vereint dürfen sich alle erachten, denen es vergönnt war, die Keime des neuen Lebens zu erkennen und zu begreifen.

Zur Erinnerung an Graf K. F. Vitzthum von Eckstädt † 1895.

Als im Winter 1866/67 Graf Beust die Leitung der Geschäfte in Oesterreich-Ungarn übernahm, zog er aus dem sächsischen Dienst einen altbewährten Diplomaten in den österreichischen mit hinüber, der sich besonders in den letzten Jahren an den mannigfaltigsten Höfen und in den verschiedensten Angelegenheiten ausgezeichnet und einen weit über die Stellung eines sächsischen Gesandten hinausgehenden Einfluß durch seine persönliche Verwendbarkeit erlangt hatte. Er hatte sich in London und Paris, wie in Wien und Turin merkwürdige Vertrauensstellungen erworben, die ihn schon seit 1856, seit dem in Paris erfolgten Schmerzensschrei Italiens, zur Uebernahme mannigfaltigster Vermittlerrollen in dem ungefügen diplomatischen Getriebe jener Tage befähigten. Dieser geschäftige und gewandte kleinstaatliche Diplomat, ein wahrhaft unvergleichliches Seitenstück zu seinem sächsischen, man möchte sagen großmächtlich angelegten Chef, dem Herrn v. Beust, war Karl Friedrich Graf Vitzthum v. Eckstädt. Er erzählt in einem reizend geschriebenen Büchlein, nur für Auserwählte gedruckt, von einer Einladung zum

Diner bei Kaiser Wilhelm in Baden-Baden in dessen letzten Lebensjahren. Er hatte sich mit Herrn v. Bülow seitwärts in ein flüsternd geführtes Gespräch vertieft, als Kaiser Wilhelm die beiden altgeschulten Diplomaten bemerkte und sie lachend ansprach: „Oh, Sie sind im Begriffe, die Geschäfte Europas zu ordnen!", worauf der Graf prompt zu erwidern wußte: „Weit entfernt, Sire, wir überlassen diese unangenehme Aufgabe Eurer Majestät". Rasch zu einem andern Gegenstand übergehend, unterließ der Kaiser doch nicht, über den Unterschied zwischen ihm als alten Soldaten und den „verwöhnten Kindern", als welche er die Diplomaten bezeichnete, zu scherzen. Graf Vitzthum, dessen Geschick es war, sein ganzes Leben meist unter den geschäftlichen Gegnern des Kaisers sich zu befinden, hat in seinem Greisenalter die Liebenswürdigkeit des Kaisers Wilhelm in Baden-Baden ohne Zweifel doppelt dankbar und herzlich empfinden müssen, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß er den gnädigen Besuchen des Herrschers in seiner prachtvoll aufgebauten Villa nach dem Tode des Kaisers ein Gedenkblatt widmete, mit dessen Zusendung er mich im Jahre 1889 erfreute. In eleganter englischer Sprache, die er, wie das Französische und Deutsche beherrschte — (The Emperor William at Baden-Baden, personal recollections) —, erzählt er nicht nur eine ganze Reihe reizender kleiner Züge, sondern er gab auch eine Gesammt-Charakteristik des Kaisers, die ich für ein litterarisches Cabinetstück halte und welche den Geschichtschreibern mehr zu denken geben könnte, als manches dickleibige Werk, denn selten ist in wenigen Zeilen mit tiefer Menschenkenntniß in bescheidenerer Form und mit aufrichtigerer Ehrfurcht das Charakteristische hervorgehoben worden.

Wenn ich von diesem kleinen Spätling litterarischer Muse des Grafen Vitzthum meinen Ausgangspunkt zur Betrachtung seiner mannigfaltigen Bücher nehme, so geschieht dies nicht zufällig, sondern deshalb, weil in allen seinen Arbeiten ein vorherrschender Sinn für Form und Darstellung sich zeigt; ein Schriftsteller, der schön und gut zu schreiben sucht.

Im Jahre 1886 entschloß sich Graf Vitzthum, eine Serie von Jugendbriefen aus den Jahren 1845 bis 1852 veröffentlichen zu lassen, in welchen uns neben einem sehr aufmerksamen politischen Beobachter ein schöngeistig gerichteter junger Mann entgegentritt, der

sich in dem aufwachenden geistigen und künstlerischen Leben Wiens in reizender Weise bewegt und das ernstliche Bestreben hat, an den großen österreichischen Mustern, welche ihm in Metternich und Schwarzenberg zu leuchten schienen, zum Staatsmann heranzubilden. Er ahnte wol damals nicht, daß in diesem selben Wien einst Herr v. Beust und Graf Andrassy mächtige Minister sein werden, unter deren Führung er den Gesandtendienst in Brüssel versehen werde. Die Briefe sind wirklich eine wahre Quelle für die Zeit der Revolution und ihrer Folgen, nicht blos ein treuer Spiegel, sondern auch eine so fein geschnittene historische Charakteristik von vielen leitenden Personen, daß man beim Erscheinen derselben von manchen Seiten meinte, der Graf hätte nur nachträglich seine Erinnerungen an jene Zeiten in die Form von Briefen umgewandelt. Ueber diesen Irrthum schrieb mir Graf Vitzthum selbst am 14. November 1888 ein paar hübsche Bemerkungen:

„Historische Kritik zu üben, gehört zum diplomatischen Handwerk. Wenn wir nicht geradezu Unsinn berichten wollen, müssen wir die uns zugehenden Nachrichten auf die Goldwaage legen. Sie werden mir einhalten, daß meine Jugendbriefe aus Berlin und Wien geringe historische Kritik verrathen. Dieselben sind jedoch nicht, wie Einige geglaubt haben, Memoiren in Briefform, sondern wirkliche Briefe eines 26jährigen Legations-Secretärs an seine nächsten Verwandten. Als ich vierzig Jahre, nachdem sie geschrieben, diese längst vergessenen Geschreibsel wieder ansah, freute ich mich, daß sie den Optimismus mit treuer Naivetät photographirten, welcher nach der Einnahme Wiens und den Siegen Radetzkys die leitenden Kreise in Oesterreich beherrschten. Da nun dieser Optimismus so verhängnißvolle Folgen für die Monarchie gehabt hatte, so schien es mir lehrreich, daran zu erinnern, und vielleicht findet der denkende Historiker darin den Grund und die Erklärung mancher späteren Ereignisse. Ich nahm daher den Rothstift, strich alles Unwesentliche und ließ die Briefe, wie sie waren, abdrucken. Um aber anzudeuten, daß dieselben einem längst überwundenen Standpunkt des Verfassers angehörten, stellte ich als Einleitung einen Essay über Metternich voraus, welcher unter Anderm in den Preußischen Jahrbüchern sehr wohlwollend beurtheilt worden ist.“ Graf Vitzthum vermuthete richtig, daß ich selbst dieses Lob über sein „Fragment Fürst Metter-

nich" gesprochen habe, (s. oben S. 100 ff.). Es ließ mich bereits die viel bedeutenderen Mittheilungen ahnen, welche Vitzthum in seinen rasch nacheinander folgenden Lebenserinnerungen von 1852 bis 1864 und 1866 damals vorbereitete. Wo er Personen zu schildern hatte, mit denen er auf der vollen Höhe seines Lebens verkehrte und die er geschäftlich und persönlich im öffentlichen und Privatleben zu beobachten Gelegenheit hatte, sind seine Charakteristiken oft von sprechendster Lebendigkeit und überall, auch wo ihn eine gewisse Abneigung erfüllte, von einer außerordentlichen Vornehmheit der Gesinnung. Ich habe in seinem Briefwechsel mit mir einige Beispiele wahrnehmen dürfen, wie sehr Vitzthum sein der Oeffentlichkeit übergebenes Wort zu mäßigen und mit Klugheit abzuwägen verstand, ein Verfahren, welches dem Memoirenschreiber vor Allem und auch dem Geschichtschreiber, besonders der neuen Zeit, nur zum Ruhme nachgesagt werden sollte; denn polternd und klotzig zu sein und den Styl alltäglicher Parteipresse nachzuahmen, dürfte man doch nicht mit einer oft verlangten Gesinnungstüchtigkeit verwechseln. Die Bücher Vitzthums über die Jahre großer politischer Leidenschaften und schwerer Kriegsereignisse lassen nirgends die Ritterlichkeit gegenüber dem Gegner vermissen. Sie stehen in dieser Beziehung sehr hoch über den Memoiren des Grafen Beust, denen man den persönlichen Aerger über den Sieger und den schlecht verhüllten Neid ansieht. Gegen manche Personen, wie insbesondere gegen Napoleon III. und den Grafen Cavour, besaß Graf Vitzthum eine tiefgewurzelte Geringschätzung, und ich habe mich trotz alledem gefreut, daß er dann dieselbe doch nur in privaten Aeußerungen so schroff aussprach, wie in einem Briefe vom 23. November 1888: „. . . Er überschätzt den Kaiser Napoleon. Dieser war ein Träumer ohne allen innern Halt, un pauvre Sire, oder, wie Thiers sagte, médiocrité méconnue, eben ein Blender. Er hat auch Metternich, Vater und Sohn, Beust, Königin Victoria, eine Zeitlang den nüchternen Prinzen Albert und viele Andere geblendet. Ueber die wahren Motive des für Frankreich so verhängnißvollen Feldzuges von 1859 ist N. schlecht unterrichtet. Es war die blasse Furcht, nicht sowol vor den Dolchen der Carbonari, als vor Victor Emanuel, in dessen Hand Cavour eine bloße Marionette war. Ich habe diese Ansicht zwar ausgesprochen, aber nicht motiviren können, da ich eine

höchst delicate Verhandlung, welche mich im Herbst 1856 nach Turin führte, mit Stillschweigen übergehen mußte. Aber ich kenne meine Pappenheimer. Cavour zitterte vor seinem König. Ich habe den in den Augen der Menge allmächtigen Minister bleich wie ein Leichentuch gesehen, als ich ihm die Befehle seines Gebieters überbrachte. Dieser verhandelte immer indirect mit Napoleon, oft hinter dem Rücken Cavours, der in den Augen des Königs nie etwas Anderes als ein geschickter Commis, der zu Allem zu brauchen, war. Und wie Cavour, so zitterte Napoleon vor Victor Emanuel, der ihn in den Krieg von 1859 förmlich gehetzt hatte. Das weiß ich nicht blos von Persigny, sondern von dem alten Flahault."

Das Buch, welches den Titel London, Gastein und Sadowa führte, war zwar nicht das erste, welches aus dem Kreise jener Staatsmänner hervorging, die der mittelstaatlichen Opposition gegen Preußen angehört hatten, aber es stand auf einem ganz anderen Standpunkt historischer Anschauung, als das zum Theil kleinliche Wesen, welches in den Schriften von und über Dalwigk, Platen, Beust und Friesen vorlag. Ohne der geschichtlichen Gerechtigkeit irgend zu nahe zu treten, anerkannte doch Graf Vitzthum rund und voll, wie der Erfolg der Dinge auf allen Seiten der wirklichen politischen Kraft, Einsicht und Geschicklichkeit entsprungen war. Als ich dem Grafen gegenüber bemerkte, daß er die Vertreter der westmächtlichen Politik in dem deutschen Interessenstreit vielleicht zu rauh angefaßt hätte, antwortete er mir, bezeichnend für seine Stimmung, die er unter der Capitelüberschrift: Vae victis im Buche zusammengefaßt hatte, das Folgende:

„Wenn ich Palmerston, Kaiser Napoleon u. A. zu „rauh angefaßt" habe, so ist dies nicht meine Schuld. Neben der staatsmännischen Kraft Bismarcks erscheinen diese conventionellen Größen wie Pygmäen."

In der That, die Stellung, welche der diplomatische Gegner Preußens zum Fürsten Bismarck unter dem Gesichtspunkte geschichtlicher Berichterstattung einnahm und am Ende einer gleichsam abgeschlossenen Epoche einnehmen mußte, zeigte von einer bedeutenden inneren Gesinnung, wie auch von gern empfangener Klärung der Ideen. Seine Darstellung war freilich durch das neue Verhältniß, in welchem Oesterreich und Preußen, sowie die deutschen Mächte jetzt

untereinander standen, getragen und gewissermaßen erleichtert. Und Vitzthum hatte nicht nöthig, liebedienerisch die Wahrheit zu verhüllen, wenn er den Abschluß des Kampfes von Sadowa nur unter der Bedingung lobte, daß der großdeutsche Gedanke im europäischen Concert der Mächte schließlich vom Fürsten Bismarck selbst als einzig wünschenswerthes Ziel, wenn auch in neuen Formen, betrachtet werden müsse. Und so vertrat Graf Vitzthum in allen seinen Denkwürdigkeiten auch gegenüber dem augenblicklichen Siege der gegnerischen Politik nur jene Gedanken, welche Fürst Bismarck selbst im österreichisch-deutschen Bündniß schließlich festlegte. Mit nicht geringem Stolz meldete mir daher der Graf am 23. September 1889, es gewähre ihm keine geringe Genugthuung, daß Fürst Bismarck ihm in liebenswürdigster Weise für sein Werk gedankt habe, „welches seine eigenen Erinnerungen auffrische und vervollständige; vor Allem aber für die objective Beurtheilung seiner Betheiligung an den geschilderten Angelegenheiten". „Die Objectivität" — fügt der Graf hinzu — „war allerdings das Hauptziel, welches mir bei dieser Arbeit vorschwebte."

Strengere Kritiker haben zuweilen nicht ohne Heftigkeit, wie das zu geschehen pflegt, gegen manches Irrthümliche sich ereifert, und historische Pedanten, welche nie ihr Ohr an den Herzschlag des politischen Lebens zu legen verstanden, haben vollends gescholten, daß in der Darstellung Vitzthums die Pointe der Ereignisse im künstlerischen Aufbau stärker hervorleuchte als in der Wirklichkeit. Man kennt diese kleinmeisterliche Weisheit von den Zeiten der römischen Agrippina bis zu Goethe. Für gewisse Leute sind Denkwürdigkeiten überhaupt etwas Unbrauchbares; den Gescheidten dagegen sind ihre Irrlichter nicht verderblich, sondern sie färben das Zeitbild in erwünschterer Weise als manche trockene Wahrheit.

Auch im Gebiete ernster historischer Litteratur und Forschung war Graf Vitzthum kein Laie. Seinen mannigfaltigen Aufenthaltsorten entsprechend, beschäftigten ihn tiefgreifende Probleme. Er hat die sächsischen Archive in Dresden zum Zwecke der Feststellung des historischen Charakters Friedrichs des Großen durchforscht, er hat die Gelegenheit in Paris wahrgenommen, um seinen für Frankreich wichtigen Landsmann, den Marschall Moriz von Sachsen, zu porträtiren, und er hat in England die große Streitfrage Bacon und

Shakespeare an sich nicht theilnahmslos vorübergehen lassen. Er hat zu einer Zeit, wo noch kaum Jemand wagte, was heute durch einen unerschrockenen und bedeutenden Mann, einen unbeirrten preußischen Patrioten, wie Max Lehmann zu allgemeinerer Anerkennung gelangt, sich der Vorstellungsweise der politischen Kinderfibel entgegengestellt und hat die Eroberungstendenz im Charakter des Großen Friedrich zu verdienten Ehren gebracht. Auch in der Geschichte des Marschalls von Sachsen wurde manches hergebrachte Vorurtheil beseitigt; und wenn er mit seinen Shakespeare-Arbeiten tief in das Wespennest deutscher Gelehrsamkeit hereingefallen sein mag, so habe ich von meinem Standpunkt und nach meinen Kenntnissen zwar nichts dazu zu bemerken, doch gestehe ich, daß es mir einleuchtete, wenn der hart Angegriffene in einem seiner Schreiben an mich sich tröstete, daß er sich doch bei seiner Ansicht in sehr guter Gesellschaft wüßte: „Hatte ich doch in London constatiren können, daß sich mehrere andere Laien, namentlich Lord Palmerston, Disraeli, Carlyle, Dickens u. s. w., ganz in meinem Falle befanden und an die Möglichkeit nicht glaubten, die fable convenue der Autorschaft der Shakespeare-Dramen aufrecht zu erhalten."

In den letzten Jahren war Vitzthum literarisch verstummt. Man erwartete eine Fortsetzung seiner Denkwürdigkeiten, wenigstens bis an das Ende des Jahres 1871. Der Umstand, daß er aber seit 1866 bereits im österreichischen Dienste stand und daß die veröffentlichten Memoiren seines Chefs, des Grafen Beust, für diese Jahre ihm ohne Zweifel im Wege standen, bewirkte, daß es zu keinerlei Publication weiter gekommen ist. Bei Gelegenheit der Veröffentlichung der letzten Bände des Werkes von Herrn v. Sybel wurde viel Geheimnißvolles von den Memoiren eines Diplomaten gesprochen, welcher Herrn v. Sybel Einblicke gestattet habe. Die ungeheure Dürftigkeit des viel belobten Buches, welches nun nicht mehr unter der Flagge der Acten des preußischen Archivs erscheinen konnte, sollte wenigstens durch einen ungenannten Kenner jener Zeiten ein wenig verdeckt werden. Der geheimnißvolle Diplomat war wieder niemand Anderer als Graf Vitzthum, von dem ich jedoch keine sichere Nachricht besitze, ob er seine Memoiren fortgesetzt habe oder nur, wie es seine Art war, gewisse Sammlungen und Vorbereitungen dazu gemacht hatte. Eines scheint mir sicher: wenn die Aufzeichnungen des

Grafen von Herrn v. Sybel ausgeschöpft wurden; so enthalten sie über die Ursache des Siebziger-Krieges auch nicht entfernt so Bemerkenswerthes wie über jene Zeiten, wo sich Vitzthum in sächsischem Dienst befand. Es ist also wol möglich, daß das Werk des Herrn v. Sybel in diesen Punkten sich gerade nur im Genusse jener an Vitzthum zuweilen getadelten Eigenschaften befand, die darin bestanden, daß er auch Quellen zehnten Ranges nicht verschmähte, wo bessere auf seinem damaligen Gesandtschaftsposten ihm fehlten. Wie dem auch sei, die Auffassung des Grafen Vitzthum von der Hauptperson des großen Epos, dem Kaiser Wilhelm, hat sich das Werk des preußischen Geschichtschreibers keineswegs angeeignet. So mag es zum Schlusse von Interesse sein, den Grafen Vitzthum in seinen eingangs erwähnten recollections sein Bild von Kaiser Wilhelm hier selbst entrollen zu lassen, wobei es freilich unerläßlich ist, die feinen Wendungen der Darstellung in der Sprache, in welcher sie gedacht worden sind, auch wiederzugeben:

So profound an impression was produced throughout the whole world by the death of William I., on the 9th of March, 1888, that I have tried here to present some of the traits of this noble character, as seen by those who enjoyed intimate relations with him. Brought up in the school of misfortune by his mother, a lady as beautiful as she was intelligent, trained from infancy in the severe Prussian discipline, William I. was already advanced in years when he succeeded to the crown, but in a short space of time he found means to accomplish great things. We are still too near to these events to form an impartial judgment on his achievements. Was he a second Charlemagne? Or a Frederick Barbarossa, recalled to life after sleeping for centuries in the depths of Kyffhäuser, according to the german legend? The future will tell us. A painting by Titian or Paul Veronese is better judged when time has softened down the tones and harmonized the colours.

There were two distinct men in the Emperor William, the sovereign and the private individual. The former possessed two essential qualities for governing men; daring at need, and patience at all times. Severe towards himself, a

slave to duty and to discipline, he was above all a man of character; he knew what he wanted, and his will was iron.

„I have no time to be tired,“ he answered, when, a few hours before his death, they begged him to rest, and to interrupt the final instructions which he was giving to his grandson and his ministers.

Like most princes of his house he was a soldier before all, and accustomed from his childhood to reckon with the chances of war; he knew that it is impossible to satisfy at once victors and vanquished, that one cannot make an omelette without breaking eggs, and that after pouring out the blood and wealth of nations, it is indispensable to make the treaty of peace settle the account of losses and gains. For the rest William I. has proved in the last seventeen years of his reign that if he was a master in the art of war, he appreciated still more the blessings of peace. Was he insincere? It is hard to say. Statecraft is like a game of cards. Chance is an important element in it, and skill consists in knowing how to conceal one's hand. William I. possessed exceptional sagacity, profound knowledge of men, long experience of affairs and, above all, imperturbable good sense. That is enough to explain his success. All the old servants of this mighty monarch adored him; he was good at heart, although firm and severe. He was one of a bygone generation, a perfect gentleman and a great lord in the proper sense of the term. He was attentive to the ladies, and though affable to all never forgot or allowed others to forget their respective position. Let us conclude this sketch by recalling the words of the funeral hymn composed by Louis Dahn in his honour. This hymn begins with the words: Vale, senex Imperator; but since we are entitled to call those happy who are no more of this world, we venture to substitute in their place the words: Vale, felix Imperator!

Ein Lebenslauf von Julius Fröbel*).

Neulich bemerkte W. Riehl in der Vorrede zu seinem letzten Buche, er habe einmal die Absicht gehabt, seine Lebensgeschichte niederzuschreiben, aber die Massenhaftigkeit, mit welcher dieser Artikel in letzter Zeit auf dem Büchermarkt erschienen, habe ihn abgeschreckt. Es läßt sich auch wirklich nicht leugnen, daß es kaum eine fatalere Lektüre gibt, als Bücher, in denen der Verfasser beweisen zu wollen scheint, daß es nichts Interessanteres gäbe, als in einem möglichst langen Leben nichts Merkwürdiges im Besonderen erfahren zu haben. Von Julius Fröbel läßt sich dies nun aber nicht behaupten. Er schreibt vielmehr seinen Lebenslauf, da er das achtzigste Jahr längst überschritten, mit dem seltenen Anspruch, nur von sich reden zu können. Und er findet wirklich Stoff, mit den persönlichsten Erlebnissen und Handlungen zwei dicke Bände auszufüllen. Allerdings vermag er manchmal das Interesse nur dadurch festzuhalten, daß ihm ein seltenes Erzählertalent und eine reiche Gabe des Humors eigen ist, mit dem er die unerschöpfliche Masse seiner Anekdoten vorträgt. Dennoch würden mich diese Vorzüge des Schriftstellers nicht haben bestimmen können, über seinen Lebenslauf hier zu sprechen, wenn nicht die außerordentliche Wichtigkeit dessen, was er an geschichtlichen Thatsachen mitzutheilen weiß, eine politische Verwerthung

*) Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse von Julius Fröbel. I. und II. Bd. 1890/91. J. G. Cotta, Stuttgart.

zuließe, die das Litterarische und Persönliche weit übertrifft. Denn Fröbel weiß vieles von der Geschichte der letzten dreißig Jahre, was man zu wissen nöthig hat, wenn man in heutigen Dingen nicht ganz wie Peregrinus in Isreal Politik machen will.

Man kann den Lebenslauf Fröbels eigentlich in zwei Theile theilen: im ersten kann er selbst ohne weiteres als Gegenstand betrachtet werden, mit dem sich der Leser gern beschäftigt, obwol der Selbstbiograph hier von der ihn umgebenden feindseligen Welt eigentlich nicht viel Neues zu erzählen weiß. Selbst die persönlich gewiß eingreifende Thatsache, daß man ihn im Oktober 1848 in Wien regelrecht hängen lassen wollte, ist objectiv genommen etwas so Bekanntes, daß selbst die spannendste Darstellung des Selbstbiographen keine wesentlich neuen Eindrücke geben kann. Im zweiten Theil seines Lebenslaufes dagegen erscheint Fröbel weniger persönlich interessant, aber er kommt in Lagen, wo alles höchst merkwürdig ist, was um ihn herum vor sich geht, und da er die geheimsten Dinge erfährt und erzählt, so ist sein Buch dort am belehrendsten, wo er selbst als handelnder Mensch am wenigsten glänzend erscheint.

Ich möchte daher als Recensent seines Buchs den mir persönlich lieben Mann um Entschuldigung bitten, daß ich hauptsächlich nur von diesem politisch belehrenden Theil seines Lebenslaufes zu sprechen beabsichtige. Und ich muß ausdrücklich bemerken, daß es nicht leicht etwas Anziehenderes und Erfreulicheres zu lesen geben kann, als Fröbels Schilderungen von seinen amerikanischen Reisen und Fahrten. Eine hervorragende Vereinigung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und politischer und wirthschaftlicher Beobachtungsgabe stellt diesen Theil des Werkes, wie das schon vor Jahren erschienene Buch über Amerika, in die Reihe der besten Reiselitteratur.

Fröbels Leben verlief seit frühester Jugend unter den stärksten und merkwürdigsten Wechselfällen von Glück und Unglück. Nach dem frühen Tode des Vaters kam er in die Erziehungsanstalt seines Oheims, des bekannten Erfinders des Kindergartens, mit dem verwechselt zu werden, das unausweichliche Schicksal des Neffen geblieben ist. Vielleicht hat dieser Umstand ihm eine Bitterkeit hinterlassen, durch die sich die nicht eben sehr wohlwollenden Urtheile erklären, die wir in dem Lebenslauf über die Erziehungsanstalt von

Friedrich Fröbel in Keilhau in damaliger Zeit von dem Neffen des Onkels hören. Wenn sich dieser noch in seinem späten Alter darüber wundert, daß eine Unterrichtsanstalt mit so politisch radikalen Grundsätzen geduldet wurde, so ist es bezeichnend für dergleichen vielgerühmte Schulen, daß ihre liberalisirenden Albernheiten von den Zöglingen, die nachher das Leben kennen lernen, verspottet werden. Uebrigens ging Fröbel doch von der Schule mit guten mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen ab, die ihn früh in die Lage setzten, sein Brot zu verdienen. Nachdem er sich eine Zeit lang der akademischen Carriere zugewendet hatte, bestimmten ihn die politischen Verhältnisse Deutschlands in den vierziger Jahren, sich in der Schweiz mit Buchhändlergeschäften zu beschäftigen. Es klingt etwas großartiger, als vielleicht ganz begründet sein mag, wenn Fröbel bei diesen Geschäften immer nur den Kampf gegen die deutsche Büchercensur betont, aber gerne mag man erkennen, daß bei einem in jeder Beziehung sehr ideologisch angelegten Manne das Geschäft nur leider in zweiter Reihe in Betracht kam. Die Schweizer Firma Fröbel erfreute sich übrigens des bestbegründeten Hasses der deutschen Polizei.

Das Jahr 1848 führte Fröbel indessen nach Deutschland zurück und machte ihn zum selbsthandelnden Politiker. Er wurde Mitglied der Paulskirche, betheiligte sich am Stuttgarter Rumpfparlament, wie an den revolutionären Bewegungen für die Reichsverfassung und rettete sich glücklich nach Amerika, bevor der sehr lang und sehr grob gewordene Arm der preußischen und deutschen Gerechtigkeit seiner habhaft geworden war. Es kann nicht unsere Absicht sein, alle die persönlichen Schicksale Fröbels hier zu besprechen, nur einiges wenige über seine Wiener Affaire und sein standgerichtliches Todesurtheil mag zu erwähnen gestattet sein. Dabei darf eine Bemerkung über die Offenheit nicht unterdrückt werden, mit welcher Fröbel in seinem Buche von den Irrthümern des Jahres 1848 spricht. Er hat seine demokratischen Beglückungstheorien und seine republikanischen Principienreitereien nirgends anders als in Amerika abgelegt, während er doch zugesteht, daß das sociale Leben des andern Welttheils seinen Neigungen in mehr als einer Beziehung entgegenkam. Die politische Läuterung Fröbels war eine durch und durch verstandesmäßige. Ich erinnere mich, aus Fröbels Munde einmal die Aeuße-

rung vernommen zu haben, er sei hauptsächlich durch die Erfahrung, daß alle revolutionären Bestrebungen, wenn auch im unbewußten Dienst fremder Mächte ständen, auf andere Bahnen geleitet worden. Diese Beobachtung galt nun freilich in erster Linie vom Jahre 1848 und war kaum von einer anderen Revolution so zutreffend zu bemerken, wie von dieser. Fröbel selbst gehörte trotz seiner vierzig Jahre damals zu den vollkommen unschuldsvollen Kindern der Revolution, die von jener spät erkannten Wahrheit nicht die mindeste Ahnung hatten, und für die Niederträchtigkeiten magyarisch-polnisch-französischer Agitationen und Interessen würde Fröbel zum Galgen geschritten sein, wenn ihn nicht ein Zufall gerettet hätte. Hierbei will ich aber nicht unterlassen, auf eine Thatsache hinzuweisen, die erst neuestens bekannt geworden ist, daß es nicht sowol der Fürst Windischgrätz war, der den Frankfurter Deputirten an das Leben zu gehen Neigung hatte, sondern niemand anders als Fürst Schwarzenberg. Denn Windischgrätz hatte bereits an diesen seinen Schwager geschrieben, er werde die Frankfurter nach Hause schicken, um sich keinen Unannehmlichkeiten mit auswärtigen Regierungen auszusetzen. Da gab Schwarzenberg den Befehl, Robert Blum hinrichten zu lassen. Daß von Fröbel in dem Briefe Schwarzenbergs nicht die Rede war, gab dem Fürsten Windischgrätz die Möglichkeit, Fröbels Begnadigung auszusprechen. Windischgrätz war eine zu vornehme Natur, um einem Gedanken der Rache Gehör zu geben; Schwarzenberg dagegen erscheint auch hier durchaus in jener für ihn ein für allemal bezeichnenden Beleuchtung eines bodenlosen Hasses gegen alles, was deutsch war*).

Charakteristisch für den Fürsten Windischgrätz war ein Besuch Fröbels bei dem Feldmarschall zwölf Jahre später, in Wien, als Fröbel bereits mit der österreichischen Regierung in den intimsten Beziehungen stand. Der Fürst faßte auch damals die Affaire höchst persönlich und väterlich auf und bemerkte, daß er hoffe, der Verbrecher von damals befände sich jetzt „auf guten und gebesserten Wegen"!!!

Merkwürdig ist es, daß Fröbel in der Paulskirche sehr wenig hervorgetreten war. Wenn ich nicht irre, so darf man darin den

---

*) Vgl. oben S. 112

nüchternen Sinn dieses Mannes erkennen, dem die Phrasen zu allen Zeiten etwas ungewöhnlich Widerwärtiges waren. Das Jahr 1848 zeigte in Deutschland eine Eigenthümlichkeit, die durchaus nicht allen Revolutionen aller Länder in gleichem Maße anhaftete: eine überwältigende Neigung zur Phrase; man hat daher nicht ohne gute Beobachtung bemerkt, daß diejenigen Leute, die sich im Gegensatz zur herrschenden Phrase durch Thaten und thatsächliche Verirrungen compromittirt haben, durchaus nicht als die schlechteren anzusehen waren. Viele thatkräftige Menschen sind im Jahre 1848 durch das unerträglich gewordene Geschwätz von Halbwissern und Halbmenschen zu Verbrechern am Staate geworden. Daß diese Verbrechen vorzugsweise dem Radikalismus zur Last fielen, konnte man fast einen Zufall nennen. So kam es, daß unter denen, die als Flüchtlinge im Herbst 1849 ihr Vaterland verlassen mußten, sich eine Anzahl von Männern fanden, die den verschiedensten Staaten nachher ausgezeichnete Dienste leisteten. So mancher war darunter, der auch noch in der Heimath Beweise seines Werthes geben durfte. Zu diesen gehörte Fröbel, wenn man auch durchaus nicht wird behaupten wollen, daß er bei seiner Rückkehr ins Vaterland die glücklichste Hand in der deutschen Politik an den Tag gelegt habe. Desto interessanter und merkwürdiger sind seine Erlebnisse in objectiver und rein historischer Beziehung. Seine Mittheilungen über die Zeitereignisse von 1860—66 gehören zu dem Merkwürdigsten, was über diese Dinge bekannt geworden ist.

Als Fröbel nach Deutschland zurückgekehrt war, fand er nicht geringe Mühe, in einem der Bundesstaaten geduldet zu werden. Noch hatte er in Frankfurt unter polizeilichen Chikanen zu leiden. In Preußen hatte die „neue Aera" zunächst keine mildere Auffassung der politischen Vergehen des Jahres 1848/49 herbeigeführt. Wie es indessen kam, daß sich Fröbel alsbald mehr zu Oesterreich und den Kleinstaaten hingezogen fühlte, ist im Lebenslauf nicht besonders motivirt. Als wahr mag man es immerhin gelten lassen, daß der französische Angriff auf Oesterreich so manchem ehrlich deutschen Patrioten die täuschende Hoffnung erregte, es müsse nun in Oesterreichs Interesse liegen, die deutsche Frage kühn vor die Hand zu nehmen. Wir wollen mit niemand rechten und streiten, wenn er unter der neuen Aera in Preußen kein allzugroßes Vertrauen zu

der politischen Geschicklichkeit der neuen Minister zu fassen vermochte, und lassen den Heimgekehrten ohne Neid in das damalige österreichische Lager hinüberziehen. Als Fröbel seinen Pact mit der österreichischen Regierung über die Aufbesserung Deutschlands schloß, war dort auch eine neue Aera inaugurirt worden, diejenige des Herrn v. Schmerling. Fröbel war mit diesem verbündet, aber sein Schicksal war es, daß er mit dessen Todfeinden alle Geschäfte zu machen hatte, die sich auf die vielgeliebte deutsche Bundesreform beziehen sollten.

Eine eigenthümliche Situation! Hier ein Minister, der sich einbildet, dazu erwählt zu sein, alle inneren und äußeren Verhältnisse des morsch gewordenen Staatsschiffes zu regeneriren, und ein paar Straßen davon ein Ministerium, in welchem alle bittersten Feinde um einen Hexenkessel sitzen, von dem nur ein paar Leute wissen, was da gebraut wird; und unter diesen Wissenden ist wieder nur einer der wenigen unser Fröbel, der seinerseits sich einbildet, einerseits dem Herrn v. Schmerling und andererseits seiner großen Idee von Deutschlands Zukunft, d. h. der großdeutschen Sache zu dienen. Ein verwickelteres Verhältniß läßt sich kaum ersinnen. Aber wer Fröbel in dieser Zeit gekannt hat, weiß, daß sich der scharfe thüringische Kopf durch keine Schwierigkeit bange machen ließ. Wer ihm gesagt hätte, daß Herr v. Schmerling für die ganze groß- und kleindeutsche Bewegung nicht mehr Interesse habe, als für die militairischen Uebungen der seiner besonderen Aufsicht unterstellten Knaben der Theresianischen Ritterakademie, der würde den höchsten Zorn des politischen Leiters des neugegründeten „Botschafters" erregt haben, eines Blattes, dessen Nährväter die ganze deutsche Nation nur nach der Menge der Orden schätzten, welche von deutschen Bundesfürsten etwa bezogen werden konnten. Und dazu nun die redactionellen Gehülfen! — Leute, deren Horizont in der Politik genau so weit reichte, wie der Wiener Prater. In den Kreisen derer aber, die sich mit der neuen constitutionellen Freiheit berufsmäßig zu befassen hatten, fand man nicht den Zeitpunkt für geeignet, die deutsche Frage auch nur näher kennen zu lernen. Selbst die ehemaligen österreichischen Collegen Fröbels von der Paulskirche standen ihm jetzt gleichgültig gegenüber. Mit größter Mühe wurden eine Anzahl Oesterreicher zusammengebracht, als man in Frankfurt die von

den Mittelstaaten in Scene gesetzte großdeutsche Parteiversammlung besuchen sollte. Reisekosten und Wegzehrung ließen sich manche der deutschen Reformfreunde Oesterreichs vom Staatsminister bezahlen.

Daß es im Beginne der 60er Jahre überhaupt möglich war, den Glauben in Deutschland zu erregen, daß sich Oesterreich mit der nationalen Sache wirklich zu schaffen machen möchte, war in der That das ausschließliche Verdienst einer sehr geschickt geleiteten Presse. Namentlich in den Berliner Blättern wurden damals, neben der größtentheils von Wien beeinflußten süddeutschen Presse, die österreichischen Kuckukseier mit solchem Erfolge niederlegt, daß sich in der That unendlich viele Deutsche über den großdeutschen Schwindel täuschen ließen. Fröbel berührt in seinen Aufzeichnungen diesen Punkt nur sehr ungern. Er weiß natürlich nur zu genau, daß die von ihm geführte Sache in Oesterreich selbst so gut wie gar keinen Anhang hatte.

So erhebt sich die große Frage: wo und wer sind eigentlich diejenigen, welche bei der deutschen Reform in Oesterreich den Wagen ziehen werden? Wo sind die Pferde, die man vorspannt, und wo sind die Kutscher, die die Reichs- und Kaiserstraße zu fahren sich entschließen werden?

Hier ist der Punkt, wo das Werk Fröbels uns zu einer Quelle ersten Ranges werden wird.

Als Graf Rechberg im Jahre 1859 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich übernahm, schrieb die „Times" in London einen Artikel voll Entrüstung über das unverbesserliche Donaureich, welches, besiegt, gedemüthigt und bis an den äußersten Rand des Verderbens gebracht, nicht aufhört, der öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen. Denn Graf Rechberg sei der ärgste Reactionär und Absolutist, der sich nur immer unter den österreichischen Diplomaten habe finden lassen. Seine Anstellung wurde nicht anders aufgefaßt, als daß man fortzufahren gedenke, in Deutschland und Italien jeden Fortschritt zu verhindern. Zwei Jahre später schien es, als ob Oesterreich an der Spitze der deutschen Bundesreform stehen wollte. Die österreichische Diplomatie in Frankfurt liebäugelte mit einem Manne wie Fröbel; man kam sich vor wie im Scheffelschen Liede, da die Saurier zu tief in die Kreide geriethen. Darüber hatte Fröbel wol keinen Zweifel, daß, wenn er von dem

österreichischen Minister am hellen Tage geküßt wurde, dies, wie es bei Scheffel heißt, keineswegs um seiner schönen Augen willen geschah. In der That war der gute Graf Rechberg ganz wider seine altbewährten Grundsätze in die Kreide hineingefallen. Aber die Wonne eines Ministeriums, wie das auf dem Ballplatze von Wien, war Graf Rechberg entschlossen gründlich zu genießen. Er war jetzt geneigt, die Größe der Staatskunst nicht nur im Festhalten des Alten zu erblicken, sondern auch in der zeitgemäßen Reform, wenn er sie auch für seine Person gänzlichst überflüssig hielt. Er wollte hinter keinem zurückstehen, weder hinter Schmerling noch einem anderen Verfassungsminister. Der Zeitgeist und die großen Einkünfte eines K. K. Ministers des Aeußern machten ihn um so mehr zum Freunde einer deutschen Bundesreform, als er dabei außerdem hoffen konnte, dadurch die „verdammten Preußen" etwas zu ärgern, was ihm ein so lange gesuchter und so selten gefundener Lebenszweck gewesen war.

Zu der letzteren edlen Staatsaufgabe fand der Graf in seinem Ministerium selbst alles gleichsam vorbereitet. Hier herrschte ein Triumvirat, von welchem man sagen konnte, wenn die Jesuiten jemals etwas mit Glück und Geschick zu machen gewußt haben, so ist es ihnen in dem Zusammenwirken, wie in der Zusammensetzung der drei Räthe des Ministeriums, Meysenburg, Gagern und Biegeleben geglückt. Als Fröbel in Wien angekommen war, wurde er von dem Triumvirat sofort in die Mitte genommen. Man muß es ihm nachsagen, daß er sich über die Situation, in der er sich befand, durchaus nicht täuschte. Wenn man seine reizenden Mittheilungen über den Verkehr mit dieser ultramontanen Gesellschaft liest, so bekommt man die Neugierde wie bei einem Roman, welcher von beiden Theilen wird denn wol der unterliegende sein? Welchem wird es gelingen, den anderen zu dupiren? Gagern, der der gewandteste, geistreichste und unterrichtetste unter den Herren ist, nimmt den neuen Ankömmling persönlich am meisten in die Schule. Er führt ihn von einem Kloster, von einer Erziehungs-Anstalt der Jesuiten in die andere. Fröbel läßt sich das wieder gern gefallen, weil er selbst ein Fanatiker der deutschen Triasidee, der deutschen Bundesreform und des Siebzigmillionenstaates ist und weil er seinem vermeintlichen deutschen Patriotismus wol zumuthen kann, für die Erziehung frommer Schwestern und Brüder einige schöne

Phrasen zu machen. Handelt es sich doch um den erhabenen Zweck, das deutsche Reich neu zu gestalten. Dabei kann man ja die vielen Millionen Katholiken nicht entbehren! Was kann staatsmännischer sein, als so treffliche Vorkämpfer, wie das österreichische Triumvirat der Staatskanzlei, auf alle Weise zu gewinnen! Das Triumvirat wieder wartet mit der Geduld und Langmuth der Heidenbekehrer, wann denn endlich der deutsche Reformator zu dem Glauben der Väter vor der Reformation sich entschließen wird. Das will nun nicht gelingen. Schließlich sagt man sich aber, der lebenserfahrene Mann, den eine wunderbare Fügung dem Galgen entrissen und offenbar für gute Zwecke aufbewahrt hat, ist so anständig und zuverlässig, daß man sein Heidenthum nachsehen und ihn doch in die tieferen Pläne einweihen kann. Und so wurde also Julius Fröbel wirklich ein Vertrauter der ultramontanen Ideen und Absichten der 60er Jahre. Dieselben sind interessant und merkwürdig genug!

In den an der Politik betheiligten und Politik machenden Kreisen der römischen Kirche war man im Anfang der 60er Jahre der Meinung, daß die deutschen Angelegenheiten, mit oder ohne Napoleon, in Fluß kommen werden, aber nur wenige meinten, daß diese Fragen ohne Blut und Eisen gelöst werden würden. Es war daher natürlich, daß man von Seite der Weiterblickenden an Ausarbeitung neuer Länderaustheilungen für den Fall des zu erwartenden großen Krieges dachte.

An der Spitze der ultramontanen Bewegungspartei stand in Deutschland das Thurn- und Taxissche Haus. In Regensburg war das Hauptquartier der Politik, welche bald darauf ihren financiellen Mittelpunkt in der Langrandischen Bank in Brüssel erhielt. Aber auch zu Anfang der 60er Jahre waren bedeutende Kapitalien für die Zwecke der neuen europäischen Karte thätig. Wie man sich die letztere gestaltet dachte, davon ließ sich selbstverständlich zunächst nur ein ohngefähres Bild gewinnen, und so sehr Fröbel bemüht war, in die Pläne der Partei einzudringen, so scheint es ihm doch nur gelungen zu sein, Bruchstücke des großen Plans nach und nach kennen zu lernen. Auch lag es in der Natur der Sache, daß sich von dem weitgehenden Programm immer nur einzelne Theile sichtbar machten, je nachdem die augenblickliche Lage bald in Frankreich, bald in Deutschland, bald wieder in Polen mehr Grund und Ge-

legenheit bot, an dem großen Werke zu arbeiten. Wenn man versuchen wollte, das Gesammtbild der europäischen Karte, wie es sich in dem Kopfe eines ultramontanen Politikers jener Tage spiegelte, zu gewinnen, so müßte man dies nicht ohne die Ueberlegung thun, daß die vollständige Erfüllung des Programms und der Hoffnungen dieser Herren immer nur als eine Sache von weiterer Ferne zu betrachten war. Das katholische Königreich Polen als österreichische Secundogenitur und ein neues rheinisches Großherzogthum waren dagegen bereits als näherliegende Ziele ins Auge gefaßt worden, zu deren Verwirklichung revolutionäre so gut wie diplomatische Mittel anzuwenden als an der Zeit erachtet wurde. So war man denn, während der polnische Aufstand die Intervention Frankreichs mit vollster Sicherheit erwarten ließ, in Regensburg vergnügt an die Arbeit gegangen, den neuen Thron von Westfalen zu zimmern.

Bei der reizenden Kindlichkeit, mit welcher die Geschichtschreiber der neuesten Zeit meist nach dem Grundsatz, daß es viele Dinge gibt, von welchen sich ihre Philosophie nichts träumt, ihre Bücher verfassen, brauchte man sich nicht zu wundern, wenn der ganze ultramontane Hexentanz der 60er Jahre wie eine Fabel angesehen würde; und in der That, auch der treffliche Herr v. Sybel weiß natürlich in seinem nach den preußischen Staatsacten geschriebenen Buche nichts von dergleichen Dingen, obwol man Schritt für Schritt nachweisen kann, daß diejenigen, die den Krieg vom Jahre 1866, und mithin die Berechnungen des Fürsten Bismarck allein ermöglichten, eben jene waren, die unter anderem das neue Fürstenthum am Rhein auf Preußens Kosten errichten wollten.

Durch eine Reihe von merkwürdigen Zufällen war Fröbel mit dem Thurn und Taxisschen Hauptquartier in Beziehungen getreten. Um seine deutschen Reformpläne durchzusetzen, war es ohne Frage nöthig, noch etwas höher hinauf zu steigen, als zu den Bureaus der Minister in Oesterreich. Aber diese Höhen waren nur mit ortskundigen Führern zu erreichen. Der Hauptagent des Regensburger Hauptquartiers war der Baron v. Gruben. Wichtiger und einflußreicher noch war Herr v. Dörnberg, dessen officielle Stellung nicht näher zu definiren ist, der aber von Fröbel als eine Art von Thurn und Taxisscher Minister bezeichnet wird.

Herr v. Dörnberg wurde vom Kaiser von Oesterreich empfangen

und war der, welcher überhaupt die wichtigeren Pläne an den höchsten Stellen der verschiedenen deutschen Staaten zu vertreten hatte. Wie sich von selbst versteht, sind es auch nur gelegentliche Streiflichter, die man einem Manne, wie Fröbel, in Betreff der gesammten römischen Politik jener Tage anzuzünden geneigt war; aber weil man gewisser liberaler Elemente bei der deutschen Reformbewegung nicht entbehren wollte, so wurde Fröbel bis zu einem gewissen Grade in das Vertrauen gezogen. Fröbel hatte vor allem die Aufgabe, seinen Herrn und Meister, den liberalen Schmerling, den großdeutschen Philistern in München und Stuttgart gehörig vorzureiten. Die deutschen Parlamentsreminiscenzen schienen sich vortrefflich durch Schmerling und Fröbel gegen Preußen verwerthen zu lassen.

Wirklich erwarb sich Fröbel das Verdienst, den Staatsminister der deutschen Sache einigermaßen geneigt zu machen, so daß viele Leute in Deutschland glauben konnten und bis auf den heutigen Tag zu glauben scheinen, daß all das großdeutsche Reformgethue aus der Küche des Herrn v. Schmerling aufgetragen worden sei. Schmerling, der seinerseits nur das geringste Interesse für deutsche Angelegenheiten hatte, fühlte sich, wie die meisten Oesterreicher von jeglichem Lob, das ihm in Deutschland gesungen wurde, außerordentlich geschmeichelt, und da seine Eitelkeit von unermeßlicher Art war, so beförderte er durch seine Presse den Aberglauben, daß er in Deutschland die Reichsposaune von 1848 blasen wolle und werde.

Unter den Ultramontanen war dagegen die Bundesgenossenschaft dieses bestgehaßten Mannes mit sehr getheilten Empfindungen ertragen. Charakteristisch war auch hierbei der steife Herr von Biegeleben, der mit einer gewissen Bauernehrlichkeit den Fanatismus eines echten Marianischen Vereinsbruders verband und nicht begreifen konnte, wie man solche Drohnen im Bienenstock dulden könne, welche der edlen deutschen Sache die reine Süßigkeit des richtigen katholischen Honigs nehmen. Aber zunächst mußte sich das ultramontane Kleeblatt der Rechbergischen Staatskanzlei die unwillkommene Bundesgenossenschaft gefallen lassen; erst zur Zeit des Frankfurter Fürstentages war es möglich, dem Herrn v. Schmerling den Stuhl vor die Thüre zu setzen.

Inzwischen reisten die Herren v. Gruben und Döring hin und her und correspondirten unter falschen Namen und mit Anwendung

höchst sinnvoller Pseudonymen. Der Kaiser hieß in ihrer Sprache: der Gönner; Herr v. Schmerling der Verleger; Biegeleben der Uebersetzer; Rechberg — Coppenrath — wurde immer abgekürzt geschrieben. Das Bundesreformproject hieß in dieser Correspondenz das amerikanische Werk. Wie man sieht, hielten es die Vertrauten von Thurn und Taxis für undenkbar, an das Briefgeheimniß zu glauben. Der Bundesreformentwurf hatte indessen Schicksale, auf die sich das Wort amerikanisch insofern trefflich anwenden ließ, als mit der Autorschaft desselben ein unglaublicher Schwindel getrieben worden war.

Fröbel nimmt sowol die Idee einer Fürstenversammlung als auch die Verfasserschaft der Reformacte als sein ausschließliches Eigenthum in Anspruch. Wenn man auch schwerlich vergessen dürfte, daß der Vorschlag einer deutschen Fürstenversammlung im Laufe der Jahre schon oftmals und von verschiedenen Seiten gemacht worden war, so scheint es mir doch nach meinen eigenen Erinnerungen ganz richtig zu sein, daß Fröbel die Sache in Zusammenhang mit dem Bundesreformentwurf gebracht und dadurch erst praktisch verwendbar gemacht hat. Ein umfassendes Memorandum gab Fröbel in die Hände des Herrn von Gruben, der es durch Herrn von Dörnberg, als die hierzu geeignetste Person, an höchster Stelle niederlegen sollte. Allein die Thurn und Taxissche Camarilla unterbreitete das Opus als ihre Arbeit und da der Kaiser unter dem Anzeichen des vollsten Wohlgefallens die Sache der amtlichen Behandlung seines Ministerraths unterziehen ließ, so fand Herr v. Biegeleben alsbald wieder heraus, daß es seine Arbeit sei, die als Grundlage der Berathungen eines Fürstencongresses dienen sollte. Schmerling dagegen sollte nach den Versicherungen der ganzen ihm dienenden Presse der einzige und wahre Erfinder alles dessen sein, was mit der Bundesreform zusammenhing. So große Liebhaberschaft hatte mit einem Male die deutsche Sache in Oesterreich gefunden, nachdem es bekannt geworden, daß an höchster Stelle der Bundesreformfrage ein geneigtes Gehör geschenkt werde. Dessen ungeachtet scheint doch das Hauptverdienst bei dieser österreichischen Action lediglich der Thurn- und Taxisschen Politik beizumessen zu sein. Denn wenn Herr v. Dörnberg — und Fröbel ist in der Lage, Tage und Stunden zu verzeichnen — bei seinen Audienzen nicht so glücklich gewesen wäre, an höchster Stelle

günstigen Eindruck zu machen, so würde weder der Graf Rechberg noch Herr v. Schmerling auch nur das Mindeste in der erwähnten Richtung gethan haben. Der erstere sah, wie dann die Dinge lagen, die Fürstentagsprojecte für eine gute Gelegenheit an, um, wie er sich ausdrückte, Preußen zu ärgern, und Herr v. Schmerling gönnte sich das Vergnügen, seinen Landsleuten zu beweisen, was er für eine gewaltige Rolle noch immer in seinem lieben Frankfurt am Main zu spielen in der Lage sei. Als der Kaiser ihn nachher beim Fürstencongresse zu Hause ließ, so hieß es in den Schmerlingschen Kreisen, eine schändliche Intrigue Rechbergs habe den Staatsminister um die Früchte seiner Leistungen betrügen wollen. Und derselbe Rechberg hat bekanntlich in Frankfurt alles gethan, um die österreichische Unternehmung zu Falle zu bringen, denn ihm war es ja nur darum zu thun, sagen zu können, die Bundesreform sei leider nicht möglich, da Preußen nicht dafür, und ohne Preußen doch nichts zu machen sei. Er hatte bekanntlich eine wahre Angst, daß derjenige Theil der Bundesfürsten, die Preußen Concessionen machen wollten, eine Vermittelung und Versöhnung herbeizuführen im Stande wären. Denn es sollte nach dem Sinne des früheren Präsidialgesandten durchaus nicht wirklich etwas erreicht werden, sondern es sollte bloß gesagt werden, der Ehrgeiz Preußens läßt nun einmal eine Bundesreform nicht zu. Ganz reizend ist aber das Gemälde, welches Fröbel von den Zuständen in Wien nach dem mißlungenen Fürstentag zu entwerfen in der Lage ist, wo nun jede der verschiedenen Parteien sich rühmen zu müssen glaubte, schon von vornherein nicht dafür und nicht dabei gewesen zu sein.

Fröbels Rolle war damit ausgespielt; man hat ihn im österreichischen Dienst immer wieder festzuhalten gesucht, aber er war entschlossen, sein bewegtes Leben irgendwo anders, eventuell wieder in Amerika fortzusetzen. Er war jedenfalls um die Erfahrung reicher, daß es für ihn nicht nur bedenklich war, gegen, sondern auch für Oesterreich zu kämpfen. Er gab noch vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 seine Stellung dort auf. Seine Mittheilungen sind auch in der Zeit vor dem französischen Kriege mit Rücksicht auf die Verhältnisse in München und Stuttgart sehr beachtenswerth, es kann aber die Aufgabe dieser Artikel nicht sein, das Leben des Mannes, der seinen Frieden schließlich im deutschen Reichsdienst fand, hier

weiter zu verfolgen. Wir glaubten nur einige zu wenig bekannte Thatsachen, die durch Fröbel in lebhaftester Schilderung aus genauester Kenntniß ans Licht gebracht worden sind, hervorheben zu sollen. Denn die Gefahr ist nur zu sehr vorhanden, daß die Dinge, welche eigentlich in der Geschichte wirksam gewesen sind, vollständig in Vergessenheit gerathen, wenn man fortfahren sollte, sie lediglich nach der Methode des Herrn v. Sybel bloß aus sogenannten archivalischen Acten zusammenzustellen, von denen doch Fürst Bismarck schon gesagt hat:

„Wenn sie einmal Geschichte schreiben darnach, so ist nichts ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube nach dreißig Jahren werden ihnen die Archive geöffnet, man könnte sie viel eher hinein sehen lassen. Die Depeschen und Berichte sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich.... Eher sieht man noch etwas aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen und wo man häufiger deutlicher sagt, was man will. Doch gehört auch dazu Kenntnis der Verhältnisse. Die Hauptsache aber liegt immer in Privatbriefen und confidentiellen Mittheilungen auch mündlichen, was alles nicht zu den Acten kommt." S. oben S. 135 N.



Characterskizzen.

Kaiser Wilhelms I. erste Liebe.

Bekanntlich ist die Liebe der einzige Gegenstand, der unter allen Umständen das Interesse der lesenden Menschen erregt, weshalb die Geschichtschreiber schon seit dem dreizehnten Jahrhundert darüber klagten und immer den Aerger haben werden, daß man Romane lieber als ihre Bücher lesen wird. Wenn aber die Liebe im Gewande der wirklichen Geschichte einherzuschreiten vermag und ein Held voll gewaltiger Thaten gezeigt werden kann, der wie andere Sterbliche von Amors Pfeilen getroffen zu Boden sank, so darf man sicher sein, den höchsten Erfolg mit einer Erzählung zu erzielen. Vor vielen Jahren erinnere ich mich ein Drama gesehen zu haben, welches den Titel hatte: „Gustav Adolphs erste Liebe" und offenbar keinerlei sonstigen Vorzug hatte, als daß es die Neugierde erregen konnte, den geliebten Helden des dreißigjährigen Krieges einmal verliebt zu sehen. Und so fehlte auch diesem Dichter nicht sein Publicum.

Die Jugendliebe des greisen Kaisers kam wirklich in seinen letzten Lebensjahren, man möchte sagen, in Gefahr, das romantische Interesse der deutschen Lesewelt so sehr zu erregen, daß man jeden Augenblick gewärtig sein mußte, einen Roman von einem Samarow, oder gar ein Drama auferstehen zu sehen, welches sich des scheinbar

ganz pikanten Stoffes bemächtigt haben möchte. Besonders verlockend war der Umstand, daß selbst Herr v. Treitschke der Sache eine größere historische Weihe zu verleihen nicht unterlassen hat. Eben dies muß es aber auch rechtfertigen, dem Gegenstande, dem man sonst gerne sein legendäres Dasein lassen könnte, eine möglichst nüchterne kritische Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Heute dürfte kaum Jemand mit dem Thatbestande unvertraut sein, daß der junge Prinz von Preußen im Jahre 1826 seiner ausgesprochenen Neigung für die Prinzessin Elise Radziwill aus Pflichtgefühl und Gehorsam gegen seinen Vater, den König Friedrich Wilhelm III., zu entsagen genöthigt war. Die liebenswürdige und geistvolle Prinzessin war eine Enkelin des preußischen Prinzen Ferdinand, ihre Mutter war eine Nichte Friedrichs des Großen, kein Wunder, daß die Liebe des jugendlichen Paares unter dem Sonnenstrahl der Hoffnung zu erblühen vermochte, daß keinerlei Hindernisse sich einer glücklichen Verbindung in den Weg stellen würden; allein der deutsche Standeskalender fügte es dennoch ganz anders. Die strengen heraldischen Untersuchungen, die der König anstellen ließ, ergaben das unzweifelhafte Resultat, daß eine Ehe dieser Art nach fürstlichem Recht als standesgemäß nicht gelten könnte. Friedrich Wilhelm III. erhob Einsprache und der Sohn gehorchte mit militairischer Pünktlichkeit in einem Schreiben an seinen Vater, welches mit Recht als ein wahres Muster von großer fürstlicher Gesinnung und redlicher Denkungsweise von der Geschichte aufbewahrt worden ist und stets im Gedächtniß erhalten bleiben wird.

Die kluge und charaktervolle junge Prinzessin ergab sich in ihr Schicksal mit großer Würde und Ruhe, blieb aber unverheirathet und starb nach wenigen Jahren. Sie wurde von einem Lungenleiden, wie die meisten ihrer Geschwister, hinweggerafft. Eben dieses traurige Ende konnte, wie man zugeben wird, nur gar zu leicht zu dem Versuche verlocken, einen indiscreten Roman auf den Markt zu bringen. Indessen blieb das greise Haupt des Kaisers glücklicherweise davor bewahrt, der Mittelpunkt eines jener zeitgenössischen Phantasie-Producte zu sein, die mit den Namen lebender Größen die Aermlichkeit dichterischer Leistung zu verhüllen hoffen.

Indessen hat Prinzessin Elise Radziwill in der letzten Zeit wirklich die Aufmerksamkeit einer Romanschriftstellerin auf sich gezogen und

wurde zum Gegenstande einer gründlichen Darstellung und Erwägung gemacht. Und noch dazu von der bekannten und verehrten Jugendschriftstellerin Thekla v. Schober, geborenen v. Gumpert. Allein der edle Zweck, den Frau Thekla sich gesetzt hatte, war weit entfernt davon, einen Roman zu schaffen, sie wollte vielmehr den etwa vorhandenen Romanvorstellungen von dieser Sache ernstlich und würdig entgegentreten. Hierzu fand sie Stoff und passende Gelegenheit, da sie sich als achtzigjährige Freundin des Radziwill'schen Hauses jetzt entschlossen hat, ihre Erlebnisse der wißbegierigen Jugend mitzutheilen, die sich sonst an ihren hübschen Erzählungen zu erheitern pflegt. Wie populaer der Name Gumpert ist, bezeugt der Umstand, daß das Buch heute schon die zweite Auflage erlebt hat.

Die unpolitischen Erinnerungen einer alten Frau, wie der Zusatz zu dem etwas hochtönenden Titel „Unter fünf Königen und drei Kaisern" lautet, erzählen nun in außerordentlich ansprechender und reizender Weise unter Anderm auch die Verlobungssache des Prinzen Wilhelm im Radziwill'schen Hause. Und in der That, hier ist der Hergang der ganzen Sache so einleuchtend gemacht und so natürlich mitgetheilt, daß man im höchsten Grade wünschen muß, diese Darstellung fände eine recht allgemeine Verbreitung.

Frau v. Gumpert läßt sich nun freilich darüber nicht aus, welche ehestiftende gute Fee den Gedanken einer Verbindung des preußischen Prinzen mit einer Prinzessin Radziwill eigentlich auf die Bahn gebracht hatte, aber sie erinnert sich, daß eines Tages, als sie selbst krank war, ihr Vater, der Arzt im fürstlichen Hause war, von der Fürstin Louise zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen Wilhelm die Aeußerung hörte, daß die Fürstin und ihre ganze Familie einem großen Glück entgegenginge. Wenn nun aber noch weiter erzählt wird, daß man in jenen Kreisen allerdings darüber sprach, wie die Ehe des Prinzen mit Elise als standesmäßig durchaus nicht zu betrachten wäre, und wenn endlich jene zuverlässige Zeugin meldet, daß davon die Rede gewesen sei, der Prinz werde aus Liebe wol auf sein Thronrecht verzichten, so erregt dies einen gewissen Zweifel in Betreff der vollen und ausgesprochenen Entwicklung des Dramas. Die Darstellung der trefflichen Freundin macht im Ganzen durchaus den Eindruck, als ob das ganze Verhältniß der beiden jungen Prinzlichkeiten über die ersten Präliminarien ihrer Annäherung doch nicht

hinaus gewesen wäre. Dabei ist es wol denkbar, daß die Fürstin-Mutter ihren Einfluß als preußische Prinzessin einigermaßen überschätzt haben dürfte. Jedenfalls ist nach der eigenen Darstellung von Frau Gumpert in dem fürstlichen Hause Radziwill etwas vorgeschossen worden.

Daß Prinz Wilhelm den Versuch auch seinerseits machte, die Prinzessin zu seiner Frau erwählen zu dürfen, ist ja unzweifelhaft; was aber als völlig unbewiesen und auch sonst für ganz unwahrscheinlich zu halten sein wird, ist die Vorstellung, als hätte es sich bei der Sache einen Augenblick um eine außerhalb der regelmäßigen Vorgänge fürstlicher Eheschließungen liegende Entwicklung gehandelt. Es ist sogar sehr wenig wahrscheinlich, daß von irgend einer Seite in dieser Angelegenheit auch nur der leiseste Gedanke bestanden hat, eine Ehe schließen zu wollen, wenn die Standesmäßigkeit derselben in Frage zu stellen gewesen wäre. Am wenigsten liegt ein Anhaltspunkt zu der Annahme vor, daß die Prinzessin Elise, die allem Anscheine nach eine stolze, auf sich selbst gestellte Dame, ein äußerst vornehmer, in sich geschlossener Charakter war, den mindesten Wunsch gehabt haben wird, in eine Ehe zu treten, die sie in die üble und widerwärtige Lage einer Mißheirath bringen mußte und noch obendrein an einem Hofe, der ihr in ihrer Stellung als Mitglied der Familie Radziwill alle größten Ehren schuldig war. Wenn man diese ganze so viel besprochene Heirathsangelegenheit unter diesem einzig vernünftigen Gesichtspunkt betrachtet, so kommt man vielmehr zu der Vermuthung, daß die Prinzessin Elise die Liebesbewerbung des jungen Prinzen wol immer nur unter der Voraussetzung genommen haben wird, daß gegen die Standesmäßigkeit ihrer Verbindung kein Zweifel besteht. So erklärt sich dann leicht die verständige Art und Weise, wie sich schließlich die Frage schlicht und einfach und ohne jede Bitterkeit lösen konnte.

Der Prinz schrieb an seinen Vater und König den bekannten Brief, der ein Muster von jenem bon sens genannt zu werden verdient, der Kaiser Wilhelm stets auszeichnete und den er zeitlebens auch von Anderen so bestimmt zu verlangen pflegte. Was aber die Prinzessin Elise anbelangt, so sind die jetzt von Frau v. Gumpert gemachten Mittheilungen außerordentlich dankenswerth. Kann man ihr auch nicht ganz auf das Gebiet sentimentalischer Betrachtungen

folgen, welche ihre empfindsame Seele aus diesem Anlasse aushaucht, so muß man doch sagen, es ist sehr viel Verständiges und Gutes, was Frau v. Gumpert gegen die aufkommende Dichtung, wie sie sagt, beibringt.

„Es wird häufig der Gedanke ausgesprochen," so bemerkt unsere treffliche Jugendschriftstellerin, „Prinzessin Elise sei an gebrochenem Herzen gestorben. Ich darf nicht wagen, zu behaupten, daß diese Annahme unrichtig sei; aber ich darf sagen: ich glaube nicht daran. Wenn es möglich ist, aus Liebe, der man ohne eigene Schuld und ohne Schuld des geliebten Gegenstandes entsagen muß, zu sterben, so geschieht dies doch wol in aufregender, leidenschaftlicher Empfindung, in kurzer Zeit. Prinzessin Elise war kein leidenschaftliches Wesen, man brauchte nur in ihr Auge zu sehen, um zu erkennen, daß sie sanftmüthig dachte und fühlte; schwärmerisch war ihr Blick, aber nicht leidenschaftlich, nicht strahlend in Gedankenreichthum. Und in kurzer Zeit nach Auflösung des in Frage stehenden Verhältnisses hauchte sie ihre Lebenskraft nicht aus, sie starb erst acht Jahre, nachdem die Entscheidung eingetroffen war."

Zur vollen Beruhigung sentimentalischer Gemüther theilt Frau v. Gumpert weiter noch die Thatsache mit, daß eine ganze Anzahl von Mitgliedern der Radziwill'schen Familie vorher und nachher an Lungenschwindsucht starb, so daß nicht der mindeste Grund vorliegt, den frühzeitigen Tod der Prinzessin mit ihrer Liebe zu Prinz Wilhelm in Verbindung zu denken. Als ebenso erwünschtes Zeugniß einer alten Freundin der Prinzessin darf es gelten, wenn uns versichert werden kann, daß an all dem Gerede der Welt, wonach sich die Prinzessin nach Aufhebung der Verlobung von der Welt, ja selbst von ihrer Familie zurückgezogen habe, kein wahres Wort ist. Sie soll vielmehr in ihrem Wesen ganz unverändert geblieben sein. Sie war im Familienkreise wie in Gesellschaft gleich heiter, sie malte, schrieb und las, wie immer und, was das Wichtigste ist, sie verkehrte in Berlin am preußischen Hofe, auch nachdem sich Prinz Wilhelm mit der weimarischen Augusta verheirathet hatte. Ja unsere treffliche Zeugin verhehlt uns nicht, daß die Prinzessinnen Augusta und Elise Arm in Arm im Ballsaal gesehen wurden, sich lebhaft mit einander unterhaltend; und Prinz Wilhelm war mit seiner jungen Gemahlin häufiger Gast im Palais Radziwill in Berlin.

Warum unter solchen Umständen sich Frau v. Gumpert zu der Bemerkung veranlaßt sah, sie hätte mit ihren erwünschten Nachrichten jedenfalls erst nach dem Tode der Kaiserin Augusta hervortreten können und dürfen, ist mir eigentlich unerfindlich, da bei der ganzen Angelegenheit kein Theil irgend etwas zu verschleiern hatte oder verschleiert zu sehen auch nur wünschen konnte. Die Wahrheit der Sache ist, daß Prinz Wilhelm, als er seine Herzensneigung für Prinzessin Elise offenkundig werden ließ, sich in einem offenbaren Irrthume über die Ebenbürtigkeitsfrage befand und etwas zu spät bei seinem Vater Belehrung suchte. Dieser Irrthum konnte bei dem jungen Manne um so leichter entstehen, als die mütterliche Abstammung der geliebten Prinzessin den Standesunterschied auszugleichen schien. Durchaus falsch wäre aber die Meinung, als hätte irgend ein Theil jemals daran gedacht, ein Ehebündniß zu schließen, welches nicht die volle Anerkennung der Standesmäßigkeit gefunden hätte. Mit dieser Erwägung wird aber alle Beurtheilung hinfällig, die diese Ehefrage außerhalb des Rahmens regelmäßiger Vorkommnisse bei Verbindungen fürstlicher Häuser stellen zu können meinte. Daß Kaiser Wilhelm ein feuriges Herz mit 29 Jahren hatte, wer möchte es bezweifeln? Daß man aber bemüht war, dem greisen Helden im höchsten Lebensalter um die breiten Schultern seiner Jugendgeschichte ein romantisches Mäntelchen zu hängen, hat etwas rührend Kindliches.

Der Zufall hat es merkwürdigerweise glücklich gefügt, daß man vor kurzem ein sehr beredtes Zeugniß von den Ansichten des Prinzen Wilhelm über fürstliche Ehen, ebenfalls aus seinen jüngeren Jahren, kennen lernte, aus welchem doch zu ersehen ist, daß der Charakter des großen Kaisers stets dazu neigte, diese Dinge unter den Gesichtspunkten strengster Standesmäßigkeit aufzufassen. Ein Buch, welches über die Lebensgeschichte des Großherzogs Franz II. von Mecklenburg erschienen ist, behandelt in ausgezeichneter Weise zum ersten Male actenmäßig die Verheirathung der Prinzessin Helene mit dem Herzog von Orléans. Herr v. Hirschfeld, der Verfasser desselben, war in der Lage, die Briefe abzudrucken, welche von dem verwandten preußischen Hof in dieser Sache nach Mecklenburg gekommen waren. Da wird man es denn mit Erstaunen wahrnehmen, daß der König Friedrich Wilhelm III. die Ehe der Mecklenburgerin mit dem verpönten Hause der Revolution aufs äußerste begünstigte und daß gerade Prinz

Wilhelm über die Idee einer solchen alle guten Traditionen schädigenden Heirath ganz unglücklich gewesen ist. Man mag sich also folgende Stelle eines Briefes ins Gedächtniß prägen, den der 40jährige Prinz Wilhelm an seine Schwester, Schwägerin der späteren Herzogin von Orléans, geschrieben hat:

„Was ich über die ganze Sache denken muß, brauche ich wol kaum erst auszusprechen! In zwei Worten ist es zusammenzufassen — es bekümmert mich in jeder Hinsicht sehr, sehr tief! — Es ist immer ein schmerzliches Gefühl, wenn man sich in der hohen Meinung, die man von Menschen gefaßt hatte, getäuscht sieht. Wie viel wehmüthiger aber wird ein solches Gefühl, wenn es Personen betrifft, die Einem nahestehen, ja die man sich aus Gleichgestimmtheit so gerne nahe gestellt hatte und mit denen man ein solches Verhältniß, als zu den liebsten Begegnissen gehörend, gern unterhielt! Dies ist nun mein Fall vis-à-vis von Helene! — Wie habe ich mich aber in ihr getäuscht! Weder die deutsche Fürstin erkenne ich in ihr wieder, noch die besonnene, verständige Freundin!"

„Was die deutsche Fürstin betrifft, also den politischen Theil der ganzen traurigen Geschichte, so bin ich mit dem, was Onkel Georg namentlich in seinem ersten Brief an den König und Onkel Karl in dem seinigen an Dich sagt, so vollkommen einverstanden, daß ich Dich auf diese Briefe verweise, wenn Du meine Ansicht kennen willst. Man mag die Dinge ansehen, von welcher Seite man will, so bleibt doch Louis Philipp ein Thronräuber und er und seine Nachfolger tragen unrechtmäßiger Weise eine Krone. Seine Dynastie mag sich nun jahrhundertlang erhalten oder nicht — die Art, wie er zur Krone gelangte, wird die Geschichte mit unauslöschlichen Buchstaben als ein Unrecht verzeichnen. Er ist nun anerkannter König. Das ist Alles, womit man sich begnügen muß. Es ist aber ein himmelweiter Schritt zwischen der Anerkennung des momentan unabwendbaren Factums und der Alliirung eines so zum Thron gelangten Hauses mit den anderen, ehrenvoll und rein dastehenden Fürstenhäusern Europas. Schon die vorjährige Visite war ein Schritt, der seine Folgen haben mußte; wir sehen sie jetzt in der begangenen Kühnheit eines Ehe-Antrages. Das ganze legitime Europa hat diese Anträge bisher zurückgewiesen; Oesterreich, Rußland, Neapel, Württemberg haben im Gefühle ihrer Ehre eine solche Alliance auf

eine sehr eclatante Art ausgeschlagen; daher waren wir auch sicher, was Ihr thun würdet, und Ihr habt unsere Erwartungen glücklicherweise nicht getäuscht. Wie konnte man aber vermuthen, daß Helene das Alles aus den Augen setzen und ein Gefühl als deutsche Fürstin verleugnen werde, welchem zu folgen sie so erhabene Beispiele bereits vor sich hatte."

Jedenfalls dürfte in den voranstehenden Worten eine beherzigenswerthe Mahnung an den Geschichtschreiber erblickt werden dürfen, sich den Charakter und die Denkungsart des Prinzen Wilhelm nicht willkürlich zu construiren. Er war sicher von frühester Zeit an ein Mann, dem dynastische und Familienpflichten als eine unübersteigbare Schranke aller persönlichen Neigungen gegolten haben. Daß er je in seinem Leben auch nur eine Stunde lang an ein Ehebündniß gedacht oder geglaubt, oder ein solches beabsichtigt hätte, welches den Regeln der fürstlichen Hausordnung nicht entsprochen hätte, ist durch Thatsachen nicht erwiesen und den nüchternen Gesinnungen seines klaren Verstandes nicht zuzutrauen. Der Gedanke an eine Möglichkeit seiner Verbindung mit der Prinzessin Radziwill beruhte zeitweilig auf einer irrthümlichen Voraussetzung über die Ebenbürtigkeitsfrage. Man kann einer Frau und Schriftstellerin, voll Pietät und treuer Anhänglichkeit an alle Theile dieser kleinen Ehestandsfrage, nicht genug dankbar sein für eine so einfache Lösung eines etwas verwirrten Problems.

König Ludwig II. von Baiern*).

Wenn das Dampfschiff auf dem Staremberger See die Station Berg verlassen hat, so wenden sich alle Augen der reisenden Touristen sofort nach jener Uferseite, um das Kreuz über dem Wasserspiegel zu erspähen, das die Stelle bezeichnet, wo der Leichnam des Königs gefunden wurde. Ein sagenkundiger Mann, der da auf Deck steht und hinblickt über die bewegten Wellen zu dem verhängnißvollen Gedenkzeichen der entsetzensvollen Begebenheit, kann sich leicht in die Zeiten des Saxo Grammaticus versetzt glauben, in dessen Büchern die schaurigen Geschichten von alten Seekönigen und berserkerhaften Menschen zu lesen sind. Aber das Kreuz am Staremberger See erzählt eine Begebenheit, die nicht älter als zehn Jahre ist, und in der rasch lebenden, mit rasender Eile dahinbrausenden Zeit scheint doch das Ereigniß schon in unendlicher Ferne zurückzuliegen, wie wenn wir auf dem Vierwaldstätter See führen und nach der Tellsplatte hinüberblickten.

Wo findet sich die Chronik, die uns das Kreuz im Staremberger See so zu deuten und zu erklären vermöchte, wie es die alten Schweizer mit ihrer Tellsplatte verstanden haben? Der Tourist auf dem eiligen Dampfschiff macht vielleicht zu seinem Nachbarn die trockene Bemerkung: wie es eigentlich gewesen sei, wisse man nicht, und in wenigen Minuten ist Berg und Königskreuz den Blicken verschwunden und wahrscheinlich auch vergessen.

Die ungeheure Königstragödie ist ein historisches Ereigniß geworden und wir leben der angenehmen Ueberzeugung, daß kaum jemand in anderer, als objectiver und leidenschaftsloser Stimmung sich mit dem traurigen Gegenstande vertraut zu machen suchen mag.

---

*) König Ludwig II. von Baiern. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Karl v. Heigel. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1893.

Es ist daher als erfreulich zu bezeichnen, daß ein berufener Mann, der durch seine Beziehungen zu dem unglücklichen Könige bekannt ist, die Feder ergriffen hat, um dem wirklich vorhandenen historischen Bedürfnisse zu genügen, über Ludwig II. ein verständiges, ruhiges Wort zu sagen. Es sind mancherlei Bücher erschienen, von denen das Gegentheil gilt und von denen man behaupten kann, sie seien gerade nur gut genug gewesen, um zu beweisen, daß Parteilichkeit selbst vor dem härtesten Schicksale der Menschen nicht stille zu stehen vermag. Einer solchen Litteratur gegenüber durfte ein Mann wie Karl v. Heigel als geeigneter und beredter Wortführer auftreten, und es ist nicht zu zweifeln, daß seine besonnene Darstellung vieles beitragen wird, um eine richtigere, geläuterte Anschauung von dem Leben und Sterben des unglücklichen baierischen Monarchen zu verbreiten.

Herr v. Heigel wollte nun zwar kein eigentliches Geschichtsbuch liefern, aber seine Ausführungen umfassen doch alle Theile der Wirksamkeit und Regierung Ludwigs II. in so vollständiger Weise, daß man nach vollendeter Lektüre des Werks sich gleichsam biographisch gesättigt erachtet. Man vergißt gerne die vielen Punkte und Gedankenstriche, die der Verfasser im Laufe der Darstellung seinen Lesern vorsetzt, weil man die Empfindung erhält, daß doch die Hauptsachen besprochen worden sind, wenn auch eine strengere Form der Erzählung in mehr als einem Betracht noch erwünschter gewesen wäre.

Die tückische Krankheit des Königs Ludwig ist von der gegen seine Regierung erbitterten Opposition in Baiern dazu benutzt worden, das Urtheil über sein Thun und Lassen überhaupt zu trüben und zu verschlimmern. Wenn es nach gewissen Schriften wahr wäre oder glauben gemacht werden könnte, daß König Ludwig schon vom Beginn seiner Regierung an nicht völlig zurechnungsfähig gewesen sei, so würde der königstreuen altbaierischen Bevölkerung manches als Nationalunglück vorzustellen leichter gemacht sein, was sich in der entscheidenden Epoche dieser Regierung zugetragen hat. Und welche Thatsachen sind dies! welche Ereignisse unserer deutschen Einheitsgeschichte sind in dem Leben Ludwigs II. begriffen! In der That! wer den traurigen Muth besitzt, die Krankheitsgeschichte dieses Königs bis in die Zeiten seines Regierungsantritts zurückzuschieben, der

kann bei dem königstreuen Volke Baierns einen ganz ansehnlichen Grad von Beunruhigung hervorbringen. Dergleichen Versuche sind geschehen, und es ist eine werthvolle und hohe Aufgabe deutscher Geschichtschreibung, denselben entgegenzutreten. Herr v. Heigel, der eine spitze und geistreiche Feder führt, hat es vortrefflich verstanden, die mitunter geradezu lächerlichen Anwürfe gegen die Regierung Ludwigs II., insbesondere in Betreff seiner künstlerischen Tendenzen und seiner religiösen und kirchlichen Maßnahmen zu kennzeichnen. Er scheut sich dabei nicht, von seiner Landsmannschaft den freiesten Gebrauch zu machen und den Münchener Philister bei seinen notorisch schwachen Seiten zu packen. Daß viele Urtheile des Münchener Publicums, namentlich in der Zeit, da Richard Wagner in des Königs persönlicher Umgebung war, den Ursprung der Bierbank nie verleugnet haben, wer möchte dies heute leugnen? Gehört es nicht etwa zu den lehrreichen Thatsachen der Geschichte der sechsten Großmacht, wenn man sich an einem schönen Sommernachmittag heute auf dem Bayreuther Festspielplatz der lustigen Demonstrationen der Münchener Brauhauspolitiker erinnert, da sie wegen des Maestro doch im Begriffe waren, dem zweiten Ludwig die Erinnerungen an die Lola-Ereignisse des ersten wieder zu erwecken?

Der gelungenste Theil des Heigel'schen Buchs scheint uns gerade in der Schilderung des Regierungsbeginns des Königs zu liegen. Daß man thatsächlich allen Grund gehabt habe, dem geistvollen jungen Fürsten jede Hoffnung entgegenzubringen, ist so ansprechend von Herrn v. Heigel geschildert worden, daß man diesen Theil seines Buches mit wahrer Freude lesen mag. Dabei fehlt es aber auch nicht an sehr feinen Beobachtungen, zum Theil auf weniger bekannte oder beachtete Thatsachen gestützt. So ist das Kapitel der Erziehung des jungen Königs recht wenig beachtet. Der Vater Ludwigs hat sich bekanntlich eines in Gelehrten- und Schriftstellerkreisen so hohen Ansehens erfreut, daß ein Zweifel an der Erziehungsweise des Thronfolgers geradezu als Bosheit erachtet worden wäre. Galt doch König Max als der Freund von allen möglichen gelehrten und berühmten Männern, als der deutsche Fürst, dem man ohne Zweifel die Abfassung einer Kyropädie übertragen hätte, wenn sich die höchsten Herrschaften, wie es damals den Anschein hatte, zu einem neuen bisher unbekannten Erziehungssystem ihrer Söhne entschließen sollten.

Man kann leider nicht behaupten, daß sich die von König Max so eifrig eingesogene Philosophie und gelehrte deutsche Pädagogik an der Erziehung seiner Söhne bewährt hätte. Wenn man vielmehr Gründe für mancherlei bedauerliche Umstände in der Geschichte Ludwigs II. aufsuchen wollte, so müßten sie lediglich in der Erziehung des jungen Königssohnes gefunden werden. Wir wollen dabei nicht auf den sonderbaren Irrthum der damaligen Generation im Allgemeinen zu sprechen kommen, der darin bestand, daß man glaubte, ein künftiger König müsse möglichst bürgerlich erzogen, das hieß denn wol im Verstand so manches Pädagogen, möglichst philisterhaft und kleinmeisterlich gehalten werden. Wir wollen diese kindliche Vorstellung des neunzehnten Jahrhunderts, worin sich der ganze bis zum Größenwahn gesteigerte eingebildete Gelehrtenpedantismus des Zeitalters gezeigt hat, an diesem Orte nicht im Einzelnen besprechen. Von Aristoteles an bis auf Macchiavell, Bacon und Friedrich den Großen würden alle Menschen, die jemals über Fürstenerziehung nachgedacht haben, nur lächeln, wenn man ihnen sagen könnte, daß im neunzehnten Jahrhundert in Familien gekrönter Häupter die Idee aufgekommen sei, man müsse seine Kinder möglichst nach der bürgerlichen Schablone erziehen, um sie für Königsthrone geeignet zu machen!

Und in der That, so groß die Verehrung sein mag, die man dem Könige Max zu zollen pflegt, in Bezug auf seine Söhne kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er sich in einem schweren Irrthum befand. Sollte es denn für möglich gehalten werden, daß König Ludwig II. so vollständig fern von allen körperlichen Uebungen gehalten worden ist, daß er viel schlimmer als ein sonstiger Gymnasiast von frühem Morgen bis zum späten Abend mit Schulstunden überhäuft worden war? Muß man denn nicht staunen, wenn man liest, daß der junge König, als er zur Regierung kam, noch kaum einen Begriff von dem Werthe des Geldes besaß, da er über ein nur nach Kreuzern berechnetes Taschengeld zu verfügen gelernt hatte! Und welchen Eindruck muß die Behauptung des Herrn v. Heigel machen, wenn wir erfahren, daß die jungen Prinzen selbst in der nothdürftigen Ernährung so knapp gehalten worden sind, daß Ludwig II. als Knabe die ihm von Hausgenossinnen auf dem Lande etwa zugebrachten Eßwaaren sehr gerne annahm. Und zu alledem

ein System von schweren und unfroh machenden Strafen! Von militairischer Ausbildung keine leiseste Spur! Nicht einmal das Interesse für den Soldatenstand war geweckt worden! Dagegen wurden sehr viele Prüfungen gehalten, eine Einrichtung, die sich in Baiern, genau wie in Oesterreich, an dem Hofe aus den Zeiten der Jesuitenlehranstalten erhalten zu haben scheint. Ueberhaupt dürfte die Erziehung König Ludwigs recht viel Aehnlichkeit mit derjenigen des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich gehabt haben. Denn der Unterricht dieses jungen Mannes war bis zu dessen 18. Lebensjahre vollendet worden, und so umfassend, daß alle die, welche berufen wurden, den stunden-, ja tagelangen Prüfungen des unglücklichen Knaben beizuwohnen, nicht genug zu staunen vermochten, wie nur der Kopf und das Gedächtniß eines in der körperlichen Entwickelung begriffenen Menschen dergleichen Anstrengungen auszuhalten vermochte.

Das traurige Resultat dieser verkehrten Erziehungsvorstellungen des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts war ja in beiden Fällen das gleiche!

Treffliche Anlagen wurden durch Ueberanstrengung und eine unpassende Härte der Forderungen zwar zu einer raschen geistigen Entwickelung getrieben, aber die Treibhauspflanze zeigte keine Widerstandskraft im Kampfe des Lebens, und für den Beruf des Fürsten war diese geistige Kost nicht gemacht; man besaß einen herrlich geschulten Gymnasiasten; aber sollte daraus ein König werden, so hätte das Leben erst noch eine Erziehung geben müssen, die der frühe Tod des Vaters leider versagte. Herr v. Heigel hat ganz recht: aus den etwaigen Mißgriffen, die ein so aus der Schulstube auf den Thron gehobener Jüngling machen mußte, auf ein geistiges Leiden des Königs schließen zu wollen, ist ungerecht und thöricht.

Auch die in gewisser Weise schiefe Stellung des Königs zu den gewaltigen Kriegsereignissen eben seiner ersten Regierungsjahre erklärt sich leicht. Wäre der König Soldat gewesen, so würde seine Antheilnahme an den entscheidenden Ereignissen unserer vaterländischen Geschichte eine andere, tiefere und freudigere gewesen sein. Die Eifersucht, von deren Bestand dem Kronprinzen von Preußen gegenüber auch v. Heigel nicht absehen zu können meinte, wäre kaum jemals entstanden. Ohne daß man genöthigt ist, dem Herrn Verfasser zu

widersprechen, wenn er betont, daß Ludwigs II. Entschluß an der Gründung des deutschen Reiches seine Bedeutung stets behalten werde, darf man doch sagen, daß ein König von Baiern, der sich im entscheidenden Augenblick unter den Siegern in Versailles befunden hätte, dem Einheitswerke noch einen andern Stempel aufgedrückt haben würde. Aber Max II. hatte aus seinem hochbegabten Sohne keinen rauhen Krieger machen wollen, und der neue König suchte sein Königsideal nicht in „Alexander und Friedrich dem Großen", sondern in dem Roi soleil der kunst- und bautenfrohen Franzosen.

Wir streifen mit der letzten Bemerkung die schwierigste Seite in dem Leben des Königs und zugleich die bedenklichste in Betreff dessen, was der Biograph zu sagen haben wird. Herr v. Heigel ist der Sache nicht aus dem Wege gegangen. Durch eine Fülle von historischen Bildern und psychologischen Betrachtungen weiß es Herr v. Heigel sehr einleuchtend zu machen, daß in den Bauten des Königs Ludwig ein großer Zug lag, den nur die äußerste Philisterhaftigkeit mit seiner nachher auftretenden Krankheit in Zusammenhang bringen konnte. Daß der königliche Bauherr dabei die materiellen Seiten, gewissermaßen die prosaische Kehrseite der Sache, wenig begriff, kann doch kaum sehr hoch angeschlagen werden. Wir geben in allen diesen Dingen Herrn v. Heigel Recht und freuen uns auch, daß er den thörichten Ausstreuungen über die von dem König aufgeführten Theaterstücke, deren Verfasser Heigel selbst großentheils war, entschieden entgegentritt, dennoch bleibt der Biograph die Lösung eines Räthsels schuldig, welches darin besteht, daß wir über Genesis und chronologische Entwickelung von des Königs Krankheit nichts erfahren. Plötzlich tritt die Katastrophe vor den erstaunten Leser, wie sie unerwartet vor das deutsche Volk getreten ist; in tiefes Schweigen hüllt sich der Biograph in Bezug auf alles, was das Geheimniß der Einsamkeit in den königlichen Schlössern in den letzten Jahren verbarg, und unenträthselt bleibt auch das stumme Kreuz im Staremberger See.

Königin Victoria.

Zum Regierungsjubiläum.

Lange Regierungen sind in der Geschichte Englands nicht ganz selten gewesen. Eduard III. hatte es zu fast vollen fünfzig Regierungsjahren gebracht, und die „jungfräuliche Königin“ des sechzehnten Jahrhunderts trug fünfundvierzig Jahre die Krone. Georg III. überragte alle anderen Könige Englands und anderer Staaten Europas an Dauerhaftigkeit des Lebens auf dem Thron. Denn volle sechzig Jahre waren seit seiner Krönung verflossen, als er starb. Aber sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum hatte vermöge seiner jahrelangen Geistesstörung keinen so freudigen Charakter, wie dasjenige, welches die Königin von England in diesen Tagen feiert. In kräftigem Alter und bester Gesundheit, umgeben von sechsunddreißig Söhnen, Töchtern, Enkeln und Urenkeln, erlebt die Queen, wie der officielle zugleich und populaire Titel lautet, ein Fest, wie man es nur in England erleben kann, ein Fest, von welchem vom ersten Lord bis zum letzten Taglöhner jeder echte Englishman überzeugt ist, daß es sich um eine ernste, wichtige und höchst eingreifende Staatsangelegenheit handelt.

Eine solche Festlichkeit feiert der Engländer anders als die übrigen Nationen, nicht durch empfindungs- und stimmungsvolle Aeußerungen, nicht durch Commersiren und Poculiren, sondern durch eine Reihe von stilvollen Fêten, bei welchen sich Jedermann freuen wird, zu sagen, it went all very well off. Das seltene Ereigniß will mit Pracht und Glanz begangen werden, es ist die Pflicht eines guten Engländers, es zu feiern, und so wird es gefeiert mit aller Gründlichkeit, Dauerhaftigkeit und Nachdruck, deren nur immer Alt-England fähig ist.

Es sind wichtige Tage; man wird sich der glänzenden Krönung

erinnern, welche vor fünfzig Jahren am 28. Juli stattgefunden hatte, fünf Wochen, nachdem der Seemannskönig gestorben war, und man wird eine Reihe von Ceremonien wie bei einer goldenen Hochzeit wiederholen und beweisen, daß auch die heutige Generation eine solche Sache genau so ausführt, wie es zu Eduards III. Zeiten geschehen wäre, wenn er nicht ein halbes Jahr vor seinem Jubiläum gestorben wäre. In diesen Dingen wird ohne alle Frage Alles auf das Beste angeordnet und vollzogen worden sein; weniger sicher ist man dagegen, ob nicht die colossale Versammlung von europäischen Fürstlichkeiten, die speciell der Hof um sich sieht, manche Schwierigkeiten hervorbringen wird, da doch mit einem Male Forderungen an die Hofhaltung der Königin gestellt werden dürften, deren Erfüllung bei der seit 25 Jahren bestehenden Zurückhaltung des englischen Hofes mindestens ungewöhnlich ist. Es gibt Leute, welche behaupten, man werde am Ende gar selbst Mr. Brown dabei vermissen, da zu seiner Zeit so manches Arrangement sich durch seine geschickte Hand gleichsam von selbst gemacht hat.

Wie dem aber auch sein möge, für die Königin Victoria hat das Fest außer dem allgemeinen Interesse auch noch eine specielle persönliche Bedeutung, welche ihr allerdings zu großer Genugthuung gereichen mag. Denn eine fünfzigjährige Periode von gleicher Prosperität des gesammten Landes gibt es nicht wieder in der englischen Geschichte. Ohne daß man im Allgemeinen behaupten könnte, das Ansehen Englands hätte sich seit jener Zeit, als die Königin die Regierung antrat, irgend verändert oder gar verringert, wird doch nicht zu leugnen sein, daß es der eminent friedliche Charakter der englischen Politik gewesen ist, welcher diesen außerordentlichen Wohlstand der Nation hervorgebracht hat. Alle Parteien stimmen darin überein, daß es auch nicht zum Wenigsten das ganz persönliche Verdienst Victorias war, wenn das Land vor einigen drohenden Kriegen bewahrt worden ist. Königin Victoria hatte England ein- für allemal den continentalen Verwicklungen entzogen, welche ein Erbtheil der hannoverschen Dynastie waren.

Man kann sich keine größere Umwandlung in den Verhältnissen eines alten Hauses denken, als diejenige, welche mit der Thronbesteigung der Königin Victoria eingetreten ist. Es war, als wenn mit einem Male eine totale Veränderung in den Traditionen vor sich

gegangen wäre. Ueberall begegnete man neuen Leuten, und diejenigen, welche noch vor Kurzem am englischen Hofe tonangebend schienen, waren mit einem Male zurückgedrängt. Zwar hatten sich die jüngeren Söhne Georgs III. längst an den Gedanken gewöhnt gehabt, daß vermöge der englischen Successions-Ordnung eine auswärtige Familie durch eine Heirath mit der Thronerbin des Reiches zur Macht gelangen könnte; aber nach dem Tode der Prinzessin Charlotte, der Tochter Georgs IV., meinte man nicht mehr, daß diese Gefahr vom Hause Coburg her drohen könnte. Denn obwol Prinz Leopold, der Wittwer der Prinzessin Charlotte, seine Schwester dem alten Herzog von Kent verheirathet hatte, so war doch zunächst nicht daran zu denken, daß auch die nächste Generation wieder in die Bahnen der coburgischen Hauspolitik gerathen könnte.

Als aber der Herzog von Kent gestorben war, hatte Prinz Leopold seinen Einfluß auf seine Nichte in eben dem Sinne geltend zu machen gewußt, welcher sowol den Cumberlands wie den Cambridges am wenigsten gefiel. Victoria heirathete bekanntlich ihren Vetter Prinzen Albert von Sachsen-Coburg, und dieser junge Herr verstand es in seltener Weise, die Regierung an sich zu ziehen. Nach einigen stürmischen Jahren, von denen die Geschichte nicht viel erzählt, war es dem Prinzen Albert gelungen, auch ohne den Titel thatsächlich König von England zu sein.

Der Jahrestag der Thronbesteigung der Königin wird aber kaum diesen Erinnerungen gewidmet werden. Man wird gewiß sehr klug daran thun, alle diese Dinge dem Buchhandel anheim zu geben. Das Jubiläum wird allerlei geschichtliche Rückblicke zu Tage fördern, aber es wird gewiß Niemand sich einfallen lassen wollen, etwas zu erzählen, was nicht schon längst bekannt wäre. Man ist in der glücklichen Lage, genau zu wissen, was die Königin Victoria von ihrer Jugendgeschichte erzählt wissen will, und man braucht nur einige Capitel aus den von ihr selbst veröffentlichten Werken zu wiederholen, um das Richtige zu treffen. Denn die Königin hat nicht umsonst die Mühe der Publication zahlreicher Erinnerungen auf sich genommen, und man kann sagen, daß England und Deutschland gewetteifert haben, Alles, was in den von der Königin protegirten oder publicirten Werken steht, hundertmal zu wiederholen, als wäre es ein reines Evangelium.

Zu der Zeit, als noch der König Wilhelm IV. regierte, lebte die Herzogin von Kent mit ihrer Tochter recht abgeschieden und zurückgezogen, denn der alte König wollte nicht viel von seinen lieben Anverwandten überhaupt, aber am wenigsten etwas von den deutschen Prätendenten wissen. So wenig kümmerte sich die hohe Gesellschaft von England um das deutsche Haus der Herzogin, daß man versichern konnte, die kleine Thronerbin von England habe gar keine Ahnung davon gehabt, daß sie die Nachfolgerin des Königs werden würde. Um der jungen Prinzessin von der ihr bevorstehenden Lebensstellung einen Begriff zu geben, wählte man das sonderbare Mittel, bei der Geschichtsstunde eine genealogische Tafel unvermuthet vor ihre Augen zu bringen, aus welcher zu ersehen war, daß sie selbst einstens Königin von England sein werde. Diese glorreiche Idee hatte ihre Gouvernante, die Baronin Lehzen, eine deutsche Dame von den seltsamsten Vorstellungen über die englische Gesellschaft und Verfassung. Sie bildete sich nichts Geringeres ein, als daß es möglich sein werde, mit Hilfe einer gut erzogenen Prinzessin das britische Reich ein wenig mit zu regieren. Natürlich hoffte sie dies hauptsächlich dadurch zu erreichen, daß sie mehr danach strebte, ihre Person als ihre Wissenschaft der künftigen Königin zum unentbehrlichen Bedürfniß zu machen. Und so waren denn die Erziehungsresultate nicht gerade dazu angethan, den ausgeprägten Willensrichtungen des sonst so liebenswürdigen Zöglings entgegenzutreten. Die Prinzessin war der Verzug der ganzen Umgebung. Dabei hatte sich eine kleine staatsmännische Verschwörung gebildet. Der Premier-Minister war gar nicht gemeint, bei dem Thronwechsel seine Stellung zu verändern. Lord Melbourne war sozusagen der einzige Habitué im Hause Kent, und er ließ sich's nicht verdrießen, mit der Baronin Lehzen die zärtlichsten Conferenzen abzuhalten, welche jedoch ganz ungefährlich waren, da er meist in einem Halbschlummer sich dabei befand und die Gouvernante der Königin außerdem gar zu wenig verführerisch aussah. Es war ein Verhältniß rein platonischer Art. Lord Melbourne wollte der Gouvernante und die Gouvernante wollte Lord Melbournes sicher sein. So war denn wirklich Alles und Alles ein Herz und eine Seele geworden: Minister, Königin und Gouvernante hofften, in schönster Harmonie das Königreich zu beherrschen. Das Parlament ruhte auf den Lorbeern der Reformbill

und die Regierung war whigistisch. Der König Wilhelm IV. schlief sehr viel und namentlich nach dem Essen, da er einen Seemannstrunk vertrug. So ging die englische Welt, eigenthümlich vorbereitet, im Jahre 1837 dem Regierungswechsel entgegen. Die Cumberlands hatten sich schließlich mit demselben befreundet, da er ihnen Gelegenheit bot, die englische Hauptstadt zu verlassen und die in England kaum mehr zu handhabenden „besseren Regierungsgrundsätze" auf dem fügsameren Boden Deutschlands geltend zu machen, wo man doch noch Verfassungen wie einen alten Lehnstuhl umzuschmeißen in der Lage war. Nur die Cambridge waren zurückgeblieben, zwar sehr unzufrieden mit dem ganzen Whig-Regiment, aber doch nicht ohne Hoffnung, daß es noch gelingen werde, das verwaiste Königskind in „gutem Sinne", wie sie sagten, zu verheirathen.

Der alte Herzog von Cambridge war in dem einen Punkt mit seinem Bruder, dem König Wilhelm IV., einverstanden, daß es ganz gleichgiltig wäre, welcher Prinz die Hand Victorias erhalten sollte, wenn es nur ein Gegner der Kent und ihrer Sippschaft wäre. Man hätte einen niederländischen Prinzen gerne ausgesucht, aber diese Pläne waren durch den Tod des Königs vereitelt worden. Unter solchen Umständen war ein achtzehnjähriges Mädchen am 20. Juni Königin von England geworden; aber Alles, was man nur jemals als „Confusion in allen Ecken" hätte bezeichnen können, war in diesem Augenblicke thatsächlich in England vorhanden. Bei dieser Gelegenheit bewährte sich die Verfassung des wunderbaren Staatsgebäudes denn doch als eine sehr respectable Grundmauer einer ruhigen und stetigen Entwicklung. Denn es ist ja wahr, persönlich haßten sich die Hofparteien, die Staatsparteien, die Familien und die Prinzen bis auf den Tod; aber trotzdem ging Alles in schönster Ordnung seinen Weg, so sehr, daß man heute in der Erinnerung an diese Dinge meinen kann, nichts als Freude, allgemeiner Jubel und Segenssprüche wären bei der Krönung der kleinen, ganz selbstbewußten und herrscherfreudigen Königin zu Gevatter gestanden.

Inmitten dieser verworrenen Verhältnisse denkt sich die neueste Geschichtforschung gerne einen Mann von seltener Energie und geistigen Gaben gestellt, welcher sich darauf versteht, Alles zum Guten zu wenden. Dieser Wunderdoctor ist, wie man nach den neuesten Entdeckungen glauben muß oder soll, der coburgische Baron Stockmar

gewesen. Die besonders in Deutschland verbreiteten englischen Geschichtsbücher enthalten einen wahren Stockmar-Cultus, welcher mit wirklichem Glück verbreitet worden ist und den Beweis gibt, daß die Königin von England in dankbaren Gefühlen für eine Reihe von Persönlichkeiten nicht ohne Geschick publicistische Erfolge zu sichern gewußt hat. Alles Gute ist doch wol von Stockmar gekommen, versichert uns ein biederer Mann, den die Königin zum Geschichtschreiber des Prinzen Albert ernannt hat, und die deutsche Professorenweisheit hatte es nun heraus: kritisch festgestellt ist nichts Geringeres, als daß alles Gute von Stockmar kam. Zunächst hatte er allerdings eine sehr difficile Aufgabe, zu deren Erfüllung ihn König Leopold von Brüssel nach London gesendet hatte.

In dem Kreis der Herzogin von Kent lebte noch ein gewisses Familienstück aus der Zeit des guten Herzogs, ihres Gemahls, welches sich der ganz besonderen Ungunst aller hohen Kreise erfreute. Es war der Cabinetssecretair Mr. Conroy, den man die Gouvernante der Herzogin von Kent nennen könnte, gleichwie die Baronin Lehzen der Cabinetssecretair der jungen Königin zu sein entschlossen war; mit dem Letzteren mochte es hingehen, aber Conroy war doch gar zu bedenklich und König Leopold wünschte daher, seine Schwester zu überzeugen, daß ihr unentbehrlicher Secretair entweder von der Herzogin getrennt oder die Herzogin von der Königin getrennt werden müßte. Zu diesem hochpolitischen Familiengeschäft wußte nun König Leopold Niemanden geeigneter als seinen ehemaligen trefflichen Leibchirurgus, der alle Feldzüge mit dem Prinzen Leopold gemacht hatte, und auch den englischen Feldzug, auf welchem einst die Thronerbin von England erobert worden war.

Es ist wahr, Baron Stockmar hatte sich bei den Herrschaften in ein ganz außerordentliches Ansehen zu setzen gewußt. Daß er es fertig brachte, den Conroy zu beseitigen, war sein großes Meisterstück, denn wenn es nach dem Secretair der Herzogin gegangen wäre, so hätte man am liebsten eine Regentschaft eingesetzt, welche die Verwirrung auf das Höchste zu steigern bestimmt sein sollte. Der „gute Genius" des Hauses Coburg — so sagt die Geschichte — sei aber so mächtig an das Gemüth der Herzogin von Kent herangetreten, daß sie ihre Gouvernante preisgab, während die der Königin nun umso unumschränkter herrschen zu können hoffte.

So standen die Dinge während der Krankheit des Seemannskönigs, der schließlich alle Einwirkungen auf die Fragen der Succession aufgegeben hatte und froh war, von den Staatsgeschäften möglichst wenig zu hören, da ihm die politisirenden Tories ebenso widerwärtig waren, wie seine regierenden Whigminister. Durch Wochen hindurch hatte man Zeit, sich vorzubereiten auf das große Ereigniß des Thronwechsels. Dennoch blieb das Verhältniß zwischen König Wilhelm IV. und dem Kent'schen Hause bis zum letzten Augenblicke ein gespanntes, so daß auch nicht die leiseste Vorsorge für den Fall des Todes des Königs getroffen werden konnte. Dessenungeachtet hatte man in Kensington, wo die Herzogin wohnte, sehr genaue Nachricht von der Lage der Dinge in Windsorcastle, wo der König in der Nacht vom 19. auf den 20. Juni entschlafen war.

„Am Morgen des 20., es war ein Dienstag, verließen," wie der Geschichtschreiber Pauli umständlicher erzählt, „drei Kutschen mit dem Erzbischof von Canterbury, dem Oberkammerherrn Marquis von Conyngham und dem Leibarzt Sir Henry Halford Windsor; schon um 5 Uhr rollten sie durch die Pforten von Kensington, wo Alles wach war. In den hellen Strahlen der Sommersonne hatten jene Herren die Ehre, der Jungfrau den ersten Gruß als ihrer Königin darzubringen. Um 9 Uhr folgte ihnen Lord Melbourne zu einer halbstündigen Audienz; zwei Stunden später trafen die anwesenden Mitglieder des geheimen Raths ein, die Minister und Peers, die beiden Erzbischöfe, der Lordmayor, vor Allem die beiden Oheime Cumberland. Ersterer, nunmehr Se. Majestät der König von Hannover, hatte sich in der Eile von Lord Lyndhurst in dessen Wagen mitnehmen lassen. Nachdem die junge Königin bleich, aber gefaßt, die Mutter zur Seite, in dem Salon des Palais an der Spitze der Tafel Platz genommen hatte, leistete die Versammlung nach der Rangordnung den vorgeschriebenen Treu-Eid; die Liste der Namensunterschriften wurde von Ernst August Rex eröffnet. Alsdann hielt Victoria, ehe sie die von ihr verlangten Eide ablegte, eine Ansprache, für die natürlich der Minister Sorge getragen hatte, durch die sie zum ersten Male ihre Unterthanen mit ihrer glockenhellen Stimme entzückte. Sie redete von der schweren Verantwortung, die durch das Ableben des Souverains auf sie gewälzt worden, eines Fürsten, dessen beständige Achtung vor den Rechten und Freiheiten der Unter-

thanen, dessen Wunsch, die Gesetze und Institutionen des Reiches zu verbessern, seinem Namen allgemeine Verehrung erworben haben. Nächst der göttlichen Vorsehung hoffte sie in der Reinheit ihrer Absichten, in dem Eifer, für das öffentliche Wohl die Stütze und die Hilfsmittel zu finden, die dem reiferen Alter und längerer Erfahrung zu Gebote stehen. In zierlicher Wendung an ihre Erziehung in England, an die zärtliche Sorge der geliebten Mutter erinnernd, erklärte sie, wie sie von Jugend auf die Verfassung ihrer Heimat habe achten und lieben gelernt."

Der geheime Rath hatte die Anordnung getroffen, daß die Proclamation, welche die Thronbesteigung der Königin bekannt machte, am nächsten Tage durch die Herolde verkündigt werden sollte. Die Königin zeigte sich jetzt zum ersten Mal dem Publicum, welches von einer peinlichen Ungeduld ergriffen war, auch seinerseits der jungfräulichen Königin öffentlich zu huldigen. Während die Zeitungen zum Theil noch unmittelbar vor dem Tode des Königs sich in mancherlei böswilligen Bemerkungen über den Hof von Kensington ergingen, wuchs jetzt die Begeisterung und Popularität der „reizenden" kleinen Königin von Stunde zu Stunde unter dem Volke. Als das Parlament am 17. Juli vertagt wurde und die Königin zur Prorogation nach Westminster fuhr, war der Jubel ein unermeßlicher. Die Thronrede machte einen ungeheuren Eindruck; man fand Alles so vortrefflich, daß die Opposition vollständig verstummen mußte. An den Sturz von Melbourne war nicht mehr zu denken. Bis zum 28. Juli, an welchem Tage endlich die feierliche Krönung der Königin stattfinden konnte, drängte eine Festlichkeit die andere. Das Großartigste von allem, was die Welt seit Jahrhunderten gesehen hat, sollte bei der Krönung selbst entfaltet werden, und wenn man bei der Krönung Wilhelms IV. von allem Pompe der früheren Zeiten absehen zu können meinte, so hatte sich jetzt eine Art von Liga der Alterthumsfreunde gebildet, welche eine Ceremonie verlangte, die den ganzen Glanz einer richtigen englischen Königskrönung erneuern sollte. Der Krönungszug und der Schmuck der Westminster-Abtei ist etwas gewesen, wobei jeder Engländer durch mehr als dreißig Jahre hindurch in eine Art von Verzückung gerieth, wenn er davon erzählte. Heute ist von den damals Lebenden nur noch ein kleiner Theil vorhanden, und die Königin selbst wird wenige Persönlichkeiten von

denen um sich sehen, welche bei ihrer Thronbesteigung anwesend waren.

Dem Glücke dieses monarchischen Volkes schien nichts zu fehlen, als ein Gemahl für die herrliche Queen, ein Thronfolger und ein volksthümlicher Hofstaat. Aber in letzterer Hinsicht wollte alles Drängen nichts nützen, die Königin ließ alsbald merken, daß sie sich in Bezug auf ihre persönlichsten Rechte und Freiheiten nichts vorschreiben lassen mochte.

Zwischen dem königlichen Hause und den verwandten Linien wollte aber noch lange Jahre hindurch ein gewisser Gegensatz nicht weichen. Daß es nicht möglich wurde, einen der Vettern von Cambridge der Königin zum Gemahl zu geben, hatte bei der schroffen Parteistellung der Tories und Whigs besondere Empfindlichkeiten erweckt. Die englische Hofchronik erzählt selbst noch nach Jahren von heftigen Reibungen und Gegensätzen. Als Prinz Albert sich bereits im sicheren Besitze der Hand und des Herzens der Königin Victoria wußte, kam es einmal bei einem kirchlichen Acte zwischen ihm und dem Herzoge von Cambridge zu einem köstlichen Rangstreite in Gegenwart der Königin selbst. Nach der Vollendung der Ceremonie sollte die Handlung seitens der anwesenden höchsten Herrschaften im Kirchenbuche beurkundet werden. Auf dem großen runden Tische in der Sacristei wird der Königin das Buch vorgelegt. Aber in dem Augenblicke, wo sie sich wieder erhebt, springt schon der im Hintergrunde lauernde Herzog von Cambridge hervor und sucht das Buch an sich zu reißen; aber hier hat auch schon Prinz Albert seine Hand darauf gelegt und bemächtigt sich mit seiner Rechten einer Feder, um seinen Namen an denjenigen der Königin anzuschließen. Cambridge, mit vorgehaltener Faust, entreißt ihm das Buch, lehnt sich schützend über den Tisch — ein Ruck und der Tisch stürzt sammt dem Buche zur Erde. Nun legt sich die Königin ins Mittel; der Herzog von Cambridge wird auf ihren Befehl beiseite geschoben und der Prinz unterschreibt. Nach dieser königlichen Entscheidung des Rangstreites ziehen sich die Cambridges zurück und verzichten natürlich auf alle Beurkundung des feierlichen Actes.

Man sieht, daß die Erinnerungen, welche in der Seele der glorreichen, fünfzig Jahre hindurch das Scepter führenden Königin in Betreff ihres Regierungsbeginns in diesen Tagen erwachen könnten,

nicht immer durchaus freundlicher Natur sind. Heute, wo die Königin über eine weitverzweigte Familie, man möchte sagen, ein eisernes Regiment zu führen versteht, wo ihr Einfluß in und außerhalb Englands ein feststehender ist, hört es sich wie ein Märchen an, wenn man erzählt, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die junge Regentin sachte auftreten mußte, um zwischen den Parteien zu segeln, wo sie von unsäglichen Schwierigkeiten umgeben war und wo ihr die Kunst des Nachgebens und der Willenlosigkeit als das höchste Princip englischer Königsherrschaft vorgestellt worden war. Erst Prinz Albert hat ihr klar zu machen gewußt, daß doch auch die englische Verfassung noch einige Prärogativen der Krone offen gelassen habe, und wirklich hat Victoria zuweilen dieselben in sehr ernstlicher Weise geltend gemacht. Diese Verfassung selber ist nun aber freilich in diesen fünfzig Jahren unter den zarten Frauenhänden etwas sehr stark nach links hinübergerutscht. Manche behaupten, daß die Monarchie sich bei weitem weniger gut conservirt hätte, wenn in diesem reformlustigen Zeitalter ein starker conservativer Wille auf dem Throne verspürt worden wäre. Ob dies richtig ist, wird man erst beurtheilen können, wenn die Königin nicht mehr sein sollte. Sie erfreut sich aber einer außerordentlich guten Gesundheit und die Reihenfolge ihrer Nachfolger läßt sich noch gar nicht überblicken. Das vortreffliche Temperament der Königin läßt erwarten, daß ihr die Leiden des Alters nicht übermäßig drückend sein werden. Sie besitzt eine ruhige, selbstgewisse Art zu herrschen und ist in ihren engeren Kreisen gewohnt und überzeugt, daß ihr Alles unbedingt gehorchen müsse, wie dem Dalai Lama; sie bemerkt es kaum, wenn ihre Anordnungen nicht genau befolgt worden sind, denn sie übersetzt sich das Roma locuta est auf ihre eigene Art in Regina locuta est, und hat auch darin etwas Päpstliches an sich, daß sie's in der Praxis nachher nicht so streng nimmt, wenn etwa irgend Jemand an ihrer Infallibilität zweifelt.

Für die auswärtigen Verhältnisse hat sie jedoch eine sehr feine Empfindung und eine Erfahrung, durch welche sie einen großen Theil der heutigen viel jüngeren Staatsmänner übersieht. Diese Ueberlegenheit ist viel weniger beachtet, als sie es verdiente, und manche Angelegenheiten würden richtiger beurtheilt worden sein, wenn man auf dem Continent nicht die constitutionelle Doctrin Englands in

manchen Stücken wesentlich falsch verstehen würde. In den inneren Fragen freilich haben die englischen Könige heute wie gestern wenig zu sagen, aber daß die Huldigung von Europa und Asien nicht blos einem abstracten Kronenbegriffe, sondern der Monarchie der Königin und Kaiserin gilt und gelten soll, das wird wol auch ein Bischen durch das jetzige Fest bewiesen und, setzen wir hinzu, es sollte auch durch dasselbe bewiesen werden.

König Leopold I. von Belgien als Kritiker.

Ein eigenthümlicher Zufall hatte es gefügt, daß Gervinus seinen VI. Band der Geschichte des 19. Jahrhunderts, in welchem der Aufstand und die Wiedergeburt von Griechenland behandelt wurde, in dem Augenblicke beendet und veröffentlicht hatte, wo dort das Königthum Ottos von Baiern eben seinem Ende entgegenzueilen begann. Alle Welt war über das Verhalten Englands in Griechenland erzürnt, und die Diplomatie befürchtete eine neue schwere Verwickelung im Orient. Das war im Jahre 1862. Das Buch von Gervinus kam daher gelegen, um sich über die Dinge in Griechenland zu orientiren, und bald war dasselbe in den Händen aller praktischen Staatsmänner.

Unter den Persönlichkeiten, welche dreißig Jahre zuvor an dem Aufbau des neugriechischen Staates einen unmittelbaren Antheil nahmen, hatte sich der König Leopold von Belgien ein unveränderter lebhaftes philhellenisches Interesse bewahrt. Wie kaum ein anderer der noch lebenden Zeitgenossen von 1830 hielt er den Traum der Auferstehung des griechischen Reichs mit zäher Jugendliebe fest und versicherte, daß er mit Vergnügen noch heute (1862) die Stellung annehmen würde, welche ihm durch die Verhältnisse von 1831 versagt worden war, wenn er nur 20 Jahre jünger wäre.

In dem Gervinus'schen Werke, welches der König mit größtem Eifer gelesen hatte, fand er nun aber auf den letzten Seiten des Bandes seine Stellung zu der griechischen Sache ausführlich und in höchst persönlicher Weise besprochen, und obwol er, wie immer und überall in seinem Urtheile, auch der Darstellung des Geschichtsforschers des 19. Jahrhunderts gegenüber außerordentlich ruhig und gemäßigt sich verhielt, so ist doch kein Zweifel, daß es schon etwas zu besagen hatte, wenn der alte König sich zu einer Berichtigung des verehrten Historikers entschloß.

Die schlimmste Aeußerung, die von dem Könige über das Buch gemacht ist, finde ich in einem Briefe vom 25. December 1862, wo er mit der ihm stets eigenen guten Laune bemerkt, Gervinus habe in dem neuesten Theile seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts „die allerwunderlichsten Dinge über die griechischen Angelegenheiten gesagt". Der König kommt auf seine oft ausgesprochene Ansicht zurück, daß niemand anderer als der Herzog von Wellington und Lord Aberdeen die Sache verdorben hätten, er selbst aber gar keine Schuld am Mißlingen derselben trage. Von Metternich bemerkte der König behutsam, daß dessen „damalige Ansichten" auch geeignet waren, die gedeihliche Entwicklung der Dinge „total zu ruiniren"; doch scheint der später vielfache und freundschaftliche Verkehr zwischen Leopold und dem österreichischen Minister die Meinung zugelassen zu haben, daß der letztere seine Auffassung nachher wesentlich geändert hätte. Und so ist es bezeichnend genug, daß in der erwähnten Berichtigung des Königs Metternich im Gegensatze zu manchen brieflichen gleichzeitigen Aeußerungen ganz unerwähnt geblieben ist, und alle Uebelthaten ausschließlich den englischen Ministern zugeschrieben werden.

Ich glaube übrigens nicht, daß die nachhaltige Unzufriedenheit des Königs über Wellington und Aberdeen allein ihn bestimmt haben würde, einen Ausflug auf das Gebiet der Geschichtschreibung zu machen, wenn er nicht andere Gründe dazu gehabt hätte, deren Betrachtung hier vorerst zu weit führen würde, und welche in einen anderen Zusammenhang der laufenden Ereignisse des Jahres 1862 gehören. Zunächst steht fest, daß der König mehrere Punkte der Darstellung von Gervinus übel genommen hat. Von anderen, im Buche zerstreuten Stellen abgesehen, gehört hierher der in der That mehr als sonderbare Abschnitt, welchem der Name des Prinzen Leopold ausdrücklich zur Seite steht, Seite 532 ff. des VI. Bandes, wo es heißt: „Aber seine eigentlichen Motive waren dies gleichwol nicht; sie lagen mehr in zufälligen Zwischenfällen, die des Prinzen äußere Lage in England ganz zu verändern versprachen. Er hatte zu schwanken begonnen in dem Momente der Feststellung seiner Wahl, als eben um diese Zeit die Gesundheit des Königs von England schwankend wurde, und er hatte sich entschieden von dem Augenblicke an, wo des Königs Zustand verzweifelt ward. Die Verhältnisse und

die Menschen spiegelten ihm jetzt die Aussicht auf eine Regentschaft vor, wenn vielleicht seine Nichte, die Prinzessin Viktoria, minderjährig zur Regierung kommen sollte; dies war für die Toryminister ein Grund, ihm zuletzt alles zu gewähren, um den Mann der Opposition zu entfernen, für ihn ein Grund, zu bleiben, dem auf alle Fälle eine behaglichere, möglicherweise eine nützliche Existenz in England bevorstand. Eine solche Existenz aber war ihm auf alle Fälle lockender als der Weg nach der Dornenkrone Griechenlands, weil sie seiner ganzen Natur mehr zusagte, in der (wie bei allem Thun und Lassen aller Menschen) die letzten und wesentlichen Gründe seiner Handlungsweise zu suchen sein werden. Oft ist später, als der Prinz auf einem anderen Thron im Kerne der civilisirten Welt seine ausgezeichnete Regentenbegabung bewährte, das Schicksal angeklagt worden, daß es dem sturmgepeitschten Volke der Griechen diesen weisen Steuerer entzog. Auch ist es zweifellos, daß er Griechenland in seiner äußern Beziehung eine würdigere Stellung würde bereitet haben; ob er gerade für die Entwickelung des inneren Lebens dieses Naturvolkes die geeigneten physischen und geistigen Gaben mitgebracht hätte, mag füglich bezweifelt werden. Dorthin gehörte ein Mann von so elastischer Gesundheit und Körperkraft, daß er mit dem furchtbar verarmten Volke um die Wette hätte zu ringen vermocht gegen die Last des materiellen Elends der Leiden und der Entbehrungen; ein Mann von der Jugendfrische, die sich ganz in die Lebenssphäre dieser Wildlinge zu versetzen, ihren Glauben anzunehmen, ihre Gesichtskreise zu begreifen verstanden hätte; ein Mann von der Selbstverleugnung, die allem eitlem Prunke eines Thronlebens, eines Hof- und Salonkönigthums zu entsagen bereit gewesen wäre, in einer glanzlosen Existenz dem unglücklichen Volke das Beispiel des Duldens, des Fleißes, des einfachen Lebens zu geben, ein Mann von der Seelengröße, die auf alle Fehlschläge, auf jede Verleumdung, auf jeden Undank gefaßt und gerüstet war, allem zu trotzen und sich durch nichts abschrecken zu lassen, auf jede bittere Erfahrung und Enttäuschung mit stets neuen Opfern zu antworten. Man mag dem Prinzen Leopold gern jede Ehre zusprechen, ohne in ihm gerade einen Mann von diesem Gepräge zu finden. Wäre er es gewesen, so hätte ihn nichts in seinem Entschlusse wankend gemacht, so hätten ihn die Schwierigkeiten dieser großen Aufgabe der Staatengründer, der Nomothet dieses neuen

Volkes zu werden, nur angereizt und nicht zurückgescheucht. So aber hatte er wol Ehrgeiz genug, sich von einer ehrenvollen Laufbahn eine Weile anziehen zu lassen, die ihm aus leidigen Verhältnissen einen Ausweg öffnete; sobald aber diese Verhältnisse weggeräumt waren, so konnte für sein feines, an die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des gebildeten Lebens gewöhntes Naturell kaum eine Wahl sein zwischen dem Fortleben in seinem bisherigen Wohnlande und der dunklen Zukunft in einer Stellung, über deren Mühsale und Gefahren ihn die früheren und neueren Berichte des Grafen Kapodistrias vollkommen orientirt hatten."

So weit Gervinus! In der That wäre es schwer, eine größere Menge von thatsächlichen und psychologischen Irrthümern auf wenigen Seiten zusammenzudrängen. Als König Leopold die Stelle las, müssen ihn die gesammten Anschauungen des berühmten Geschichtschreibers wirklich wie aus einer anderen Welt angesprochen haben, und man kann sich denken, daß sich dem König das kurze Urtheil auf die Lippen gedrängt, welches er in dem angeführten Briefe niederschrieb: „Wunderlich, höchst wunderlich".

Es mag zur Entschuldigung des Geschichtschreibers dienen, daß er durch eine Schrift De la conduite du Prince Leopold dans l'affaire de la Grèce 1830 getäuscht worden sein kann. Ich vermag die Provenienz derselben noch nicht nachzuweisen, ich vermuthe aber, daß sie aus den Metternich'schen Kreisen stammte. Wie ganz unrichtig und völlig aus der Luft gegriffen die Combination aber war, daß der Prinz mit Rücksicht auf seine Nichte und einen möglichen Wirkungskreis als Regent von England seine Entschlüsse gefaßt habe, hat schon Herr von Stockmar in den Denkwürdigkeiten seines Vaters ganz klar und unumstößlich nachgewiesen. Dort ist auch sonst vieles Wichtige und Bezeichnende über die Affaire gesagt, bei welcher das diplomatische Material von Seiten der englischen Regierung von Anfang an sehr ungenau mitgetheilt worden ist. Denn es gibt gewisse Staaten, deren üble Behandlung in England den verschiedensten Ministerien als eine Art traditioneller Politik gilt, und deren wahres Verhältniß zu diesem modernen Venetianerstaat in sorgfältigstes Geheimniß gehüllt zu werden pflegt. In letzterer Beziehung hat König Leopold, als er die nachher folgende Berichtigung schrieb, die Wolkenschleier ein wenig, wenn auch nicht vollständig gelüftet.

Der König hat dadurch zugleich — ohne ein Wort darüber zu verlieren — den psychologischen Theil der Gervinus'schen Erörterungen in sein Nichts aufgelöst und die Combinationen zerstört, welche aus seinem persönlichen Charakter mit so verschwenderischer Hand gezogen worden sind. Dabei entwickelte Gervinus eigenthümliche Vorstellungen über die Beschaffenheit, welche einem Könige der Hellenen nöthig sein sollten, so daß es unter allen Prinzen der civilisirten Höfe schwer gewesen wäre, den Richtigen zu finden; und ich weiß nicht, ob es eine besondere Ehre für jemanden hätte sein können, von Gervinus zum König von Griechenland tauglich erklärt zu werden. Denn um sich mit der „Lebenssphäre dieser Wildlinge" — soll man dabei an die Räuber von Akarnanien und dem Peloponnes denken? — zu befreunden, dazu würde die Begeisterung des Prinzen Leopold für die griechische Sache allerdings nicht ausgereicht haben, ohne daß deshalb behauptet werden könnte, er wäre ein arg verweichlichter Mann gewesen, der nach dem „Prunke des Thronlebens, eines Hof- und Salonkönigthums" trachtete.

Gervinus scheint hier von der besonders in liberalen Kreisen Deutschlands landläufigen Idee befangen gewesen zu sein, wonach Leopold als Typus des constitutionellen Regenten aufgefaßt werden soll, der sich nur glücklich fühlte, als Muster eines Königs im modernen Parlamentstheater eine Rolle zu spielen. Allein Prinz Leopold war früher ein strammer, russischer Kavalleriegeneral und hing mit großer Vorliebe an seinen russischen Erinnerungen; es ist also gar nicht gesagt, daß er in Griechenland nicht im Stande gewesen wäre, mehr das Russische als das Belgische in seiner Individualität hervorzukehren.

Diese eigensinnige und abstracte Art, die in der Geschichte auftretenden Personen zu beurtheilen, bietet eine treffliche Illustration zu einem Urtheil, welches vor kurzem ein Franzose über die deutschen Gelehrten gefällt hat, indem er an einigen hervorragenden Beispielen der sogenanten diplomatischen Geschichtschreibung zeigte, wie die Herren in ihren Archiven und Studirstuben treffliche Aktenauszüge zu machen wissen, aber ohne jede Zeichnung wirklicher Menschen, ja häufig ohne Menschenkenntniß leeren Schattenbildern nachjagen. Kein Wunder daher, daß der König Leopold, der die ganze europäische Welt kannte und man möchte sagen selbst der weltläufigste Herr unter den Herren

der Welt war, diese ganze Auseinandersetzung des deutschen Geschichtschreibers zu den „allerwunderlichsten“ Dingen zählen mußte.

Wie wenig er sich von seinem Bilde in der Geschichte des 19. Jahrhunderts getroffen fühlte, bewies jedoch der Umstand, daß er zur selben Zeit in einem Alter von 72 Jahren von der größten Lust und Sehnsucht angewandelt war, den Thron von Griechenland noch selber zu besteigen, und daß er es für seine Aufgabe hielt, bei dem Zusammenbruche von Ottos Königthum seiner Familie wenigstens die von ihm einst ausgeschlagene Krone zu revindiciren.

Eben mit dieser ernsten Absicht und Bestrebung hing es zusammen, daß der König dem Geschichtswerke von Gervinus eine so große Aufmerksamkeit widmete und sich zu einer Berichtigung von alledem entschloß, was über sein Verhältniß zu der griechischen Sache gesagt worden war. Die königliche Kritik hatte einen ganz bestimmten, praktischen, ausschließlich auf die wieder acut gewordene Frage hinzielenden Sinn und war keineswegs ein bloßer litterarischer Streifzug. Doch verstand sich von selbst, daß der König den gelehrten Kreisen gern Kenntniß von der Correctur geben wollte, die er, wie sicher kein anderer Mensch darzubieten vermochte. Er war nun Gentleman genug, um niemandem andern als Gervinus direct seine Berichtigungen zukommen zu lassen. Ob er dabei nicht die berechtigte Voraussetzung machte, Gervinus werde sich beeilen und für verpflichtet halten, des Königs Aufsatz vollständig in seiner Geschichte mitzutheilen, vermag ich nicht zu behaupten, aber man wird es unter allen Umständen als ein recht schlimmes Zeichen deutscher Autoreneitelkeit betrachten, wenn man die Art und Weise kennen lernt, wie Gervinus die Aufzeichnung des Königs verwendete.

Im VII. Bande der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts findet sich auf der letzten Seite eine gleichsam von dem Autor selbst und freiwillig ausgehende „Berichtigung zu VI. S. 538“, in welcher Gervinus versichert, es seien ihm „erst nach Vollendung“ des VI. Bandes Mittheilungen (also nicht Berichtigungen?) „aus so achtunggebietender Quelle“ zugegangen, daß er bei einer zweiten Auflage das Verhalten des Prinzen Leopold mehr aus gegenständlichen als persönlichen Gründen erklären werde. Er führt einiges Wenige, aber ziemlich Unklares aus der Aufzeichnung des Königs Leopold wahrheitsgemäß an, kann sich aber nicht enthalten, in der bekannten

Manier der modernen Citatengelehrsamkeit zum Schluß dieser königlichen Aeußerungen in höchst dunkler Weise auch noch auf: „Arndt, S. 60, das Königthum in Belgien" hinzuweisen, so als ob die Correctur des Königs Leopold und das Buch von Arndt auf einer Linie ständen, nur zu dem Zwecke, um die „achtunggebietende Quelle" moralisch abzuschwächen. Denn natürlich, der König Leopold war doch kein Fachgelehrter, wenn ich nicht irre, war er nicht einmal Doktor; und das ist denn keine Kleinigkeit für einen deutschen Herrn Professor, von einem bloßen Dilettanten im Fache corrigirt zu werden. Arndt! das geht; ist ein guter Name, hat seine Prüfungen ordentlich bestanden und kann daher schon in einem gelehrten Werke citirt werden.

Um nun aber das Versteckspielen noch etwas in die Länge zu ziehen, so sollte die „achtunggebietende Quelle" noch zu weiteren Mißverständnissen Anlaß geben. Herr v. Stockmar, der, wie schon bemerkt, über viele der verbreiteten Irrthümer über die Beziehungen Leopolds zur griechischen Sache in dankenswerthester Weise Aufklärung gegeben hatte, konnte sich nicht anders denken, als daß sein Vater die im VI. Bande von Gervinus „erwähnte Berichtigung" „angeregt habe".

Man ist so sehr gewöhnt, den alten Baron als spiritus rector mehrerer Fürsten aus dem Hause Coburg anerkannt zu wissen, daß es sich gleichsam von selbst verstand, eine litterarische Angelegenheit des coburgischen Hauses könne doch nicht leicht anderswo als im Stockmar'schen Hause ihren Ursprung genommen haben. Allein gegen die Annahme des hochverdienten Herausgebers der Denkwürdigkeiten, daß dessen Vater selbst die Berichtigung von Gervinus „angeregt habe", spricht schon der Umstand, daß die Berichtigung in der zweiten Hälfte des December 1862 geschrieben ist, wo sich Herr von Stockmar in Coburg und der König Leopold in Brüssel befand, ohne daß in diese Zeit ein reger schriftlicher Verkehr fällt. Man weiß, wie kränklich und zurückgezogen Herr von Stockmar damals war, so daß merkwürdigerweise selbst in der um diese Zeit spielenden großen Angelegenheit wegen der Besetzung des griechischen Throns nach Ottos Entfernung der müde und der Politik recht entfremdete, geistvolle und liebenswürdige Freund des Hauses Coburg kaum einen Antheil, geschweige denn einen Einfluß zu nehmen vermochte.

Es ist also auch nicht richtig, daß Stockmar bei der „Berichtigung" der Geschichte des 19. Jahrhunderts die Hand im Spiele hatte, sondern der wirkliche und einzige Verfasser und Verbreiter derselben war König Leopold selbst und ganz persönlich, eine Sache, welche urkundlich feststeht, welche aber jedem, der den Stil und die aphoristische Darstellungsweise des Königs aus vielfacher Lectüre seiner Schriften kennt, auch sofort klar sein muß.

Daß der König die Geschichte seiner griechischen Candidatur auf den folgenden Blättern in der dritten Person erzählt, wird hoffentlich die Leser nicht stören. Denn Aehnliches that er auch in anderen Fällen, wenn er Dinge von allgemeinem Charakter und Interesse niederschrieb. So erzählte er seine eigene Jugendgeschichte brieflich der Königin Victoria zwar in der ersten Person, aber in der Denkschrift, welche mehr als ein Abriß der Zeitgeschichte gedacht war (siehe Viktoria und Grey, Jugendjahre des Prinzen Albert, S. 517 bis 535), ist genau dieselbe Redeform durchgeführt. Wollte man eine Hypothese wagen, so könnte man sogar annehmen, die Berichtigung und die in der Denkschrift a. a. O. fragmentarisch überlieferte Selbstbiographie ständen in einem gewissen Zusammenhang; jedenfalls schließt sich, wie auch schon die Königin Victoria bemerkt hat, die Berichtigung vollkommen an die Denkschrift an.

Von König Leopolds eigener Hand: „Berichtigung des Verlaufs der Dinge in 1831". Die im Jahre 1830 vorgekommenen Verwickelungen sind wiederholt so incorrect dargestellt worden, daß es nicht ohne geschichtliches Interesse ist, sie zu berichtigen. Bereits im Jahre 1825 kamen griechische Bevollmächtigte nach England, um zu versuchen, ob Prinz Leopold geneigt sein würde, die Regierung Griechenlands zu übernehmen. Es waren dies die Herren Luriotis vom westlichen Griechenland und Orlandos von den Inseln.

Mr. Canning war nicht günstig für diese Anträge gestimmt; er äußerte, der Prinz könne in England viel nützlicher sein als in Griechenland. Ein Nach-Griechenland-gehen, ohne die Zustimmung der europäischen Mächte, konnte für jenes Land nicht den Erfolg haben, der zu wünschen war. Man hoffte und glaubte an gewissen Orten, daß die Elemente zu einer politischen Existenz sich gar nicht bilden würden. Erst im Jahre 1828 machte sich die Nothwendigkeit

einer regelmäßigen Regierung mehr fühlbar. Graf Kapodistria, der sich schon lange mit der Unabhängigkeit Griechenlands beschäftigt hatte, war sehr für den Prinzen gestimmt, da er die Nothwendigkeit anerkannte, daß der zukünftige Chef vorzüglich mit England und Rußland auf einem günstigen Fuße stehen müsse und daß hierdurch Reibungen würden vermieden werden können. Im Jahre 1829 vereinigten sich Rußland, Frankreich und England über die Wahl des Prinzen. In England war die Stimmung dieser Wahl ungemein günstig, nur Georg IV. zeigte sich derselben abgeneigt; da jedoch das Cabinet damals unter der Leitung des Herzogs von Wellington soweit ging, zu erklären, daß es sich zurückziehen würde, so gab der König nach. Es war sehr unglücklich für Griechenland, daß das englische Ministerium zu diesem Schritt war gezwungen worden, weil es dem Prinzen unmöglich machte, auf manche Concession bei einem Cabinet zu bringen, das bereit gewesen war, sich für ihn zu opfern*).

Das Parlament und das Publikum erkärte sich dafür, die Jonischen Inseln auf den Fall der Annahme des Prinzen mit Griechenland zu vereinigen. Das Ministerium konnte nur die Sache verschieben, da eine Majorität desselben gesichert war, aber nicht offen widerstreben.

Viele einflußreiche Männer im Parlament sprachen den Wunsch aus, auch Kandia dem neuen Staat zu geben. Da die Pforte der Londoner Conferenz ganz anheimgegeben hatte, diese Einrichtungen so zu treffen, wie es die Conferenz am nützlichsten finden würde, so konnten die Grenzen ohne Widerstreit günstig bestimmt werden. Leider zeigte das englische Cabinet sich abgeneigt, dem neuen Staat die gewünschten Grenzen zu geben; der Prinz sprach sich jedoch fortwährend dahin aus, daß diese Grenzen nothwendig zur Zufriedenheit Griechenlands bestimmt werden müßten. Das Nächste, was von Griechenland unumgänglich gebraucht wurde, war ein von den drei Mächten garantirtes Betriebskapital, da Griechenland unglücklicherweise in Anleihen war verwickelt worden, die seinen Credit vollkommen zu Grunde gerichtet hatten.

Der Prinz begab sich im April 1830 nach Paris, um das so nothwendige Kapital zu erkämpfen. Er erlangte die Zustimmung von

*) Vgl. Mendelssohn, Gesch. Griechenlands. II, 185.

Frankreich und Rußland, aber mit großer Mühe die von England. Man bestimmte eine Summe von 60 Mill. Franks, von denen eine jede der drei Mächte zwanzig garantiren würde.

So standen die Sachen, als es galt, die Grenzen definitiv zu bestimmen. Graf Kapodistria suchte durch eine Nationalversammlung auf die Mächte zu wirken. Man hat hierin eine absichtliche Störung sehen wollen, denn er machte es dem Prinzen unmöglich, gegen den Ausspruch der Nationalversammlung andere und schlechte Grenzen anzunehmen. Frankreich und Rußland zeigten sich geneigt für günstige Grenzen, das englische Cabinet kam jedoch mit einem wahrhaft unmöglichen Project zum Vorschein.

Seit dem Februar hatte der Prinz nicht allein für gute Grenzen, sondern selbst für Kandia gefochten. Gegen das letztere Verlangen äußerte der Herzog von Wellington vorzüglich, daß es dem Besitzer der Dardanellen gehören müsse. Der Vorschlag für die Grenze war folgender: eine Linie vom Golf von Zeitun zu ziehen über Kachori nach dem Aspropotamos, der die Grenze bis an den See gebildet haben würde. Der District von Arta war hierdurch abgeschnitten, sowie der Theil nördlich am Golf von Volo. Umsonst stellte der Prinz die Unmöglichkeit vor, in einem Land wie Griechenland, eine Grenze quer über Berg und Thal durch Pfähle zu bestimmen und zu glauben, daß die Einwohner eine Grenze der Art respectiren würden.

Lord Aberdeen war vorzüglich mit der Sache betraut und im Namen des Kabinets handelnd. Der Prinz, um den Wünschen der Griechen näher zu kommen, schlug vor, die Grenze von dem Golf von Volo nach dem von Arta zu ziehen und erklärte, daß er nur, wenn dies angenommen würde, die Regierung übernehmen werde.

Die Erklärung war klar und deutlich, sie war nächstdem bindend; angenommen von der Conferenz, so war auch der Prinz seinerseits genöthigt, sein Versprechen zu halten. Lord Aberdeen erklärte dagegen, daß die Regierung von Griechenland und die daran hängenden Bedingungen keine Unterhandlung zuließen, daß es ein Anerbieten, aber keineswegs eine Negociation sei und daß nichts daran geändert werden könne. Da der Prinz mit Recht die Grenze als eine unmögliche betrachtete, so trat er zurück.

Die Conferenz entschloß sich, nachdem das Geschäft auf diese

Weise war zu Grunde gerichtet worden, Commissarien nach Griechenland zu schicken, die bereits im März 1831 ihre Besichtigung beendet hatten und berichteten, daß die Grenze vom Golf von Volo nach dem Golf von Arta die einzig mögliche wäre. Dieser Bericht bestimmte die Grenzen des Landes, wie sie noch jetzt bestehen.

Ueber den Werth dieser, wenn auch nur kurzen Aufzeichnung wird kaum zu streiten sein. Auch die Königin von England, obwohl sie wesentliche Sätze daraus wegließ, war von der Gewichtigkeit der Worte König Leopolds genugsam überzeugt, um die liebenswürdige Anmerkung beizufügen, wie sehr sie sich darüber freute, daß der verehrte Oheim ihr durch alle die Schwierigkeiten, die ihm in den Weg gelegt worden sind, in ihrer Nähe erhalten geblieben sei. Das war nun aber eine jugendliche und daher sehr begreifliche Freude einer vaterlosen Nichte, welche nicht die Empfindung ausdrückt, die der König damals selbst gehegt hatte. Ihm blieb vielmehr ein tiefer Stachel im Herzen, daß er eine Mission, zu der er sich recht geschaffen erachtete, nicht erfüllt hätte.

Als der König Otto, wie sich Leopold ziemlich scharf ausdrückte, „abgewirthschaftet“ hatte, durchzuckte ihn noch einmal der Gedanke, daß dort in jenem Königreiche ein Coburger den, wie er behauptete, zukunftsreichsten Thron besteigen müßte, und er stürzte sich in eine ganz lebhafte Agitation, um seinen Jugendtraum durch Einen aus seiner Familie, welche er in weitem Umfang mit wahrhaft seltener Liebe und Freundschaft umfaßte, verwirklichen zu lassen.

Indem sich alsbald zeigte, wie große Stücke man bei der neuen Candidatur in England auf den Herzog Ernst von Coburg-Gotha hielt, so bemühte sich der König mit erstaunlichem Eifer, seinen Neffen auf jede Weise zur Annahme der Sache zu bestimmen. Dieser war es auch, dem das schriftstellerische Bemühen des Königs in erster Linie zugedacht war. Denn vor allem galt es, das Interesse für die Griechen bei einem Fürsten anzufeuern, welcher nicht mehr aus der Generation der Philhellenen stammte. Da war das Buch von Gervinus eben recht gekommen; der König empfahl die Lectüre, um sich über die Verhältnisse von Griechenland zu instruiren, er fand

das Werk mit seinen vielen Vorzügen durchaus geeignet, den Griechen einen Freund und einen König zu verschaffen, aber er bedauerte, daß seine eigene Stellung zu der Sache darin so gänzlich schief bezeichnet war, und fürchtete, die Auffassung der diplomatischen Lage möchte Irrthümer veranlassen können: so entschloß er sich, die viel erörterte Berichtigung zunächst für seinen Neffen, den Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg, zu verfassen.

Eine fürstliche Stamm-Mutter.

In den höchsten fürstlichen Häusern ist seit einiger Zeit eine seltene Regsamkeit zu bemerken, um auf litterarischem Wege das Andenken hervorragender Mitglieder zu sichern und den Antheil festzustellen, welchen dieselben an den großen Entwicklungen unseres Jahrhunderts genommen haben. Je mehr die politische Doctrin geneigt ist, von unten her den modernen Staat aufzubauen, desto erklärlicher ist das Bestreben der höchsten Stände, ihren Familien das historische Interesse, welches sie seit Jahrhunderten genossen, auch in der Gegenwart zu erhalten.

Man kann über diese Rückwirkung unseres demokratisch denkenden Zeitalters vom Standpunkte der Wissenschaft nur erfreut sein und hat daher alle Ursache, den Publicationen jener Kreise auf das Liebenswürdigste entgegenzukommen, denn die thatsächliche europäische Politik ist immer noch weit mehr dynastischer Natur, als wir in Kammern und Volksversammlungen versichern hören.

Dem reichen Cyklus angesehener Publicationen aus hohen Sphären hat sich kürzlich eine solche aus dem Reuß'schen Fürstenhause angeschlossen, indem man in Gera in der zugleich verschämten und vornehmen Form eines als Manuscript gedruckten Werkchens die Briefe einer Frau veröffentlichte, auf welche in kurzer Frist ohne Frage die Stammbäume der mächtigsten Regenten von ganz Europa zurückzuführen sein werden. Denn die am 19. Januar 1757 geborene Prinzessin Auguste Caroline Sophie, Tochter des Grafen Heinrich XXIV. von Reuß-Ebersdorf und der Gräfin Caroline von Erbach-Schönburg, ist die gemeinschaftliche Stamm-Mutter des deutschen Kaisergeschlechtes und der jetzt schon regierenden englischen, belgischen und portugiesischen Familien, sowie der künftigen Herrscher von Griechenland, Rumänien und hoffentlich auch der einstigen Kaiser von Rußland.

Das kleine Büchlein, welches an diese stolze Ahnin erinnert, ist in so wenig Exemplaren und für so auserlesene Personen gedruckt worden, daß man von seinem Inhalte vielleicht gerne Kenntniß nehmen wird.

Prinzessin Auguste von Reuß-Ebersdorf vermählte sich am 13. Juni 1777 mit Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld und ist die leibliche Großmutter des regierenden Herzogs von Coburg, der Königin von England, der Könige von Belgien und von Portugal, sowie des verstorbenen Prinz-Gemahls von England, mithin die gemeinsame Urgroßmutter der Kaiserin Friedrich und der Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich.

Die Briefe, welche uns von der Prinzessin Auguste nunmehr mitgetheilt worden sind, machen nicht den Anspruch, große politische Fragen zu erörtern und zu lösen, aber sie geben durch unbefangene Charakteristik einer Anzahl wichtiger Persönlichkeiten einen hübschen Einblick in die Verhältnisse der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts. Sie sind sämmtlich an die Schwester der Herzogin, Fürstin Louise Reuß-Köstritz, gerichtet, und man verdankt ihre Kenntniß, wie es im Vorworte heißt, der Anregung einer hohen Persönlichkeit, welche zwar nicht genannt, aber leicht zu errathen ist. Denn es ist bekannt, daß sich die Königin von England bei ihren ausgedehnten Publicationen über das Leben des Prinz-Gemahls bemüht hatte, besonders auch jene Documente möglichst vollständig zu sammeln, welche sich auf die Eltern und Großeltern beziehen.

Der letztere Umstand scheint es gewesen zu sein, welcher den Fürsten Heinrich XIV. j. L. Reuß-Köstritz veranlaßte, das kleine Büchlein einer, wenn auch nur halben, Oeffentlichkeit zu übergeben. Sollte die von Martin besorgte Biographie des Prinzen Albert eine neue Auflage erleben, so darf man sicher sein, daß der Inhalt des vorliegenden Werkchens wörtlich aufgenommen werden wird. Vielen wird es aber dennoch erwünscht sein, etwa durch die folgenden Mittheilungen das Wichtige vom Unwichtigen gesondert zu sehen. Denn das Buch, welches die Königin von England über das Leben ihres geliebten Prinzen Albert hat veröffentlichen lassen, leidet bekanntlich an einer erstaunlichen Langweiligkeit und ist daher, wenigstens in Deutschland, ziemlich unbekannt geblieben. Leute, welche nebst dem Buche von Grey über die Jugendjahre des Prinzen auch noch die

fünf Bände des Rev. Mr. Martin thatsächlich gelesen haben, dürften wol zu den größten Seltenheiten des europäischen Continentes gezählt werden können. Ich glaube es bei dieser Gelegenheit nicht verschweigen zu sollen, daß durch die kritische Aufnahme des Werkes seitens der deutschen Gelehrten — aber eben nur der Gelehrten — leicht die Täuschung entstehen konnte, man hätte dem ausgezeichneten Manne, dessen Leben so voll von Mühsalen war, ein wirklich gutes litterarisches Monument gesetzt; heute jedoch, wo nachgerade, vom Standpunkte der Quellenkunde betrachtet, der gute Wille der erhabenen Schöpferin des gründlichen Geschichtswerkes hinreichend und mit vollster Ehrerbietung anerkannt erscheint, darf man aber wol sagen, daß eine geschmackvolle Lebensgeschichte von wissenschaftlichem Werthe über den Prinzen Albert gewiß erst noch zu schreiben sein wird.

Als die ersten Bände erschienen, glaubte die Kritik mit Recht, Alles thun zu sollen, um der schwerverdaulichen Kost der Martin'schen Geschichtschreibung eine lindernde Dosis von attischem Salze beizumengen; aber als man auch noch den vierten und fünften Band erlebt hatte, immer mit der gleichen Wiederholung derselben ehrenden Beiwörter, die schon im ersten Bande jegliches Schreiben des Prinzen einzuleiten pflegten, da entsank doch auch dem muthigsten Lobredner der Griffel, und man beschränkte sich eben recht und schlecht, einige Auszüge aus dem langathmigen Werke voll kleiner Nebensächlichkeiten zur Empfehlung desselben zu bringen.

Indessen ist der thatsächliche Mißerfolg des biographischen Werkes bei dem größeren Publicum ohne Zweifel mehr der Form, der Composition, der Darstellung überhaupt zuzuschreiben. Viel schwerer fallen die Mängel des Buches in Bezug auf das eigentlich Inhaltliche ins Gewicht. Wer mit der Oeffentlichkeit auf dem Wege des gedruckten Papieres Bekanntschaft sucht, dem ist als erste Bedingung zu empfehlen, nicht empfindlich zu sein, und so muß sich auch das Martin'sche Geschichtswerk die Frage wol gefallen lassen, nach welchen Gesichtspunkten eigentlich der großartige litterarisch-politische Nachlaß des Prinz-Gemahls von England gesichtet, zur Benutzung gebracht und der Welt mitgetheilt worden ist. Daß hierin recht eigentlich die schwierige Aufgabe des Historikers liegt, scheint, wenn ich mich nicht sehr irre, wenig beachtet worden zu sein. Die

reichen Materialien des Prinzen wurden zum Zwecke der Martin'schen Publication einzelweise geprüft, chronologisch zusammengelegt und nach dem Eindrucke gesondert, ob sich dies und jenes für die Veröffentlichung schicke oder nicht; wenn eine gewisse Quantität von Acten zusammengekommen war — wurde ein Band publicirt. Auf diese Art bringt man der Welt in sicherlich dankenswerthester Weise mancherlei zur Kenntniß, aber eine Lebensgeschichte kann daraus nicht entstehen.

Auch wurden die Papiere mehr nach der Adresse als nach dem Werthe ihres Inhaltes beurtheilt; was von Briefschaften sich fand, die eine dem Herausgeber entweder ungefährlich scheinende oder sympathische Auf- oder Unterschrift trugen, wurden beruhigt in die Druckerei versendet; andere dagegen wurden nicht nur discret beiseite geschoben — dies verstände sich ja bei einem Werke, welches eine uns so naheliegende Zeit betrifft, ganz von selbst —, sondern auch ihr sachlicher Inhalt, von welchem der Geschichtsschreiber doch für seine Person Kenntniß nehmen mußte, wurde ignorirt. In diesem entscheidenden Punkte darstellender Geschichtswerke wird sich der Dilettant vom Fachmanne am schärfsten unterscheiden lassen. Der Letztere wird auch nicht nöthig haben, Alles und Jedes zu publiciren, und er wird darin um so zurückhaltender sein, je geschmackvoller er ist; aber er wird sich mit dem Inhalte auch nicht veröffentlichter Acten so vollständig und geistig erfüllt haben, daß er aus seinen eigenen Compositions-Registern nicht Dinge sagt, welche sich widerlegen müssen, wenn man einmal eine vollständigere Einsicht in die Acten erlangt. Bei dem Buche über den Prinzen Albert fürchte ich, daß diese Erscheinung nicht ausbleiben wird, da selbst aus den gedruckten bekannten und in Jedermanns Händen befindlichen Büchern die erwähnten Correcturen leicht zu machen wären.

Unter den Persönlichkeiten, welche in die Lebensgeschichte des Prinz-Gemahls unbedingten Eintritt erhalten haben, steht Baron Stockmar obenan. Mit Recht! Aber bedenklich ist es, wenn der ganze Aufbau des Wesens und Strebens, des Charakters eines so vielseitigen und beweglichen Mannes, wie Prinz Albert war, fast ausschließlich auf eine einzige Gruppe von Acten, Briefschaften und Beziehungen, wie auf ein hölzernes Postament gestellt ist. Denn so werthvoll auch die Correspondenz zwischen dem Prinzen Albert und

Stockmar ist, so darf man doch sehr zweifeln, ob sie das Urtheil des Geschichtschreibers in ausschließlicher Weise beherrschen durfte, so daß überall nichts zur Anerkennung und Geltung gebracht zu sein scheint, als worüber sich beide Freunde mit einander verständigt haben. Man konnte ganz objectiv eine vollständige Sammlung aller zwischen dem Prinzen und Stockmar gewechselten Briefe publiciren — und vielleicht wäre dies das Richtigste gewesen, — aber man durfte nicht eine Biographie schreiben, welche alle Wahrheit, alle richtige Lebensanschauung, alle Erkenntniß unserer Zeit aus dem Briefwechsel zweier Männer zu schöpfen scheint, welche in verschiedenen Lebensstellungen, in verschiedenem Lebensalter, mit ungleichen Erfahrungen und Aufgaben zwar überall sehr interessant und lehrreich, aber durchaus nur in akademischer Weise und ohne jede amtliche oder auch nur praktisch eingreifende Beziehung die Dinge der Welt und den Lauf der Politik erörterten.

Selbst die Beziehungen zu dem Oheim in Brüssel, zu dem König Leopold, sind in dem Martin'schen Werke nicht so vollständig beachtet wie diejenigen des Prinzen zu dem Mentor in Coburg. Die Folge davon ist, daß man über die Stellung des Ersteren zu manchen wichtigen Fragen in Irrthum geführt wird, wobei ich des Beispieles wegen nur auf die spanischen Heirathen hinweisen will, von welchen schon das Buch von Hillebrand den Beweis geliefert hat, daß der König durchaus nicht mit den höchsten Herrschaften von England Eines Sinnes gewesen sei*).

Für manche Mängel dieser Art in den hochpolitischen Angelegenheiten findet man in dem biographischen Werke indessen einen schönen Ersatz in den vielen reizenden Bildern, welche es von einer Anzahl historischer Ereignisse entwirft, und in der Enthüllung des reichen und reinen Familienlebens, welches alle Glieder des großen verzweigten Hauses der Königin umfaßte. Die Quellen für diese schönen und anziehenden Darstellungen fließen aus den eigenen Aufzeichnungen der scharf beobachtenden und in liebenswürdiger Natürlichkeit erzählenden Königin selbst und aus den zahlreichen Briefen

*) Jetzt beweist das Werk des Herzogs Ernst II. von Coburg I, 160ff., wie auch v. Treitschke V, 704 schon bemerkt hat, daß die ganze Darstellung der spanischen Heirathen bei den meisten Geschichtschreibern zu einer rein englischen Mythe gemacht worden ist.

der Umgebung, in welcher eine Reihe geistvoller Frauen eine so große Rolle spielte. Leider sind die Briefe der trefflichen Halbschwester der Königin Victoria, der zu früh gestorbenen Feodora Hohenlohe, auch nur im Manuscript gedruckt und wenig bekannt geworden. Das Wichtigste daraus hat sich Martin nicht entgehen lassen. Für die früheften Jugendjahre hätten die Briefe der Großmutter, eben der Herzogin Auguste, den gleichen Zweck erfüllen können, und so war es nur erwünscht, daß sich Fürst Heinrich von Reuß durch hohe Anregung bestimmt fand, dieselben zu publiciren.

Wie schon bemerkt, beschäftigt sich die alte lebenskluge, merkwürdige Dame in ihren Correspondenzen mit den persönlichsten Verhältnissen ihrer Familie weit mehr als mit Politik, aber alle ihre Kinder und Enkel sind berufen, in die europäische Politik unseres Jahrhunderts entscheidend einzugreifen. Da ist vor Allem der jüngste ihrer Söhne, dessen Namen das liberale Europa durch so viele Jahrzehnte als Leuchte zu nennen pflegte. Da ist ihre Tochter Victoria, welche, mit dem Herzog von Kent vermält, ein Töchterchen heranwachsen sieht, welches die stolze Krone von England erben wird. „Pold" — so wird der spätere König Leopold in den Briefen seiner Mutter vertraulich und zärtlich genannt — lebte damals als apanagirter Prinz des englischen Hauses, als der verwitwete Schwiegersohn Georgs IV. bereits in großem Ansehen zu London; aber in seinem Schlosse Claremont findet man ihn innerlich nicht so befriedigt, als man ihn wünschen möchte, denn die großen Aussichten seines Lebens sind durch den Tod seiner Frau und seines Kindes zerstört worden, und es behagt ihm nicht, ein bloßer Grandseigneur zu sein. Selbst der Wohnsitz in Claremont, „da es der Krone gehört", behagt ihm wenig, und er pflegt zu sagen: „Der Mensch muß was haben, was er sein nennt". Er ist daher beschäftigt, einige Eigengüter zu erwerben: drei oder vier Farms und einen großen Eichenwald, „wovon ihm aber die Bezahlung ein wenig genirt". Dessenungeachtet ist „Pold", was die Laune betrifft, stets heiter und, wie die Mutter schreibt, „vom besten Humor und zu kindisch". Man darf sich das merken, da diese gewiß zuverlässige Beobachtung der Mutter des Königs Leopold in directem Widerspruch mit den berüchtigten Memoiren der Caroline Bauer steht, in

welchen der erfindungsreiche Verfasser glauben machen will, der hohe Herr wäre damals in eine beispiellose Melancholie verfallen gewesen, welche die hübsche Schauspielerin so gerührt, daß sie ihre Tugend zum Opfer zu bringen nicht umhin gekonnt hätte.

Der Besuch, welchen die Herzogin Auguste ihrem geliebtesten Sohne in England machte, scheint im Frühjahre 1825 geplant und alsdann von der energischen Frau trotz ihrer 68 Jahre mit jugendlichem Muthe unternommen worden zu sein. Sie unterbrach die beschwerliche Reise durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Mainz, wo ihr Schwiegersohn Graf Mensdorff österreichischer Vice-Gouverneur der Bundesfestung war.

Herzogin Auguste ist nicht blos wegen des schöneren Aussehens der Oesterreicher und weil sie auf ihren Schwiegersohn, General der Cavallerie, sehr stolz ist, von Herzen antipreußisch, sondern hinter der an den kleinen Höfen so üblichen Abneigung versteckt sich auch ein wenig politische Kannegießerei. „Wir kommen soeben von der Parade", schreibt sie am 29. Juni aus Mainz, „der große Platz war einst Hofgarten; es kommt Einem doch wunderlich vor, daß Oesterreicher und Preußen ihn zugleich besetzen und mit der friedlichen Ruhe wie Truppen Eines Herrn. Was hätten die alten preußischen Degenknöpfe dazu gesagt, daß „mant" Oesterreicher und Preußen in derselben Festung stehen." „Die Preußen wollen es gar zu schön machen", fügt sie in Bezug auf die Militair-Musikbanden hinzu, „aber es thut's halt nimmer, nimmermehr."

Die Reise nach England, zu welcher Stockmar einen alten französischen Courier beigestellt hatte, wurde in Begleitung des jungen Fürsten Karl Leiningen unternommen und führte über Brüssel, wo sich die Herzogin über das Schloß Laeken sehr mißfällig ausspricht, eben dasselbe, welches kurze Zeit später ihrem Sohne Leopold in so reichlichem Maße gewährte, was er an Claremont vermißte. Wir begleiten die Reisenden über den Canal und sind neugierig, unter den vielen Verwandten das jüngste Enkelkind kennen zu lernen, welches einst Königin von England werden soll. Die kleine Victoria erregt, wie zu erwarten, das Entzücken ihrer Großmama und wird folgendermaßen beschrieben: „Klein Mäuschen ist herzig, ganz des Vaters sein Gesicht, seine pfiffigen blauen Augen, den schelmischen Zug um den Mund, wenn sie lacht. Sie ist groß und kräftig, wie

die Gesundheit, gar freundlich und caressant, ich möchte sagen obligeant flink, gewandt, ist gracios in allen Bewegungen, wir verstehen uns mittelmäßig, sind aber au mieux."

Die gute alte Herzogin findet große Schwierigkeiten mit dem Englischen, und es ist reizend, wie sie die Art und Weise beschreibt, wie das kleine Königskind mit den Worten: Grandmaman must say sie leise corrigirt. Es ist ein großer Kreis von Herren und Frauen der höchsten englischen Gesellschaft, welcher mit der feinen Beobachtungsgabe einer gescheiten deutschen Frau hier vorgeführt und analysirt wird, und man sieht die Rivalitäten und Feindseligkeiten zwischen den alten hannoverschen Zweigen und dem jungen, an Leopold sich anlehnenden Erben im Keime entstehen. Auch auf die Erziehung der kleinen Prinzessin Victoria fällt manches Streiflicht, und man begegnet bereits den Namen, welche noch in der Zeit der Vermählung des Prinzen Albert mit der Königin eine Rolle spielten, wie die Baronin Lehzen und Conroy.

Ueberall weiß die Herzogin Auguste ein zutreffendes Beiwort anzubringen, überall erzählt sie ihre Erlebnisse in unmittelbarer Frische der Eindrücke. Sie ist nicht übermäßig sorgfältig in der Auffassung all der historischen Reminiscenzen, die sich in England an jedem Orte darbieten, und sie läßt gelegentlich die Jahrhunderte von König Alfred und Thomas Becket durcheinanderspielen, aber sie versteht sehr gut die Größe und steigende Bedeutung des Landes zu beurtheilen und zu schätzen.

Sechs Jahre später sollte die rüstige Ahnfrau der europäischen Zukunftsherrscher ihren Lieblingssohn auf einem Königsthrone erblicken. Im September 1831 besuchte sie ihren „Pold" in Brüssel und durfte sich bei dem Anblicke seines gekrönten Hauptes in den schönsten Träumen einer gewaltigen Zukunft ihrer Familie wiegen. Bei ihrer Ankunft in Laeken gibt sie den veränderten Zeit- und Familien-Verhältnissen dadurch gewissermaßen Ausdruck, daß sie sich selbst auf das Gebiet der hohen Politik begibt und den Zustand schildert, in welchem sie ihren geliebten Sohn von Gefahren jeder Art bedroht gefunden hätte.

„Da wäre ich nun toute établie in dem schönen Laeken, und wovon wir wie von einer Möglichkeit sprachen, ist Wirklichkeit. Ich fühle mich an, um zu sehen, si c'est bien moi, die in Brüssel ist!

Leopold hat sich unaussprechlich gefreut, uns zu sehen, und mir? mir haben die Knie gezittert, daß ich kaum durch die vielen Zimmer gehen konnte. Leopold sagte immer mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt: „Da ist meine Mama!" Mit Bruder Ferdinand ist er wie ein Kind, will ihn immer im Sack haben. Um 12 Uhr fährt er jeden Tag in die Stadt, ißt meist um 6, wie in England da, und kommt, sonst später, jetzt um 7 Uhr zurück. Ferdinand ißt nicht mit ihm, muß aber mit Pold in die Stadt. Gestern wollte ich, er sollte hier mit mir um 2 Uhr essen, da hat die Majestät wie ein ungezogenes Kind geschrieen, es ist sein Ferdinand und der liebe Herr mache sich nichts aus dem Essen. Da siehst du, daß er noch ganz der Alte ist, er sieht besser aus, als wie er das letztemal vor zwei Jahren bei uns war, ist ruhig und heiter und geht muthvoll der dunklen Zukunft entgegen, ist natürlich und im ganzen Benehmen unverändert; mir kommt vor, als wenn er mehr Aisance wie sonst hätte. Er hat entsetzlich viel zu thun, aber jetzt machen ihm die Leute in ihrer Angst für die Holländer das Leben recht sauer Das Volk zeigt ihm Liebe und Vertrauen. Er kann den Holländern nicht genug für ihre Invasion danken, denn die regieren wollten, fürchten sich pas moins, da steht denn der Einzige, der sich nicht fürchtet, sehr hoch. Es ist natürlich, daß er ein Land und ein Volk gern hat und Alles für sie thun will, das, seit er seine Grenzen betrat, ihm Liebe zeigte und jetzt das größte Vertrauen auf ihn hat. Die großen Mächte haben ihn mit seltener Perfidie behandelt; er schrieb mir einmal, er würde die Krone nur unter der Garantie der großen Mächte annehmen. Ich antwortete damals: Wer garantirt dir die großen Mächte? Ob ich Recht hatte! Erst pressen sie ihn zum König von Belgien, dann geben sie ihn den Holländern preis."

„Da Leopold das Volk gern hat und dankbar für die allgemeine Liebe und Anerkennung seines heroischen Benehmens und seiner Klugheit ist, wirkt er mit frohem Herzen für die Ruhe und Sicherheit der unglücklichen Belgier, die wie die Narren Schnorren herausriefen und nun rath- und hilflos ohne ihn wären. Es werden große Kriegsrüstungen gemacht, und mich dauern die armen hübschen Buben, die uns als Recruten begegneten und die gar nicht blutdürstig aussehen. Gott gebe, daß die Ausgleichungen friedlich ab-

gehen, denn ein neuer Krieg würde mich auf den Tod ängstigen, da Leopold doch immer das Beste dabei thun müßte."

Die Herzogin, welche Mitte October nach Coburg zurückgekehrt war, sollte nicht mehr die Freude erleben, ihren Sohn völlig gesichert auf dem Königsthron von Belgien zu wissen. Am 16. November 1831 beschloß sie ihr bewegtes Leben. Zur Zeit ihrer Verheirathung war das Coburger Haus nichts weniger als vielvermögend zu nennen. Während der Regierung ihres Mannes, welcher 1806 starb, gestalteten sich die Verhältnisse des Landes und Hofes gleich schlimm. Die Herzogin sah am Abende ihres Lebens den Glücksstern ihrer Familie zwar emporsteigen, aber Niemand hätte ihr zu prophezeien gewagt, daß ihre Nachkommenschaft in den größten Reichen Europas einst auf Thronen sitzen werde.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen der anonymen Publication der Briefe der Prinzessin Auguste hat man vermuthlich denselben Händen abermals ein litterarisches Geschenk zu danken gehabt, welches in mancher Beziehung noch von allgemeinerem Interesse ist. Denn die liebenswürdige Stammmutter, deren Feder nun schon rühmlich bekannt geworden ist, schrieb auch ein sehr ausführliches Tagebuch, welches prachtvoll gedruckt worden ist, und sich insbesondere über die Zeiten der französischen Kriege und Herrschaft in lehrreichster Weise verbreitet.

Unter den deutschen Fürstenthümern, die Napoleon durch äußersten Druck in den Rheinbund zu treten zwang, waren Weimar und Coburg besonders noch dadurch sehr gefährdet, daß sich ihre Landesherren im Augenblicke der französischen Eroberung im Dienste von Preußen und Rußland befanden und zur Zeit, als die sächsischen Länder von den Franzosen besetzt worden waren, weit entfernt von der Heimath im Felde standen. Sehr bekannt ist die muthige Rolle, welche die Gemahlin Karl Augusts dem Kaiser der Franzosen gegenüber spielte. In einem ähnlich schwierigen Augenblicke hat in Coburg die Mutter des eben zur Regierung gekommenen Herzog Ernsts I. mit männlicher Kraft sich im Lande zu behaupten gewußt, während der Eroberer zögerte, das entscheidende Wort in Betreff der sozusagen stündlich erwarteten Thronentsetzung dieser Dynastie aus-

zusprechen. Diese tapfere und hochsinnige Frau ist nun die Verfasserin der Tagebuchblätter, die uns hier vorliegen.

Der Ausbruch des Krieges vom Jahre 1806 wird durch nichts deutlicher gekennzeichnet als durch den Umstand, daß die Herzogin noch am 7. October in ihr Tagebuch schreiben konnte: „Immer näher kommt die Stunde, die über Krieg und Frieden entscheiden wird. In wenig Wochen vielleicht sind wir gerettet oder erdrückt.“ Drei Tage später war die Herzogin Zeugin der Schlacht von Saalfeld, wohin sie von Coburg gegangen war, um den Gefahren des Krieges nach dem Rathe der Militairs zu entgehen. Das Tagebuch aber könnte sich nicht leicht unseres Interesses sicherer bemächtigen, als durch die Schilderung der Schreckenstage, während welcher die Herzogin Auguste gleichsam inmitten des Schlachtengetümmels sich befand. Die Beschreibung, die sie uns liefert, gibt ohne Zweifel den besten Einblick in Geist und Herz dieser merkwürdigen und bedeutenden Frau:

„10. October, Nachts. Erbarmender Gott! Welchen schrecklichen Tag haben wir heute durchlebt! Sein blutiges Andenken wird keine Zeit aus meinem Gedächtniß verlöschen. Schon um halb acht Uhr ließ mich meine Nièce rufen, die das Eckzimmer bewohnt, wo die eine Seite nach den Waldbergen sieht, aus welchen die Straße von Coburg kommt. Links fielen schon häufige Schüsse, sowie in und um das Dörfchen Garnsdorf am Fuße des Gebirges. Garnsdorf war von preußischen Jägern besetzt. Auch oben am Walde fiel dann und wann ein Schuß. Auf den Feldern rechts an der Rudolstädter Straße standen preußische Batterien und am Wege Füsiliere. Gegen acht Uhr kam Prinz Louis Ferdinand von Rudolstadt und nach ihm reitende Batterien in vollem Trabe, dann zwei sächsische Infanterie-Regimenter, weither schallte ihre schöne Musik; endlich in kurzem Trabe die braven sächsischen Husaren. . . . Prinz Louis Ferdinand sprengte von einem Trupp zum andern, von seinem Adjutanten begleitet. Der hohe königliche Reiter flößte Vertrauen ein durch sein keckes, muthiges Ansehen. Von den fernen Bergen sah man die Feinde herunterziehen. Man konnte den Marsch der Infanterie, das Schmettern der Trompeten hören. Wie eine Karte lag die blutige Scene vor uns; das Feuer der preußischen Batterie war unaufhörlich; selten schossen die Franzosen Kanonen. Die französische Cavallerie

kam aus dem Wald und zog — ein langer fürchterlicher Zug — auf den Feldern längs dem Wege hin; man sah aus den Fenstern, wie die preußischen Kugeln in ihre Reihen fielen, die sich gleich wieder schlossen. Der Morgen war trüb und nebelig, gegen Mittag trat die Sonne hervor und deutlicher sah man jetzt ledige Pferde laufen, deren Reiter schon verwundet oder todt waren. Ach lange war mir's nur wie ein Manöver vorgekommen, bis ich einen tödtlich verwundeten sächsischen Husaren vorbeibringen sah; ein kalter Schauer überlief mich jetzt bei jedem Schuß. Die Kanonenkugeln pfiffen nahe beim Schloß vorbei und doch verließ Niemand das Fenster, wo uns der Schrecken festgebannt hatte. Unaufhörlich zog neue französische Infanterie aus dem Wald durch Garnsdorf; die deutschen Batterien hörten nicht auf, zu donnern, das Pelotonfeuer der sächsischen Infanterie krachte dazwischen; das unaufhörliche Trommeln, entfernte Trompetenstöße machten einen grausenden, betäubenden Lärm. Unser Essen wurde aufgetragen. O Gott, wer hätte in dem gräßlichen Augenblick essen können, wo Menschenleben sich aus tausend Wunden verbluteten? Aus wolkenleerem Himmel beschien jetzt die Sonne die Scene des Schreckens; wir konnten nur zu deutlich die Uebermacht des Feindes sehen, und starr vor Angst sahen wir dem Ende der Katastrophe entgegen. Ich habe keinen Ausdruck für mein Gefühl, wie die Unserigen der Uebermacht weichen mußten; es war der höchste Jammer. Schnell und immer schneller zogen sie sich nach Rudolstadt zurück. . . . Die Streiter verschwanden jetzt hinter dem Hügel bei Wilsdorf und ferner und immer ferner zog das Getöse. Mit starr auf die leeren Felder gehefteten Augen und eiskalt vor Angst erwarteten wir die Sieger zurück, und noch bin ich wie gelähmt vom Entsetzen, wie die rothen Husaren schreiend und schießend in die Stadt sprengten, unsere Wache vor dem Thore niederzuhauen drohten, die nur Mensdorffs Geistesgegenwart rettete. Von Graba her kam jetzt Infanterie und mit ihr alle Greuel eines unbändigen Räuberhaufens. Seit 4 Uhr plündern sie die arme unglückliche Stadt."

Die Mittheilungen zum 11. October lauten etwas beruhigter im Tagebuch, aber um so ergreifender ist die Schilderung der bedrängten Frau am nächstfolgenden Tage: „12. October. Gestern früh verließ uns der Marschall Lannes mit seiner zahlreichen und lärmenden Suite. Mitten im Geräusch von wegreitenden und an=

kommenden Officieren lockte mich ein militairisches Schauspiel ans Fenster: Ein Detachement Infanterie, mit ihren Adlern und bärtigen Zimmerleuten voraus, marschirten in den Hof; in ihrer Mitte trugen sie etwas auf Stangen. Erst als sie es niederlegten, konnte ich die Leiche des Prinzen Louis Ferdinand erkennen. Nackt, in ein grobes Tuch gehüllt, lag der große königliche Mann da, den schönen Kopf entblößt; keine Wunde hatte das prächtige Gesicht entstellt, in dem Hinterkopf hatte er einige nicht gefährliche Hiebwunden, und in der halb entblößten Brust gähnte die breite Wunde eines Stiches, der sein Leben geendet hat. So schnell, wie sie gekommen waren, eilten die Weißkittel wieder davon, und wie von Räubern ermordet lag der Enkel eines Königs auf dem Pflaster. Ich konnte vor Thränen kaum mehr sehen, wie Mensdorff aus dem Hause gestürzt kam, um den Freund in die Fürstengruft zu begleiten. „Faites-vous gloire de rendre les derniers honneurs a un héros!“ rief er den Ordonnanz-Husaren des Marschalls Lannes zu und sie gaben ihre Pferde ab und trugen mit feierlichem Ernst die schöne Leiche in die kühle Wohnung der Ruhe, die der ungestüme feurige Mann wol da zum ersten Male fand.“

Wie man sieht, besitzt die Verfasserin des Tagebuches kein gewöhnliches schriftstellerisches Talent, sie vermag die außerordentliche Situation, in der sie durch eine Fülle von Eindrücken erregt ist, mit seltener Lebendigkeit vorzuführen, und doch ist das, was uns hier wiederzugeben möglich ist, nur ein Schatten von dem gewaltigen Interesse, welches das Tagebuch in dem Leser erweckt, der die Aufzeichnungen Tag für Tag verfolgt und sich gleichsam ganz mit dem Wesen und Denken der geistreichen Frau vertraut gemacht hat. Wenn sie über die schrecklichen Erpressungen der Franzosen klagt, wenn sie die Landeskinder bejammert, die in jedem Jahre in neuer Stärke ausgehoben und in den Dienst der Franzosen gestellt werden, um bald in Spanien, bald in Rußland ihr Grab zu finden; wenn sie der Söhne gedenkt, welche unter den österreichischen Fahnen den neuen Attila bekämpfen dürfen, während Deutschland ganz daniedergebeugt ist, und wenn sie sich trotz des Kummers über die Gefahren, in welchen ihre Lieben schweben, beglückwünscht und die Hoffnung nicht aufgibt, daß der Eroberer endlich seinem Schicksal nicht entgehen werde, so bietet sie in ihren Tagebuch-Aufzeichnungen nicht selten

Schilderungen von tiefster Innigkeit und wahrhaft dramatischer Lebendigkeit dar. Dabei ist die Gesinnung dieser Frau eine so feste und gut deutsche, daß man sich nur jedes Wortes erfreuen muß, das sie über das übermüthige Volk der Franzosen spricht. Sie gehört zu den Damen der hohen Gesellschaft, die bei vollendeter französischer Bildung und Erziehung nicht das Mindeste von ihrem nationalen Gefühl eingebüßt haben. Sie erinnert stark an eine deutsche Frau, die hundert Jahre zuvor mitten im Strudel des Pariser Hoflebens nicht einen Augenblick ihre derbe, deutsche Art bei Seite setzte und ein rechtes Bild einer deutschen Frau blieb, an die prächtige pfälzische Gemahlin des wüsten Herzogs von Orleans. Genau wie diese besitzt sie eine eigenthümliche Mischung von männlichem Charakter und tiefer frauenhafter Empfindung und Herzensgüte. Wie diese lebt und webt sie ganz und gar in Familienbeziehungen und häuslichen Aufgaben, und ist ihr dabei ein großer Grad von politischem Verständniß eigen, und vermag mit Staatsmännern und Fürstlichkeiten alle politischen Erwägungen einer schweren Zeit zu theilen. Sie ist außer sich darüber, daß der Kaiser Franz die deutsche Kaiserwürde niedergelegt hat, und sie gehört zu den patriotischen Parteigenossen, die nicht glauben wollen, daß die Früchte der Freiheitskriege nicht ausgiebigere und bedeutendere geworden sein sollten. Sie erblickt in der treuen Verbindung der drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen eines der großartigsten und glücklichsten Ereignisse der Weltgeschichte und will dieses Werk nur der unmittelbaren Einwirkung einer barmherzigen Vorsehung zuschreiben.

Indessen fehlt es dem Tagebuch auch nicht an mancherlei Mittheilungen, die einen sachlichen historischen Werth besitzen und anderweit nicht überliefert sind. So geht aus den Aufzeichnungen der wohlunterrichteten Fürstin die merkwürdige Thatsache hervor, daß Napoleon die Absicht gehabt hätte, verschiedene thüringische Herzogthümer, besonders und in erster Linie Coburg-Saalfeld, mit dem neuen Königreich Sachsen zu vereinigen. Der so vergrößerte Rheinbundstaat sollte gegenüber von Preußen ein besseres Gleichgewicht herstellen und mit Baiern an Größe und Ansehen wetteifern können. Nach der Versicherung des Tagebuches soll aber der Kurfürst und neue König Friedrich August selbst dieses Project des Kaisers gestört und unmöglich gemacht haben, indem er sich durchaus geweigert

hätte, auf eine Vergrößerung seines Landes auf Kosten anderer Reichsfürsten und vor Allem seiner Ernestinischen Vettern einzugehen. Als dann im Jahre 1814 sich das Blatt wendete, und der König von Sachsen nur durch große Verluste seiner Länder sich behaupten konnte, nahm die edle Fürstin mit Rücksicht auf die früher gezeigte Großmuth Friedrich Augusts entschieden Partei für ihn und fand es grausam, daß man den König nun so beraubte, als wollte man den Kaiser Napoleon nachmachen. Im Uebrigen gewährt es einen besonderen Reiz, daß das Tagebuch sich in Betreff aller großen politischen Fragen in echt frauenhafter Weise mit großer Discretion äußert und das persönliche Interesse der Verfasserin an den handelnden Personen überall ausschließlich im Vordergrund steht. Unter diesen kommen für die fürstliche Mutter, wie sich von selbst versteht, in erster Linie ihre zahlreichen Söhne und Schwiegersöhne in Betracht, sieben an der Zahl, von denen alle theils durch Rang und Stellung, theils durch erworbene Verdienste hervorragende Rollen spielen. Von ihren drei Söhnen scheint der jüngste, Leopold, der spätere König der Belgier, ihr am meisten ans Herz gewachsen zu sein. Sie hat die Freude, die Verheirathung aller ihrer Söhne zu erleben, und erzählt uns viel von den Aussichten, welche die Familie in Oesterreich durch ihren Sohn Ferdinand und in England durch Leopold gewinnt.

Alles in Allem! — man kann sich von der Lectüre dieses Tagebuches nicht ohne die Ueberzeugung trennen, daß hier eine geschichtliche Quelle ersten Ranges vorliegt, deren Bekanntmachung als ein wahres Verdienst zu betrachten und in dankbarster Weise anzuerkennen ist. Aber freilich ist uns die Freude an dieser schönen Publication in nicht geringem Grade durch den Umstand getrübt, daß das als Manuscript gedruckte Buch nur einer sehr geringen Anzahl von Lesern zugänglich bleiben wird, und man muß gestehen, daß schließlich das Vergnügen eines kostbaren Werkes der Buchdruckerkunst auf Kosten der werthvollen Kenntniß eines reizenden historischen und litterarischen Schatzes aus dem Anfang unseres Jahrhunderts erreicht worden ist.

Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha.

(† 22. August 1893.)

In dem Armeebefehl, den der Kaiser am 23. August in Reinhardsbrunn am Todtenbette seines Großoheims erlassen hat, stehen die höchst denkwürdigen und großherzigen Worte: „Mit meiner Armee beklage ich zugleich den Verlust eines treuen Freundes, der von jeher und in allen Lagen unerschütterlich zu meinem Hause gestanden hat, und dem mein in Gott ruhender Großvater, wie mein geliebter Vater stets in tiefer Dankbarkeit zugethan waren."

Wer den edlen Todten, der, als Wilhelm II. dies schrieb, im Nebengemache schlummerte, im Leben gekannt hatte, mußte wissen, daß der junge Kaiser von dem alten Oheim nichts hätte sagen und bestätigen können, was sich dieser mehr und herzlicher gewünscht, worauf er größeres Gewicht gelegt, und was ihm aufrichtigere Genugthuung und Freude bereitet hätte, als gerade dies, daß die beiden ersten Träger der Kaiserkrone dem Coburger Herzog ein Gefühl des Dankes im Herzen trugen. Denn es ist wahr, der Herzog geizte nach dieser Anerkennung, und er hat in manchen Augenblicken die ihm aufsteigende Befürchtung, als möchte dieselbe ihm vielleicht fehlen, bitter empfunden. Er hat daher auch in seinen durchaus von ihm ausgearbeiteten, seiner eigensten und intensivsten Thätigkeit entsprossenen Denkwürdigkeiten darauf gehalten, daß das Kaiserwort von Versailles: „Ich vergesse nicht, daß ich Dir den heutigen Tag mit am meisten zu danken habe" — gleich auf den ersten Blättern seines Werkes stehen sollte. Und selbst als man ihm das Bedenken äußerte, es möchte diese Voranstellung auf die nie fehlenden politischen Feinde den Eindruck einer Ruhmredigkeit machen und so ausgebeutet werden, antwortete er, „dann mögen sie es nur thun; aber der Kaiser hat's gesagt, und mir gibt sein Wort ein Anrecht, mein Leben zu beschreiben."

Der unerschrockenen Mittheilung des Kaiserwortes von Versailles fehlte es nicht an böswilligen Auslegungen; jetzt aber hat der Enkel des großen Kaisers in schlichten Worten und edler Einfachheit vor der Armee sich dafür verbürgt, daß der Heldenkaiser dem Coburger eine dankbare Gesinnung bewahrt habe. Das sagt viel, weit mehr, als eine oberflächliche Kenntniß der Dinge vermuthen mag; dem Kaiser werden Alle, die an dem Andenken des Herzogs Ernst hängen, und deren sind viele, für den Armeebefehl von Reinhardsbrunn zu innigstem Danke verpflichtet bleiben. Es ist eine geschichtlich unbestreitbare Wahrheit: der verstorbene Herzog stand durch einen Zeitraum von nahezu fünfzig Jahren, während seiner ganzen Regierungszeit und in sturmvollen Jahren, der Hauptsache nach, stets in treuer Gesinnung zu dem Hause, welchem das Schicksal die Leitung des deutschen Volkes und seiner nationalen Angelegenheiten in die Hände gelegt hat. Er war, in das Leben eingreifend, an den Wendepunkt der deutschen Geschichte gestellt, wo der Gedanke eines festen Anschlusses an den Staat des großen Friedrich in den deutschen Fürstenhäusern eben nur allmählich zu dämmern begann, wo die Sorge vor dem anwachsenden Preußen dem Wunsche eines engeren Bundesstaates zu weichen anfing. Noch waren die wenigen jungen Herren aus fürstlichen Familien sehr sonderbar angesehen, die mit dem Gedanken spielten, das deutsche Volk könnte in seiner Gesammtheit einst durch ein näheres Verhältniß zu den Hohenzollern nur gewinnen und zu größerer Einigkeit geführt werden. Noch war nicht ein einziges Moment, nicht ein einziges Ereigniß zu entdecken, woraus auf eine innerliche Annäherung der Dynastien an das heutige kaiserliche Haus ein Schluß zu ziehen gewesen wäre. Wenn der Gedanke einer preußischen Führung in Deutschland innerhalb der Studierstube einzelnen Köpfen von Staatsmännern und Officieren nicht unbekannt geblieben ist, so muß man doch sagen, daß es noch lange keinen Thron in Deutschland gegeben, vor dem er auch nur hätte ausgesprochen werden dürfen. Man wird vergeblich nach einem Schriftstück suchen, welches bewiese, daß ein deutsches Fürstenhaus in diesem Sinne zu den Hohenzollern „gestanden“ hat, wie der Armeebefehl des Kaisers sich ausdrückt. Darin aber gerade liegt es, und hier ist der Punkt, der nicht wichtig genug genommen werden kann: es hat gegen Ende der dreißiger und im Anfange der vierziger Jahre

in Deutschland eine kleine Anzahl junger Leute in den fürstlichen Familien gegeben, die den verpönten Gedanken in den entscheidenden Regierungskreisen, wenn nicht angenehm, so doch wenigstens bekannt gemacht haben. Es wäre eine noch unerfüllte Ehrenschuld, diese begnadeteren Geister unter den deutschen Fürstensöhnen, von denen manche ganz vergessen sind, in Erinnerung zu behalten. Daß in erster Linie die beiden Coburgischen Prinzen Ernst und Albert in diese Reihe gehörten, ist oft gerühmt und beklagt worden, und der verstorbene Herzog, sowie sein früh heimgegangener Bruder waren nicht die Männer, die ihre Meinungen zurückgehalten hätten. Sie haben dafür gesorgt, daß Freund und Feind es hören konnten, wie sie über Bestehendes und Künftiges dachten.

So war das Jahr 1848 gekommen, während welches dem Herzog Ernst neben seinen Gesinnungsgenossen in Folge des Umstandes, daß er schon seit vier Jahren zur Regierung gekommen war, eine größere Beachtung zu Theil wurde. Ihm war es daher möglich, noch vor der Kaiserwahl in Frankfurt dem König Friedrich Wilhelm IV. jenes merkwürdige Huldigungsschreiben zu senden, welches wenigstens die Annahme widerlegen konnte, daß alle deutschen Regierungen dem Kaisertraum von Frankfurt widerstrebten. Und wenn auch Friedrich Wilhelm IV. selbst durch nichts zu bewegen war, die „Krone von Frankfurt“ mit ihrem „demokratischen Oel“ sich anzueignen, so blieb er dem Herzog von Coburg doch stets im Herzen für die Gesinnungen, die er 1849 bei der Kaiserfrage und 1850 beim deutschen Fürstentage kund gegeben hatte, sehr wohlgesinnt. Damals war es, daß er ihn zum General der Cavallerie ernannte, und damals war es auch, daß er einen vertrauten politischen Briefwechsel mit ihm eröffnete, der an Offenheit und Aufrichtigkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Höchst eigenthümlich war freilich das Verhältniß, welches sich zwischen dem Herzog und dem um dreiundzwanzig Jahre älteren Könige gebildet hatte. In Anlagen und Neigungen manche Aehnlichkeiten zeigend, könnte man sich doch kaum einen größeren Gegensatz der Charaktere denken. Vielleicht übte gerade dieser Umstand eine größere gegenseitige Anziehungskraft aus; der König habe, so versicherte seine Gemahlin nach dem Tode desselben, den Herzog wirklich aufrichtig geliebt, und dem Herzog gereichte dieser Ausspruch

der Königin noch in späten Jahren zu ganz außerordentlicher Freude. Er vermochte seine oft viel zu harten Anklagen gegen die Politik des Königs selten ohne die Bemerkung zu schließen, wie sehr er den König persönlich verehrte und andererseits von ihm geliebt worden sei. Daraus entsprang auch sein Bestreben, den König gegen den oft gehörten Vorwurf, daß er kein großes militairisches Verständniß gehabt habe, zu vertheidigen; er wollte dies viel besser erfahren haben. Namentlich seien die Kritiken des Königs am Ende der großen Manöver jederzeit von vortrefflichster Art gewesen und hätten den seltenen Scharfblick und genialen Geist desselben niemals vermissen lassen. Wenn dieses Urtheil des Herzogs selbst von preußischen Officieren zuweilen bestritten worden ist, so lag der Grund doch mehr in politischen als eigentlichen militairischen Beweggründen; der Herzog hat hier besser zu distinguiren gewußt und gern dem Könige sein Verdienst nachgerühmt, wo immer er es zu sehen glaubte. Dessenungeachtet darf man sich aber nicht wundern, wenn der König dem Herzog in dessen politischer Thätigkeit seit der Wiederauferstehung des deutschen Bundestags in Frankfurt nur wenig Beifall schenken konnte. Friedrich Wilhelm IV. stand auf einem total verschiedenen Standpunkt der äußern und innern Politik; er konnte anerkennen, daß der Herzog in jenen letzten Jahren seiner Regierung die politischen Karten nicht ohne Geschick zu mischen verstanden hatte; er mochte mit den Motiven und Absichten des Herzogs Ernst ganz einverstanden sein, doch was derselbe that und betrieb, war durchaus gegen die preußische Regierung und Politik gerichtet. Der Armeebefehl von Reinhardsbrunn spricht mit gutem Vorbedacht von Kaiser Wilhelm und Friedrich; es wäre weniger richtig, wenn der Kaiser von dem Danke der Vorfahren überhaupt geredet hätte, der dem Coburger Herzog zu Theil geworden sei. Denn eine größere Uebereinstimmung im Verständnisse der Lagen ist zwischen Herzog Ernst und dem preußischen Hause erst durch den Prinzen Wilhelm von Preußen, unseren späteren Heldenkaiser, möglich geworden.

Die näheren Beziehungen zwischen Herzog Ernst und dem Prinzen von Preußen datiren aus dem Jahre 1853. Sie wurden in London unter den Augen der Königin von England angeknüpft, die mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Albert, seit längerer Zeit ein Verhältniß innigster Hochschätzung und Verehrung für den Prinzen

von Preußen aufrecht hielt. Es war in den trüben Zeiten des Jahres 1848 angeknüpft worden, wo der Prinz von Preußen mit seiner Gemahlin einen längeren unfreiwilligen Aufenthalt in England nahm und Gelegenheit hatte, in nahen Verkehr mit der Königin und dem Prinzen Albert zu treten. Der letztere überzeugte sich bald, welches Unrecht die Berliner Revolution dem trefflichen und durchaus edlen Charakter des klardenkenden Prinzen gethan hatte, und die Correspondenz des Prinzen Albert aus jener Zeit ist voll Anerkennung der reinen Absichten und erleuchteten Anschauungen des preußischen Prinzen. Die Londoner Weltausstellung des Jahres 1851 gab dann neue Gelegenheit zu einem längeren Besuche der preußischen Herrschaften, und die Thätigkeit des Prinzen Albert aus diesem Anlaß flößte umgekehrt dem Prinzen von Preußen und seiner Gemahlin eine fast schwärmerische Verehrung für den um so viele Jahre jüngeren, aber in den großen englischen Verhältnissen unter den schwierigsten Kämpfen gereiften Prinz-Gemahl ein. Diese persönlichen Beziehungen konnten nicht ohne Rückwirkung auf die politischen Anschauungen und Wünsche der erlauchten Personen bleiben, welche das Schicksal voraussichtlich noch zu großer Wirksamkeit in den deutschen und europäischen Angelegenheiten vorbehalten hatte. Als Herzog Ernst, gleichsam als Dritter im Bunde, in den nächsten Jahren sich dem Prinzen von Preußen näherte, schien das durch die Revolution gestörte europäische Gleichgewicht zu völlig neuen Combinationen hinzudrängen. Die liberale deutsche Welt hatte damals geglaubt, mit Hülfe der Westmächte ein für allemal die Stellung Rußlands und besonders die des Kaisers Nikolaus erschüttern zu können, und da der Prinz von Preußen in dem großen Kampfe zwischen dem Osten und Westen sich weit mehr, als sein Bruder, von der altpreußischen Politik entfernte, so waren ihm in den letzten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms IV. manche Schwierigkeiten entstanden, durch die ihm die Verbindung mit dem Prinzen Albert und seinem Bruder Ernst noch werthvoller gemacht wurde. In den Kreisen der liberal und national gesinnten Parteien in Deutschland glaubte man diesem Umstande eine hervorragende Bedeutung beilegen zu sollen, und als vollends die Heirath des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der englischen Königstochter Thatsache geworden war, stand bei dem weitaus größten Theile der

deutschen Nation das Haus des Prinzen von Preußen in dem Ansehen, daß es alle die Erwartungen erfüllen werde, die seit dem Jahre 1848 nicht mehr zum Schweigen zu bringen waren. Der Herzog von Coburg hatte sich dann unstreitig das große Verdienst erworben, daß er seine ganze Persönlichkeit einsetzte, um die Popularität des Prinzen von Preußen so hoch wie möglich zu steigern, als dieser im Jahre 1858 die Regentschaft in Preußen übernahm. Insbesondere durch seine litterarischen Verbindungen war es ihm möglich geworden, einen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu Gunsten Preußens in Deutschland zu gewinnen; und wenn später der Kaiser Wilhelm von seinem Danke sprach, den er dem Herzog entgegenbrachte, so hatte er gewiß auch Umstände dieser Art im Auge.

Auch durch Thatsachen von weittragender politischer Bedeutung gab der Herzog seiner Gesinnung in Betreff der preußischen Leitung der deutschen Angelegenheiten Ausdruck. Man sollte ihm besonders das nicht vergessen, daß er die im Jahre 1849 schon einmal abgeschlossenen Militairverträge jetzt, und in einem Augenblicke wieder in Erinnerung brachte, wo ein Theil der deutschen Bundesgenossen eine sehr stark nach der österreichischen Seite hin gravitirende Politik verfolgte. Der Abschluß seiner Militairconvention mit Preußen gehört vielleicht zu den lehrreichsten und merkwürdigsten Capiteln der Entstehungsgeschichte des deutschen Reichs und der Lebensgeschichte des Herzogs zugleich; denn so wenig man dies heute vermuthen möchte, so sicher ist es doch, daß die Absicht des Herzogs, sein Truppencontingent durch einen Militairvertrag der preußischen Armee einzuverleiben, den größten Widerstand des preußischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten hervorgerufen hat. Die Verhandlungen spielten im Jahre 1861 weit über ein Jahr, bevor Herr von Bismarck ins Amt getreten war; aber wenn es eines Beweises bedurft hätte, daß die ältere Generation von preußischen Staatsmännern, von der Richtung des Herrn von Schleinitz, den neuen Aufgaben auch nicht entfernt gewachsen war, so konnten die Verhandlungen über die Militairconvention des Herzogs dafür angeführt werden. Man machte preußischerseits jede Art von Schwierigkeiten und suchte die ganze Sache eigensinnig zu hintertreiben, bis sie der König selbst in seine Hand nahm und in persönlichem Verkehr mit dem Herzog ordnete, so daß, wenn nicht der militairische Nutzen, so doch sicher

der politische und moralische Eindruck des Ereignisses ein ungemein großer gewesen ist. Seit langer Zeit war in Deutschland nichts geschehen, was in den auswärtigen Cabineten mehr besprochen wurde; denn es war eine That, und eben an Thaten mangelte es so sehr. Gewiß hat man nicht die tausend Mann, um welche die preußische Armee verstärkt worden ist, in Anschlag gebracht, aber es war ein Anfang, es war die thatsächliche Anerkennung eines Princips. Solche Handlungen waren es, die den Dank des Königs verdienten, und er hat denselben dem Herzog gleich damals in wärmster Weise ausgesprochen. Der König hatte volles Verständniß für die Bedeutung solcher friedlicher Eroberungen im Gegensatze zu manchem preußischen Bureaukraten, und so durfte er sich über das erste Beispiel eines in gesetzmäßigster Weise herbeigeführten militairischen Anschlusses an Preußen um so mehr und nachhaltiger freuen, als der darauf bezügliche Vertrag durchaus sein persönliches Werk und aus der Initiative des ihm befreundeten Bundesfürsten hervorgegangen war. Fünf Jahre später erwies sich die Convention auch vom militairischen Standpunkte für viel wichtiger, als man gedacht hatte; denn das Coburg-Gothaische Contingent bildete in dem Augenblicke, als der König von Hannover den Entschluß faßte, mit Preußen Krieg zu führen, einen nicht unwichtigen Bestandtheil der zunächst kleinen Macht, die ihm entgegenstand, da alle übrigen thüringischen Staaten den Hannoveranern bundesfreundlich gesinnt waren. König Wilhelm soll damals gesagt haben, es habe einen Moment gegeben, wo die zwei Bataillone von Coburg-Gotha politisch betrachtet für ihn den Werth eines halben Armeecorps gehabt hätten. Dies war denn freilich nur wenige Stunden der Fall, aber diese wenigen Stunden genügten, um den Anmarsch der preußischen Divisionen auf allen Seiten zu ermöglichen. Man hat den Herzog von Coburg, als die Kriegsfrage im Jahre 1866 entschieden war, oft wegen seines nationalen Entschlusses beglückwünscht, standhaft und unerschütterlich auf Seite Preußens gestanden zu haben, obwol er in der vorhergehenden Zeit politisch zu den Gegnern der preußischen Politik gehört hatte. Niemand wird ihm diesen Ruhm streitig zu machen vermögen, und am wenigsten hätte hier Kaiser Wilhelm mit seiner Anerkennung jemals zurückgehalten; aber dabei darf man doch sagen, das eigentlich entscheidende Moment lag schon in dem Ent-

schlusse des Jahres 1861 und in der glücklich vollzogenen Militairconvention des Herzogs und des Königs. Hätte dieselbe gleich damals Nachahmung bei den deutschen Fürsten gefunden, der letzte Kampf zwischen Deutschen und Deutschen wäre vielleicht erspart worden. Aber auch in persönlicher Beziehung war das Verhältniß zwischen dem Könige und dem Herzog durch den Militairvertrag gefestigt und vor allen Dingen über die mannigfaltigen Wandlungen der Politik in jenen Jahren und über alle Gegensätze der Tagesfragen hoch emporgehoben worden.

Es ist nicht zu leugnen, daß in den inneren deutschen Angelegenheiten und in Bezug auf die Lösung der großen nationalen Frage zwischen dem Könige und dem Herzog starke und mitunter gefährliche Meinungsverschiedenheiten bestanden haben; ja, es war einmal die Möglichkeit eines vollkommenen Bruches eingetreten, als die Feinde des Herzogs dem Könige glaubhaft machten, daß sich derselbe abfällig über die preußische Militairreform geäußert und preußische Abgeordnete zum nachhaltigen Widerstand gegen die Regierung ermuntert hätte. Das letztere war glücklicherweise leicht zu dementiren, aber ein Mehlthau lag auf dem schönen, langjährigen Freundschaftsverhältniß. Als dann die schleswig-holsteinische Sache jede Verständigung noch mehr erschwerte und die Leidenschaften allerorten steigerte, hat Herr von Bismarck zu einem der zahlreichen reisenden Agenten des Herzogs von Augustenburg in Gastein an der Tafel im Curhaus ein lustiges Wort gesprochen, welches für die Lage in jenen Tagen wol charakteristisch war. Als der augustenburgische Diplomat mit dem geringen Takte, der bei diesen Verhandlungen zuweilen an den Tag gelegt worden sein soll, sich auf den Herzog von Coburg berief, fiel ihm der Ministerpräsident ins Wort: „Was wollen Sie mit dem Herzog von Coburg! wenn wir noch Friedrich den Großen zum Könige hätten, so säße der längst in Spandau auf der Festung.“

Man darf nun ohne Zweifel annehmen, daß Herr von Bismarck mit seinem Scherze wirklich nicht die Gesinnung eines Hohenzollern aus dem neunzehnten Jahrhundert hatte bezeichnen wollen; denn nichts lag dem Könige Wilhelm ferner als die Souveränetätsrechte seiner Mitfürsten anzugreifen, vielmehr war gerade damals, als der Gasteiner Vertrag geschlossen wurde, ein Moment gekommen,

wo es recht große Schwierigkeiten machte, den König auf der Bahn der immer nöthiger werdenden deutschen Bundesreformfrage vorwärts zu bringen. Aber dieser Punkt war es gerade, der dem Könige Anlaß bot, dem Herzog von Coburg immer wieder von Neuem sein Vertrauen zu schenken und engere Fühlung mit ihm zu nehmen.

In der Entwicklung der deutschen Reichsidee hat es mehrere Jahre gegeben, wo alle Welt die Empfindung hatte, daß die Stimme des Herzogs von Coburg, sei es im günstigen oder im ungünstigen Sinne, durchaus beachtet werden müsse. In den höchsten Kreisen, auch in Berlin, wo man von des Herzogs Unternehmungen im Einzelnen nicht sehr erbaut war, konnte man sich doch nicht denken, daß in den Bundesangelegenheiten die Anschauungen des Herzogs Ernst umgangen oder ignorirt werden dürften. Den verschiedensten leitenden Ministern, auch Herrn von Bismarck, schien es schließlich besser, mit dem mannigfachen Einfluß des Herzogs zu rechnen; und in der Stunde der Gefahr, wo Preußen mit seinem neuen Bundesentwurf vor Deutschland hinzutreten entschlossen war, hatte der große Staatsmann es doch für erwünscht erachtet, dem Herzog frühzeitig denselben zur Kenntniß zu bringen und in einem der interessantesten Schriftstücke dieser entscheidenden Zeit die Zustimmung des Herzogs zu bewirken. Es war gleichsam eine Anerkenntniß, daß in diesen Jahren tief verwirrter politischer Ueberzeugungen der Herzog ein Bindeglied zwischen den populaeren Strömungen von unten und den unsichern Entschlüssen von oben zu bilden geeignet war.

In den letzten Tagen der Krankheit des Herzogs Ernst hielt Fürst Bismarck in Kissingen vor einigen hundert Gesangesbrüdern, die gekommen waren, um ihre Huldigungen darzubringen, eine Rede, in der er den Antheil des deutschen Liedes an der Einigung der deutschen Nation pries. Er erörterte in seiner unvergleichlichen Weise die Wirkungen, unmittelbar aus dem Leben gegriffen, wie in seiner Jugend das Lied vom deutschen Rhein: „Sie sollen ihn nicht haben" alles Volk ergriffen, und wie die Soldaten in Frankreich im Jahre 1870 alle ihre Noth bei den Klängen der „Wacht am Rhein" vergessen hätten. Auch des einigenden Bandes zwischen Süd und Nord, das durch das deutsche Lied geschaffen wurde, gedachte der Fürst. Hätte der sterbende Mann in Reinhardsbrunn, dem seine Sängerpopularität und sein Schützenkönigthum oft spottweise vorgehalten

wurde, die Ansprache des Fürsten noch lesen können, so würde er darin eine Rechtfertigung mancher Unternehmungen gesehen haben, die ihn in den Jahren der inneren deutschen Kämpfe in den Verdacht gebracht haben, bewußt oder unbewußt für die Revolution zu arbeiten. Und in der That! es ist heute, wo die Kinderkrankheiten der deutschen Einigung vollkommen überwunden sind, kein Grund vorhanden, mit der Wahrheit der Jahre 1860—1866 zurückzuhalten. Es hat damals gar viele Leute gegeben, welche gemeint haben, daß die deutsche Frage nur durch eine nochmalige revolutionaere Erhebung gelöst werden würde und könne, und die wahre Geschichtschreibung wird die Verdienste des Fürsten Bismarck vielmehr darin erblicken müssen, daß er Deutschland vor dieser Revolution bewahrte. Jedenfalls ist in den ersten sechziger Jahren der Glaube an eine deutsche Revolution viel verbreiteter gewesen und erstreckte sich in viel höhere Regionen, als eine lahme Geschichtsklitterung heute zugestehen möchte. Vielleicht hat auch die Furcht vor der Revolution bei der Entstehung des heutigen Deutschen Reiches eine recht ernste Rolle gespielt und es ist die Frage, ob die Politik des großen preußischen Ministers nicht in manchen deutschen Bundesstaaten durch jenes Fieber einigermaßen unterstützt worden ist. Indessen sind die Akten über diese Dinge weder erschöpft noch auch nur eröffnet. Die Personen, die hier Auskunft geben könnten, schwinden mehr und mehr dahin, und da unsere Entwicklung glücklicherweise keine Opfer forderte, wie England vor der glorreichen Erhebung seines Wilhelm III., so wäre es auch nicht unerwünscht, wenn die dunkleren Partien des Auferstehungsprocesses von Deutschland der Vergessenheit anheimgegeben, ungeschrieben blieben.

Nur zu bekannt ist ohnehin der Umstand, daß die Gegensätze der Zeit selbst die höchsten Persönlichkeiten in den Regierungskreisen Berlins mächtig ergriffen und zwischen Vater und Sohn zur Geltung kamen. Der Herzog Ernst war in dieser Beziehung in der eigenthümlichen Lage, daß er den verschiedenen Parteien gleich nahe stand. Sein schönes, aufrichtiges und in manchen Zeiten wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zu dem edlen Kronprinzen von Preußen und seiner Gemahlin eröffnete ihm Gelegenheit zu mancher wichtigen Action. Der jetzige Kaiser hat im Armeebefehl von Reinhardsbrunn auch dieser innigen Beziehung des Verstorbenen in Güte und Liebe

gedacht. Niemand könnte auch wirklich das ereignißreiche Leben des Herzogs Ernst bedenken, ohne sich an dem herzlichen Antheil zu erfreuen, den derselbe an dem reich begnadeten Leben des kronprinzlichen Paares, an der Wirksamkeit seiner ältesten Nichte und ihres hochgebildeten edlen Gemahls genommen hat.

In den Tagen, in welchen sich fast die ganze europäische hohe Welt zu den Hochzeitsfeierlichkeiten des Kronprinzen von Preußen mit der englischen Prinzessin in London versammelte, hatte Herzog Ernst auf seiner Reise nach England in Paris das entsetzliche Orsini'sche Bombenattentat auf den Kaiser Napoleon bei der großen Oper mit erlebt. Durch ihn bekamen die in London versammelten Herrschaften die erste genauere Kunde von dem schrecklichen Ereignisse. Daß die junge geistvolle Prinzessin, die im Begriffe war, die Heimath ihres geliebten Vaters als zukünftige Herrscherin des größten deutschen Staates zu betreten, sich herzlich an den Oheim, dessen Name in der Politik, wie in den Künsten des Friedens so viel genannt wurde, anschloß, war leicht verständlich, und es bildete sich zwischen dem jungen kronprinzlichen Paare und dem Herzog ein Verhältniß, das man für ein in Ewigkeit unlösbares gehalten hätte.

Die politischen Schwierigkeiten der nächsten Jahre trennten die jüngere deutsche Welt, wie in dem schlichten Bürgerhause, so auch in den Palästen von der bedächtigeren älteren Generation; es war deutlich, daß sich auch das kronprinzliche Paar mehr zu den Vertretern einer energischen, geradeaus aufs Ziel gehenden Politik hingezogen fühlte. Die verwickelten Pfade des preußischen Ministeriums waren um so unverständlicher, je mehr sie selbst vor den dem Throne am nächsten stehenden Personen geheim gehalten werden mußten. Den popularen Glanz der Thätigkeit des Herzogs Ernst vermochte damals manches im Herzen gewiß gut preußische Gemüth nicht zu bemerken, ohne sich dem Glauben hinzugeben, daß ähnliche „moralische Eroberungen" des deutschen Volksgeistes durchaus die Sache einer guten preußischen Regierung hätten sein müssen. Wie wenig dauerhaft sich auch dem Coburger die Volksgunst bewähren werde, hatte diese jüngere Generation wenig geahnt. Manches Jahr hat sich der Kronprinz in den geistigen Kreisen und Gedanken wohlbefunden, die im Grunde genommen, diejenigen des Herzogs von Coburg waren. Dieser war es, der die Beziehungen zu Max Duncker, das wirkliche Freund=

schaftsverhältniß zu unserm Lieblingsdichter jener Jahre, zu Gustav Freytag vermittelte. Es wäre endlos, sich der mannigfachen Berührungen zu erinnern, welche Herzog Ernst herbeigeführt hat und herbeizuführen wußte. Wie sehr aber auch die politischen Strömungen der Zeit auseinanderliefen, schließlich fand sich doch Alles, was für das deutsche Einheitswerk erglühte, in dem Gedanken vereint, daß es sich um eine Sache handle, bei der nur die eisernen Würfel des Krieges entscheiden können.

Die kriegerischen Erinnerungen des Herzogs Ernst knüpfen sich ausschließlich an sein herzliches Verhältniß zum preußischen und deutschen Kronprinzen an. Dasselbe war im Kriege von 1866 noch dadurch gefestigt worden, daß die Wahl des Generals von Blumenthal zum Generalstabschef der kronprinzlichen Armee auf den Rath des Herzogs Ernst erfolgt ist, eine von jenen Thatsachen, die ohne Zweifel als ein reelles Verdienst des Herzogs Ernst in der Geschichte aufbewahrt bleibt. Im Hauptquartier des Kronprinzen war 1866 sowie 1870—1871 Herzog Ernst kein müßiger Zuschauer; indessen wäre es ein Unrecht zu verschweigen, daß ihn die Stellung als Soldat nicht zu befriedigen vermochte, so ehrenvoll die Gründe sein mochten, welche der König angab, als er ihn en suite des Kronprinzen in beiden Feldzügen dem Hauptquartier zutheilte. Begreiflicherweise war es daher auch in dieser Stellung lediglich die politische Thätigkeit des Herzogs, sowohl in Nikolsburg, wie auch in Versailles, über welche uns die urkundlichen Ueberlieferungen reichlichere Auskunft geben. Besonders in dem österreichischen Schlosse, in welchem die Friedensverhandlungen geführt worden sind, die die Grundlage unserer deutschen Reichseinheit bildeten, konnte Herzog Ernst einen günstigen Einfluß auf manche Entschlüsse des Königs und des Kronprinzen ausüben, da er nahezu der einzige unter den deutschen Fürsten war, die in diesem entscheidenden Moment sich in der Nähe befanden. Andere, die zwar den Feldzug mitgemacht hatten, waren wol für die politischen Fragen weniger in Berücksichtigung zu ziehen, da sie mehr den militairischen Aufgaben zugethan waren. In Nikolsburg hatte unter diesen Umständen Graf Bismarck die Unterstützung des Kronprinzen und unmittelbar auch die des Herzogs Ernst in manchen Punkten gern in Anspruch genommen.

Nicht ganz so klar, aber auch nicht ohne Bedeutung für den

schließlichen Erfolg, in Betreff der politischen Neugestaltung des Reichs, lagen die Dinge in Versailles. Die Akten über die Geschichte des deutschen Kaiserthums scheinen noch keineswegs geschlossen zu sein; wenn aber darüber kaum ein Zweifel bestehen kann, daß ein mit dem Kronprinzen verbundener Kreis von Fürsten, zu dem der Herzog Ernst gewiß gehörte, sehr bestimmt und energisch für die Herstellung des Kaiserthums und für die Annahme des Kaisertitels einzutreten sich bestimmt fand, so darf der Herzog einen Antheil an dem Danke mit Recht beanspruchen, den die Nation allen diesen Mitgründern des Reiches schuldet.

Niemand war auch geneigter, als Kaiser Wilhelm, die Thatsache anzuerkennen, daß eben nur aus dem Zusammenwirken sehr vieler Personen das große Resultat der Reichsgründung zu erklären sei. Faßt man dann unter dieser Voraussetzung das Leben des verstorbenen Herzogs Ernst, so darf man getrost sagen: kein gerechter Mensch wird ihm jemals die großen Verdienste bestreiten können, die er sich um unsere nationale Entwicklung erworben hat. Indem wir seine Beziehungen zu den beiden ersten Kaisern des Reichs in Betracht gezogen haben, hat sich dieses Gedenkblatt unwillkürlich zu einem Commentar der ehrenden Worte gestaltet, die Kaiser Wilhelm II. dem Hingeschiedenen in Reinhardsbrunn gewidmet. Wenn dieser dritte deutsche Kaiser selbst aber dem Herzog seltene Ehren erwiesen hat, und mit dem Wunsche, ihn noch einmal lebend zu sehen, sich auf die Reise in die wohlbekannten Thäler begab, in denen der junge Prinz einst Wald und Feld oftmals mit dem Großoheim durchzog, so ist es vielleicht erlaubt, noch ein anderes Verdienst des Herzogs Ernst in Erinnerung zu bringen, welches für das deutsche Volk und sein Kaiserhaus wichtig genug geworden ist. Denn wenn es eine Zeit gegeben hat, wo Politik und schwerer Krieg verwandte Häuser entzweiten, so freut sich heute jeder Deutsche, daß die Kluft zwischen den Hohenzollern und dem vielgeprüften Hause der Augustenburger, wie man meinen sollte, in einer Weise überbrückt ist, die jede schmerzliche Erinnerung für immer ausschließt. Daß Herzog Ernst auch an diesem großen Versöhnungswerk den herzlichsten und thätigsten Antheil nahm, gehörte sicherlich zu den Dingen, deren der Kaiser sich auch in den Stunden der Trauer um den Großoheim erinnert haben mag.

So darf man die Rechnung über das politische Leben des Herzogs mit dem Hinweis auf das Dichterwort abschließen, daß er den Besten seiner Zeit genug gethan, daß ihn die Edelsten in drei Generationen, Vater, Sohn und Enkel in höchsten Ehren, ihrer Freundschaft und ihres Dankes werth gehalten haben.

Was bedarf es mehr? Vor der Parteien Gunst und Haß ist kein Sterblicher bewahrt; es haben unter diesen manche nach des Herzogs Gunst einstmals geangelt, die ihn nachher mit Haß verfolgten.

Der Herzog war übrigens durchaus nicht vorwiegend Politiker; man hat zuweilen behaupten gehört, daß ihn wol Amt, Stellung und Geburt gezwungen hätten, das garstige, das politische Lied zu singen, daß er aber nach Lust und Herzensneigung weit mehr dem Liede des Dichters und des Sängers zugethan gewesen sei. Es war ein glücklicher und unendlich bezeichnender Umstand, daß die letzten Tage seines Lebens ganz dem Theater und der Musik gewidmet waren. Freilich ist es richtig, daß die Anstrengungen jener Tage den Eintritt des Unvermeidlichen um einen kurzen Zeitraum beschleunigt haben mögen; aber die Gothaer Festspieltage lassen den Verstorbenen im Andenken einer großen Anzahl deutscher Künstler wie einen alten Sagenkönig erscheinen, der die Geisterschar, die ihm die liebste war, noch einmal um sich versammelt, und dann hinübergeht in das ewige Geisterreich. In diesen letzten Tagen seiner nie rastenden Thätigkeit sah man den Herzog noch einmal fast mit jugendlicher Frische Theaterproben abhalten, wie er vor langen Jahren seine eigenen Opern einübte. Es war, wie wenn die Erinnerung an alte Zeiten ihn verjüngt hätte. Am Abende vor dem unglücklichen Tage, an dem er erkrankte, verkehrte er in großer Gesellschaft mit der Künstlerwelt durch mehrere Stunden in geistreich liebenswürdiger Weise, als gelte es so manche Gerüchte zu zerstreuen, die über seinen Gesundheitszustand verbreitet waren. Alles hatte nur den Eindruck, als ob dieser Fürst lediglich die Kunst zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit und Lebensthätigkeit gemacht hätte. Und auch wer ihn länger kannte, der hatte ähnliche Gedanken oftmals, wenn er mit einer Leidenschaft, einem jugendlichen Eifer für und wider die verschiedenen musikalischen Richtungen stritt, oder wenn er von seinen musikalischen Freunden, zu denen er freilich mehr den Maëstro Meyerbeer als den

Meister Wagner rechnete, sprach. Wol mit zu den liebsten Erinnerungen seines Lebens gehörte die Aufführung seiner „Santa Chiara" an der Großen Oper in Paris im Jahre 1855 während der ersten Pariser Weltausstellung. Zu den bedeutenden persönlichen Eigenschaften des Herzogs Ernst gehörte seine Entschlossenheit und Leichtigkeit mit dem Publikum, mit der Masse des Volkes zu verkehren; er besaß einen großen Grad von dem, was man den Muth der Oeffentlichkeit zu nennen pflegt. So hatte er sich in Paris wirklich mit voller Geltendmachung seiner Person vor die Kritik des Theaterpublikums und vor diejenige der schwer zu gewinnenden Pariser Journale und Musikrecensenten gestellt. Es nun erwirkt zu haben, daß seine „Santa Chiara" mehrmals hintereinander gegeben wurde, gereichte ihm dann auch bis in sein spätes Alter zu seiner ganz besonderen Genugthuung.

Ehrende Auszeichnung und Anerkennung nahm er mit besonderem Vergnügen von den deutschen Vereinen und Liedertafeln an, wie denn seine Ehrenmitgliedschaften sich in die Hunderte beliefen, für deren Diplome sorgfältige Aufbewahrung vorgesehen war. Und endlich darf die Künstler- und Schriftstellerwelt noch etwas Anderes dem Herzog nicht vergessen: Wenn man heute die mannigfaltigen Ehrungen ins Auge faßt, die diesen Berufsständen zu Theil werden, und damit die Art und Weise vergleicht, in welcher noch vor fünfzig Jahren Mimen, Sänger und Schriftsteller, sowie Musikdichter in Deutschland ausgezeichnet worden sind, so wird sich leicht Jedermann überzeugen, daß hier eine Veränderung vor sich gegangen ist, die als eine ganz außerordentliche und für das Standesbewußtsein dieser Kreise sehr erfreuliche gelten muß. Man darf aber kühn die Behauptung aufstellen, daß es der Herzog Ernst war, der durch seine rückhaltlose, von den Pedanten und Bureaukraten gar mancher deutscher Staaten hart getadelte Anerkennung litterarischer und künstlerischer Verdienste recht eigentlich zuerst das alte System des Ordens- und Titelwesens in Deutschland durchbrochen hat. Ritterkreuze, Hofräthe und dergleichen schöne Dinge, für die man nicht zu schwärmen braucht, die aber in der Welt, wie sie ist, die Rangstellung und Werthschätzung der verschiedenen Lebenskreise und Berufsarten erkennen lassen, machte durchaus Herzog Ernst zuerst in Kreisen einheimisch, die nach dem Urtheile älterer Generationen mit dem Unter-

offizier, dem Gemeindeschreiber und dem Thürsteher des Ministers auf eine Rangstufe gestellt wurden. Erst nach und nach fand die bessere Meinung des Herzogs Ernst Eingang und Nachahmung, bis endlich durch einige große Beispiele, wie das des baierischen Ludwig, der alte Bann vollständig gebrochen worden ist. Es wäre indessen sehr ungerecht, wenn man auf diese Aeußerlichkeiten das Verhältniß des Herzogs zur künstlerischen und schriftstellerischen Welt beschränkt glaubte. Sicher lag es wenigstens nicht an ihm, wenn so äußerlich geknüpfte Beziehungen keine innere Ergänzung fanden. Zahlreich sind jedoch die Personen, die in einem langjährigen geistigen Verkehre immer wieder an dem Herzog einen Freund und Gönner fanden. Bei Beziehungen solcher Art sah er weder auf den Stand noch auf die Herkunft, noch auf die Confession. Jüngere Männer in ihren Talenten früh und richtig erkannt zu haben, gewährte ihm ein besonderes Vergnügen und eine große Genugthuung. Und wie viele intime Verhältnisse zu geistigen Größen sind solchergestalt angeknüpft worden und haben sich in edelster Form durch alle Zeiten erhalten. Mehr als vierzig Jahre sind verflossen, seitdem der junge Gustav Freytag in den Widmungsworten seines ersten großen Romans die trauliche Scene beschrieben hatte, da er auf dem Theeplätzchen des Callenbergs seinem „lieben Herrn" und der Herzogin aus dem Werke vorlas, welches seinen Namen den berühmtesten und beliebtesten der Nation beigesellte. Und nun war unter denen, die zuerst gekommen sind, in den Tagen der Trauer in Reinhardsbrunn von dem fürstlichen Freunde Abschied zu nehmen, tieferschüttert — der Excellenzherr von Siebleben.

Als noch in den letzten Jahren der Herzog einmal in vergnügter Abendgesellschaft in Berlin mit Hopfen und Lindau zusammensaß, erzählte er eine Geschichte aus seinem Leben, die den beiden Dichtern sofort das Versprechen abnöthigte, den Stoff zu einem Roman zu benutzen, den jeder von den beiden auf seine eigene Art zu gestalten dachte. Auch läßt sich wol etwas Rührenderes und Schöneres von persönlicher Anhänglichkeit an einen fürstlichen Herrn nicht leicht finden, als man in der noch vorhandenen Correspondenz der guten alten Frau Birch-Pfeiffer mit dem damals noch jugendlichen Herzog Ernst wahrnehmen kann. Ihre treue Verehrung und Liebe vererbte sie auf Frau von Hillern, deren Kranzspende auf dem Sarge des

Herzogs zu erzählen schien, wie Mutter und Tochter dem Herzog dankbar waren. Man könnte eine endlose Litteraturgeschichte von persönlichen Beziehungen schreiben, die sich in besonderer Weise dadurch von manchem ähnlichen Verhältnisse unterschieden, daß sich der Fürst hier nur rein menschlich zu geben liebte und im Genusse geistiger Güter jede andere Rücksicht außer der von Mensch zu Mensch vergessen konnte.

Der Herzog war eine Natur ohne jedes Vorurtheil, von liberalsten Gesinnungen, ohne daß man ihn aber einen Liberalen in der gewöhnlichen, sei es politischen, oder gesellschaftlichen Bedeutung des Wortes hätte nennen mögen. Manche Irrungen sind daraus entstanden, daß man von oben und unten her dem freien Wesen des Herrn eine falsche Bedeutung unterschob. Das unbefangene und Aeußerlichkeiten wenig und nur an ihrem nothwendigsten Platz berücksichtigende Wesen des Herzogs beruhte nicht auf einem System; sein Urtheil war nicht mit irgend einer Doctrin politischer oder religiöser Art verwachsen. Er folgte seiner Natur und Eingebung, die er vielleicht nur allzusehr zum Maßstab der Dinge machte; aber er bewahrte dabei einen Codex eiserner Gesetze, welcher auf dem in Staat und Kirche nothwendig gewordenen beruhte. Man hat seine Festigkeit in Bezug auf diese Dinge zuweilen unterschätzt und fühlte sich alsdann enttäuscht oder überrascht; aber er theilte thatsächlich niemals, weder in politischer noch religiöser Beziehung, die weitgehenden Anschauungen, die man zuweilen bei ihm voraussetzte. Aller Radicalismus war ihm geradezu unverständlich; sein gemäßigtes Empfinden bewegte sich in stark verschanzten Grenzen, die er mit Härte, ja rücksichtslos vertheidigen konnte.

Dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber sprach einmal Fürst Bismarck vor nicht langer Zeit ein sehr zutreffendes Wort über den Herzog aus: „Es habe nur wenige gegeben, die so ganz aus sich heraus ihr Urtheil, ohne fremdem Einfluß zugänglich zu sein, gebildet hätten, wie Herzog Ernst" — er habe, so sagte der Fürst wörtlich: „immer seine Opinion behauptet, dies war seine Stärke und Eigenthümlichkeit". Man könnte hinzusetzen, daß diese Stärke in einem unerschütterlichen Bewußtsein der Souveränetät wurzelte, von welcher er zwar nur selten sprach, die er aber für den Eckstein aller Ordnung im Staat und in der Gesellschaft hielt. Er hatte auch in

kleineren Verhältnissen vor stramm regierenden Oberhäuptern von Familien oder Gutsherrschaften, oder Fabrik- und Kaufherren einen aufrichtigen Respect. Sein Herrscherbewußtsein war indessen doch manchmal mehr theoretisch, und jedenfalls durch eine unendlich große Herzensgüte gemildert, wie man sie auf den Höhen der Gesellschaft thatsächlich selten treffen mag. Er umfaßte alles, was zu seinem Hause und zu seinen Dienern im Staate zählte, mit einer rührenden persönlichen Theilnahme. Gewiß war niemand berechtigter, über den Charakter des Herzogs zu urtheilen, als Herr v. Seebach, der durch vierzig Jahre sein Staatsminister war und in einem wahrhaft bewundernswerthen Verhältniß von Treue und gegenseitiger Hochachtung, unentwegter Dienstwilligkeit zugleich und Freundschaft zu seinem Herrn gestanden hatte. Herr v. Seebach sprach, als er die Geschäfte seinem Amtsnachfolger vor wenigen Jahren übertrug, in einem kleinen Kreise ein großes Wort aus: er möchte sich verbürgen, daß der Herzog niemals ein Unrecht irgend welcher Art gethan, wenn der verpflichtete Beamte die Rechtslage klargestellt habe.

Das alte deutsche Treueverhältniß von Herrn und Dienern lebte in der Brust des Herzogs so stark, als hätten die Zeiten seit achtzehnhundert Jahren sich nicht geändert. Er kannte und wußte fast von jedem der Seinigen, die ganze Lebensgeschichte. Als vor wenigen Jahren einer seiner befähigtesten und hervorragendsten Ministerialbeamten durch ein abscheuliches Verbrechen in seinem Dienste das Leben verlor, wirkte die Nachricht so erschütternd auf den Herzog, daß er erst nach manchen Tagen wieder zu voller Fassung und Kraft kam. Damals, wie in manchen andern schweren Fällen, hat man bemerkt, wie sich der kraftvollste Mann der Thränen um fremdes Unglück nicht schämte. Er besaß ein weiches und gutes Gemüth. Er hatte das Leben sehr geliebt und ertrug den Gedanken an den Tod nur in der vollen Zuversicht auf die Fortdauer des persönlichen Geistes, an welche er, wie an die Existenz eines gütigen, gnadenreichen Gottes glaubte. In dieser Hoffnung und in diesem Glauben, worin ihm seine Gemahlin voranleuchtete, wird er in lichten Augenblicken wol auch von der Herzogin Abschied genommen haben, die tagelang an seinem Bette die Athemzüge belauschte; denn sein Verhältniß zu seiner Lebensgefährtin, mit der er einundfünfzig Jahre Leid und Freud getheilt, war das schönste, innigste und freundschaftlichste.

Hier aber sollte das Andenken des deutschen Fürsten nur in seinen Beziehungen zu der Außenwelt bestimmter festgehalten werden. Auch dies wird nur skizzenhaft, nur zum kleinsten Theil gelungen sein; denn was er in seinem öffentlichen Leben und Wirken war, wird erst dann vollends erkannt und empfunden werden können, wenn die kleinlichen Leidenschaften des Tages verschwunden sind. Dann wird er auch auf ein gerechtes Urtheil der Nachwelt zu rechnen haben.

Anmerkung [1]) zu S. 311. Eine höchst beachtenswerthe Bestätigung des Urtheils Herzog Ernsts über die militairische Stellung König Friedrich Wilhelms IV. enthält jetzt der Briefwechsel des Feldmarschalls von Manteuffel mit L. Ranke. Vgl. Beilage zur Allg. Ztg. 1896, Nr. 123, Brief 32.

Anmerkung [2]) zu S. 313 f. Jetzt ersieht man aus einer neuestens publicirten Denkschrift v. Bismarcks aus 1861 (Bismarck-Jahrbuch III, 193), welches ungemein große Gewicht auf den Abschluß der gothaischen Militairconvention in der damaligen Lage fiel und wie sich der große Staatsmann verhalten hätte, wenn er damals schon im Amte gewesen wäre. Für das Werk von Sybels ist es bezeichnend, daß die Militairconvention allerdings nicht einmal erwähnt ist, obwol doch das Archiv des Herzogs Ernst sehr — schmeichelhafte Briefe von Sybels aus früherer und späterer Zeit enthält.

Gustav Freytags politische Thätigkeit.

Die politische Thätigkeit eines Dichters zu schildern, hat immer mehr gegen, als für sich. Man kommt dabei in die Gefahr, den Zaubermantel der Poesie, den alle bewundern, in das Getriebe von Ereignissen zu zerren, für welche immer nur einige Interesse haben und bei deren Beurtheilung sich alles in Freunde und Gegner verwandelt. Und vielleicht war keiner unserer deutschen Dichter weniger darauf angelegt, aus dem Reiche der Phantasie hinaus auf den Markt des politischen Lebens oder auf die Rednerbühne des parlamentarischen Streits zu schreiten. Er hat in seinen Lebenserinnerungen eine fast elegische Schilderung von seinem Wirken im ersten norddeutschen Reichstage gegeben, und seinen politischen Freunden setzte er auseinander, daß er sich einmal und zwar nur in den Reichstag wählen lassen wollte, welcher die Grundlagen für die heute bestehende Einheit unseres Reiches schuf, dann aber nie wieder, und er hat Wort gehalten; die unmittelbar practische Thätigkeit in der Politik blieb ihm fremd, und ich möchte es gleich von vornherein betonen, eigentlich seinem Wesen unbequem und widerwärtig. Er machte nicht ohne ein schmerzliches Gefühl das Geständniß, daß er zum Parlamentarier sich wenig eigne und die dazu nothwendige Uebung und Erfahrung durchaus nicht erwerben mochte; und ebenso bestimmt verwahrte er sich dagegen, seine Persönlichkeit in irgend einen Dienst politischer Männer, Parteien oder gar Regierungen zu stellen. Wenn man diese so eigenthümlich beanlagte Natur unseres liebenswürdigen Dichters ins Auge faßt, so muß man sich fragen: wie kommt man dazu, von einer politischen Thätigkeit Freytags zu sprechen? Und dennoch konnte man, als ihn ein rascher Tod im vorigen Jahre hinwegnahm, die Beobachtung machen, daß kaum einer von denen, die sein Andenken ehrten, es unterließ, von seiner politischen Thätigkeit zu sprechen. Man hat ihn als Vorkämpfer nationaler Bestrebungen gefeiert, aber es fehlte auch nicht an „zeitge=

mäßen" Aeußerungen, die ihn mit der Signatur eines Vertreters der liberalen Bourgeoisie einer nun abgethanen Periode der Entwicklung kennzeichneten. Zuweilen mischten sich Gegensätze der allerletzten Jahre über den Curs des Reiches in die Beurtheilung eines Lebens, welches ein halbes Jahrhundert vorher in Sachen der Litteratur bestimmend auf die Zeitgenossen einzuwirken begann. War es da nicht beklagenswerth, wenn man bemerkte, daß ein so großer Wirkungskreis mit ein paar Schlagworten abgethan werden sollte, die doch nur eine ganz vorübergehende Tagesstimmung bezeichneten? Und mußte man nicht den Wunsch hegen, einen so edlen Dichter unserer Nation in seinem wahren und allseitigen Empfinden und Wirken, und also auch in seiner politischen Gedankenwelt etwas genauer kennen zu lernen? Es ist in Wahrheit eine Pflicht gegen den treuen deutschen Mann, nach Kräften beizutragen zum Verständniß seines Lebens und seiner Person gerade in dieser Richtung. Nicht etwa um ihn zum großen Politiker zu stempeln, was er nie war und sein wollte, sondern um den Mann als ganzen Mann im Andenken der gebildeten Welt zu erhalten, der in manchen trüben Zeiten ein Freudenbringer edelster Dichtung und als Prediger in der politischen Wüste gegolten hat. Darin liegt, daß wir ihn politisch zu nehmen und zu würdigen das Recht und die Pflicht haben, weil er zwar nicht ein professionsmäßiger Politiker gewesen ist, aber durch eine seltene Gabe politischer Belehrung und eminenter Publicistik in langen Jahren einen sehr vortheilhaften Einfluß auf die besten und gebildetsten Kreise unserer Nation zu nehmen verstand. Ein solcher Schriftsteller wird in erster Linie als Dichter werth und unvergessen bleiben, aber der Dichter wird uns um so lieber sein, wenn wir bedenken, daß er in harter Zeit ein guter und feiner Führer in der Herbeischaffung einer besseren politischen Zukunft Deutschlands gewesen ist und recht und redlich mit an dem Webstuhl gesessen hat, an welchem thatkräftige Männer das neue Deutsche Reich geschaffen haben.

Zur Zeit, als Gustav Freytag zuerst unter den Poeten Deutschlands auftrat, stand die sogenannte politische Dichtkunst und Lyrik auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung. „Für Deutschland", erzählt Freytag selbst, „war die Zeit gekommen, wo die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden überall in der Lyrik austönte. Was ich über

die Persönlichkeit einiger Dichter erfuhr, trug nicht dazu bei, mich für diese Richtung der lyrischen Poesie zu erwärmen." Als das junge Deutschland in Versen politisirte, und Herwegh in seinem lyrischen Fanatismus sich bis zu der politischen Predigt steigerte, man solle die Kreuze Christi in Schwerter für den Freiheitskampf umschmieden, ließ sich Gustav Freytag von Freiligrath, dessen versificirtes politisches Glaubensbekenntniß ihm öde genug erschien, doch lediglich nur durch den Vers beeinflussen: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei". Wirklich gefiel es dem jungen Freytag an der Universität in Breslau wenig, wenn ein verehrter Lehrer, Hoffmann von Fallersleben, die Kunst dazu benutzte, um politische Hiebe nach allen Seiten hin auszutheilen. „Dieses Bedürfniß", sagt Freytag, „wirthschaftete stark in einer Seele, die gar nicht auf unbefangene Würdigung der wirklichen Verhältnisse angelegt war".

Es ist kein Zweifel, bei Gustav Freytag entwickelte sich das politische Interesse an der Zeit und den Zeitereignissen in völlig anderer Weise, als bei den meisten seiner litterarischen Zeitgenossen, und wenn wir hier seinen politischen Gedanken und Ueberzeugungen nachspüren, so wird es sich als eine psychologisch merkwürdige, aber auch sehr erfreuliche Erscheinung erweisen lassen, daß sich in Gustav Freytag von frühester Zeit eine völlige Scheidung von dem vollzog, was die Poesie und was die Politik ihm war und sein sollte. Als getrennte Aufgaben standen ihm jene Dinge vor dem klar erkennenden Bewußtsein, welche die Modelitteratur in Einen Topf zu werfen pflegte. Daß und warum es Gustav Freytag in einer Zeit starker Verschrobenheit des poetischen Empfindens zu vermeiden wußte, einer von der großen Schaar zu sein, die das garstige politische Lied und Leid in Gedanken und Werken grausam verquickten, dies wird die Litteraturgeschichte in rechtes Licht zu stellen wissen, daß aber des Dichters politische Gesinnungen und Bestrebungen durch die säuberliche Trennung zweier grundverschiedener menschlicher Empfindungswelten an Tiefe und gesunder Verständigkeit unendlich gewonnen haben, dies ist es, was wir hier darzustellen unternehmen. Gustav Freytag war niemals auf die Abwege jener irrlichtelirenden, phantastischen und irrationellen Stegreifpolitiker gerathen, die in revolutionaeren Zeiten durch völkermordende Phrasen und in reactionaeren

Zeiten durch kraftvernichtenden Weltschmerz manchen Schaden angerichtet haben. Gustav Freytag blieb stets ein nüchterner politischer Denker, ein unerbittlicher Realist im Gebiete des öffentlichen Lebens und Wohles. Es gehört zu den interessantesten psychologischen Erscheinungen, daß es in dem langen Leben dieses gottbegnadeten Dichters und besonders in einer Epoche, wo die Wogen der Revolution hoch gingen und den ganzen inneren Menschen gewaltig aufzuregen geeignet waren, nicht einen Moment gab, wo eine irregeleitete politische Phantasie ihn beherrscht hätte; er war und blieb ein grundsätzlicher Mann voll klarer und realistischer Empfindungen für die Bedürfnisse und Nothwendigkeiten des staatlichen Lebens und des nationalen Wohlstands, und er war nicht einen Augenblick in Versuchung gekommen, sich einer radicalen Strömung auf irgend einem, sei es socialen oder politischen Gebiete zu unterwerfen oder anzuschließen. Wenn Gustav Freytag in dem Bühnenwerke, welches seinen Namen vielleicht am populaersten gemacht hat, einen Journalisten darzustellen verstand, der in dem heiteren Wesen seiner freien Seele doch einen starken Enthusiasmus in politischen Dingen zu entwickeln weiß, so mag man an diesem Charakter mancherlei Züge finden, die dem Dichter selbst als Journalisten nicht ganz fehlten, aber politischer Enthusiasmus war ihm eigentlich doch etwas Fremdes. Ihm war die Politik wie die verdammte Pflicht und Schuldigkeit eines Mannes, der in unserer Zeit seinem Volke erfüllen möchte, was es gesellschaftlich und menschlich ohne Weiteres von dem verlangen darf, der sich öffentlicher Wirksamkeit und Stellung erfreut. Diese politische Empfindung hütete der Dichter als ein besonderes Kleinod, aber er hielt es völlig abseits von der goldenen Krone seiner Dichtung.

So war die Politik für Gustav Freytag thatsächlich erst von dem Moment ein Gegenstand ernstlicher Aufmerksamkeit, wo es ihm als ernste und praktische Pflicht erschien, sich in seiner Eigenschaft als Publicist mit ihr zu beschäftigen. Er hatte das 32. Lebensjahr überschritten, als er die Redaction der „Grenzboten" übernahm und mit einem Mal ein politischer Schriftsteller geworden ist. Wenn es sonst als eine Aufgabe psychologischer Erforschung großer litterarischer Männer erscheinen kann, den Weg zu zeichnen, auf welchem sie zu ihren Lebensanschauungen und Ueberzeugungen gekommen sind, so

ist in Bezug auf Freytags politisches Denken und Wirken dies fast ausgeschlossen. Er sagt in seinen Lebenserinnerungen von seinen Jugendjahren nichts, was uns den nachmaligen Politiker erklären könnte. Das Jahr 1848 hat Freytag in das politische Leben hineingeschoben, nicht er war es, der sich dazu drängte, die Ereignisse drängten ihn in das politische Leben hinein. Er war kein durch Parteidisciplin vorbereiteter Politiker, er gehörte kaum einer ausgesprochenen Richtung an, er war ein liberaler Mann, ein warmer Patriot, ein guter Preuße, ein königstreuer Deutscher und ein zielbewußter Feind aller revolutionaeren Gaukeleien, von welchen ihn ein wohlgeordneter Arbeitstrieb und ein tiefer Ordnungssinn abzuwenden wußten. Bezeichnend bemerkt Gustav Freytag, daß er sich beim Ausbruche der Revolution von 1848, als alle Welt sich weltbürgerlich umarmte, in Dresden vereinsamt fühlte. Wenn er sonst mit Ruge und Fröbel menschlich nahe verkehrte, mit Männern, die er persönlich hochschätzte, so sah er sich alsbald durch ihr politisches Parteitreiben abgestoßen. Unter den in Dresden im Jahre 1848 aufgekommenen politischen Vereinen vermochte keiner die Theilnahme Freytags zu gewinnen. Der Deutsche Verein war ihm durch die sächsischen und österreichischen Velleitäten und die particularistische Abneigung gegen Preußen durchaus unsympathisch, obgleich es die verständigeren und gemäßigteren Personen waren, die an demselben theilnahmen; und den Vaterlandsverein beurtheilte man, wie sich Freytag noch in seinen Erinnerungen ausdrückt, am mildesten, „wenn man ihn mit Humor betrachtete, oft freilich wurde der Aerger übermächtig". Indessen blieb die humoristische Seite der Sache dem Gedächtniß Freytags treuer, und es ist reizend, wie er schildert, wie die Mitglieder Schritt für Schritt in die Republik hinein tappten. „Wenn ihnen aber auch beide Großmächte des alten Bundes für gemeinschädliche Erfindungen feudaler Vergangenheit galten, so war doch die stille Abneigung gegen den Nachbar Preußen die größere."

An zwei großen Angelpunkten entwickelten sich nun die politischen Anschauungen Freytags in dieser Zeit großer innerer Umwälzungen. Er hatte einen unerschütterlichen Glauben an den deutschen Beruf Preußens, und er sah das Heil Deutschlands nur in der Trennung der geeinigten deutschen Staaten von Oesterreich. Wenn man seinen Erinnerungen vertrauen darf, und es liegt kein Grund

vor, warum man es nicht sollte, so hat Gustav Freytag im Jahre 1848 sofort und wie mit Naturnothwendigkeit seine Hoffnungen auf die Führung Preußens gesetzt und gehörte zu jenen, die lange vor dem Frankfurter Verfassungswerk mit dem deutschen Zukunftsprogramme in sich fertig waren. Es waren eben keine Kaiserträume, welche damals einen Mann von starken preußischen Ueberzeugungen erfüllten, aber der engumschlossene Bundesstaat unter mächtig wirkender preußischer Führung stand deutlich vor seiner Seele. Dies ist im politischen Leben dieses Dichters die feste, hochzurühmende Thatsache, bei der es als nebensächlich erachtet werden darf, wie dieselbe in einer theils sächsisch, theils republikanisch gesinnten Umgebung voller Unklarheiten entstanden war. War es doch in der That ein Zeichen seltener Ueberlegung, wenn Gustav Freytag seinem Freunde und Landsmann Laube, der ihn zu einer Candidatur für das deutsche Parlament in einem Wahlkreis Böhmens aufforderte, die treffende Antwort gab: „da müßte ich ja dafür wirken, mich selbst wieder aus dem deutschen Parlament hinauszuwerfen".

Man besitzt aus dieser Zeit von Gustav Freytags erwachender politischer Theilnahme leider zu wenig Ueberlieferungen, um über das Maß jenes inneren Bedürfnisses sich völlig klar zu werden, welches dem Dichter in diesem Augenblicke die publicistische Feder, der er bis dahin so völlig abhold war, in die Hand gedrückt hat. Er erwarb mit Julian Schmidt zusammen eine Wochenschrift, die „Grenzboten", welche von einem Oesterreicher für Oesterreich durch viele Jahre hindurch in Leipzig geschrieben und herausgegeben und deren verbotener Inhalt über die schwarzgelben Grenzpfähle geschmuggelt wurde. Es war offenbar ein reiner Zufall, daß der Dichter zu der Redaction eines Blattes gelangte, welches bis dahin so ziemlich nach jeder Richtung die entgegengesetzten Tendenzen von dem vertreten hatte, was Gustav Freytag und sein Redactionsgenosse Julian Schmidt für das Richtige hielten. Sehr bezeichnend sagt Freytag von jenen Tagen in seinen Erinnerungen: „Einem jüngeren Geschlecht mag es nicht leicht sein, sich in die journalistischen Zustände jener Zeit hineinzudenken und diesen ersten Flugversuchen der befreiten Presse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es gab damals keine erprobten Staatsmänner mit festen Zielpunkten und keine maßgebenden Politiker, ja es gab nicht einmal feste politische Parteien. Die Regierenden

folgten mit großer Willensschwäche der Strömung und standen neuem Verlangen der aufgeregten Massen rathlos gegenüber. Die conservativen Kräfte in der Nation schienen geschwunden, das nationale Selbstgefühl war schwach; die liberalen Forderungen gingen weit auseinander, und der süddeutsche Liberalismus, auch der Gemäßigten, krankte an dem Uebelstande, daß ihm die sämmtlichen Staatsregierungen, vorab Preußen, für Feinde der deutschen Zukunft galten. Wärme für den eigenen Staatsbau bestand im Grunde nur in Preußen und war auch dort zur Zeit nur ein verschüchtertes Gefühl. In der Nationalversammlung zu Frankfurt aber begannen erst die großen dialektischen Processe, welche zu dem Verfassungsentwurf von 1849 leiteten, auch dort bildete sich erst allmählich unter dem Zwang der Thatsachen das Parteileben und eine Majorität für die berechtigten nationalen Forderungen. Wer in solcher Zeit als Journalist über Politik schrieb, hatte keinen anderen Anhalt, als das Idealbild, das er sich selbst von einer wünschenswerthen Zukunft des Vaterlandes gemacht hatte, und keinen anderen Maßstab für sein Urtheil, als die Ansichten, die ihm zufällige Eindrücke seines eigenen Lebens vermittelt hatten; Sprache, Stil und die nothwendige journalistische Taktik, alles, was er haßte und was er liebte, mußte ihm der eigene Charakter geben. Er war frei wie der Vogel in der Luft, ohne Führer, ohne Partei, ohne die Erfahrung und ohne die Bescheidenheit, welche die Gewöhnung einer Nation an parlamentarische Thätigkeit dem Einzelnen zutheilt. Das war eine wundervolle Lehrzeit des deutschen Journalismus und es ist kein Zufall, daß aus dem Jahre 1848 viele tüchtige Redacteure unserer größeren politischen Zeitungen erwachsen sind, klug, welterfahren, gewandt und von sicherem Urtheil in großen Fragen, denen ein jüngerer Nachwuchs nicht eben reichlich gekommen ist."

Es läßt sich keine bessere Darstellung der Zeitströmung geben, in welcher sich Freytag plötzlich als deutscher Journalist umhergetrieben sah. Er hätte vielleicht die Farben noch etwas dunkler auftragen dürfen, wenn er auch die zum nicht geringen Theil auch moralisch verderbten Seiten der im damaligen Augenblick herrschenden Journalistik hätte schildern wollen. Aber er wollte nur die Lage des besseren Theiles der deutschen Presse bezeichnen. Auch unter den feineren Zeitschriften nahmen „die Grenzboten" einen hohen Rang ein. Sie suchten mit Nachsicht, aber Entschiedenheit, die Verirrungen und poli-

tischen Ausschweifungen zu bekämpfen und hielten sich in ihrem festen Glauben an den Sieg der guten deutschen Sache so gut wie möglich im festen Fahrwasser der preußischen Politik. Aber sie nahmen es im Punkte liberaler Lebens- und Staatsanschauungen ernst, bekämpften Reaction und Junkerthum, kirchliche und staatliche Bevormundung und Beschränkung des geistigen und politischen Lebens mit Gründen überlegener Bildung und historischer Erfahrung. Nicht ohne Humor erzählte Freytag in späteren Jahren von den Programmartikeln der „Grenzboten", die mit der dem Jahre 1848 eigenthümlichen Naivetät alle europäischen Fragen lösten und die preußischen und österreichischen Staatsmänner mit wohlgemeinten Lehren überschütteten. Der ausgleichenden Stimmung der Gerechtigkeit und Billigkeit, der Freytag wohl auch in späteren Zeiten seines politischen Wirkens mit Vorliebe Gehör schenkte, entsprach es, wenn er schon damals das alte Oesterreich für den stürmisch verlangten Austritt aus dem deutschen Bunde mit Bosnien entschädigen wollte, und wenn er es für die Präponderanz und den Besitz in Italien auf eine Conföderation der Donaustaaten verwies. In den damaligen Zeitläuften konnten sich aber die „Grenzboten" in Oesterreich unter der neuen Redaction natürlich nicht ihr altes Ansehen bewahren, vielmehr wurde von den Verehrern des früheren Herausgebers Kuranda die neue politische Richtung der Wochenschrift mit Entrüstung zurückgewiesen. Es war selbstverständlich ein ganz verschiedenes Publicum, an welches sich die Redaction jetzt halten mußte, und es war auch für die Existenz des Blattes selbst eine äußerst gefährliche Klippe, die nur durch die äußerste Geschicklichkeit zu umschiffen war. Indessen spricht vielleicht nichts so sehr für die in der That große politische Befähigung Freytags und seines Freundes Julian Schmidt, als daß es den beiden im publicistischen Fahrwasser recht unerfahrenen Lootsen gelang, die „Grenzboten" rasch zu einem der angesehensten Blätter streng nationaler Richtung zu erheben. Die Geschichte wird willig und mit Freude Freytags Urtheil unterschreiben, daß „die „Grenzboten" einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung der jungen Generation ausgeübt und allmählich den Ruhm erworben haben, viel von deutscher Einsicht und deutschem Gewissen zu Tage gefördert zu haben."

Als die Mai-Revolutionen des Jahres 1849 ausbrachen und

der schärfere diplomatische und parlamentarische Kampf des Jahres 1850 um die deutsche Einheit und die Führerschaft Preußens gekämpft wurde, standen die „Grenzboten" in Bezug auf ihr politisches Programm und in der Richtung einer festgefügten Partei so geschlossen da, daß man ihnen in gewissem Sinne eine führende Rolle, wenigstens für die Kreise der höchstgebildeten deutschen Leser, ohne weiteres zuschreiben dürfte. Das Blatt war schon vermöge seines literarisch kritischen Inhalts gewiß nicht auf weite Kreise des Volkes berechnet und auch durchaus nicht ein Organ der Bourgeoisie im Sinne der heutigen Verwendung dieses dunklen Begriffs, es hatte aber viel zu bedeuten, daß der deutsche Gelehrte, der Schriftsteller, die höhere Beamtenwelt, der Richterstand durch ein Organ von höchsten Bildungsinteressen auch mit den politischen und nationalen Aufgaben besonders in einer Zeit vertraut geblieben sind, als sich die deutschen Regierungen in dem Wahne zu wiegen begannen, es könnte die ganze Bewegung des „tollen Jahres", wie man zu spotten anfing, wieder zum Einschlafen gebracht werden. Da war ein so gemäßigter Mann von unbeugsamen liberalen und nationalen Gesinnungen, wie Gustav Freytag, auf dem nicht der allerleiseste Vorwurf einer übereilten oder ungerechtfertigten Handlung ruhte, für die deutsche Nation von ganz unschätzbarem Gewicht und größter Bedeutung.

Die Stellung der „Grenzboten" zu den großen, insbesondere den äußeren Fragen der damaligen Zeit ist nicht ganz leicht zu bezeichnen. Was feststand, waren eigentlich nur gewisse auf die deutschen und preußischen Verhältnisse bezügliche Punkte. Wenn sie von Rußland oder Oesterreich sprachen so mangelten Anschauung und Sachkenntniß, aber die damals sich bildenden Sympathien und Antipathien blieben dem liberal gesinnten Dichter maßgebend für eine lange Zeit seines Lebens. Er war überzeugt, daß Rußlands Freundschaft und Einfluß ein nationales Unglück für Preußen und Deutschland sei, ja er vermochte das wenig geliebte Oesterreich in tiefen politischen Herzenstönen doch aufrichtig zu beklagen, als es durch die Revolution, durch Fehler seiner Regierung und Thorheiten seines Volkes zu den Füßen des Zarenreiches liegen mußte. Aber bezeichnend war es auch für den Standpunkt der „Grenzboten", daß sie sich für die ungarischen Freiheitskämpfe erhitzten und nichts davon bemerkten, daß ein Racenkampf hier spielte, der sich wenig um den liberalen

Katechismus kümmerte. Freytag brachte es fertig, zu behaupten, daß es von der österreichischen Regierung gut und verständig gewesen wäre, sich mit Ungarn zu vertragen. Daß es zu dem gewaltigen Revolutionskampf gekommen sei, möchte er aus den aristokratischen Vorurtheilen eines Schwarzenberg und Stadion, die sich mit dem bürgerlichen Kossuth nicht verständigen wollten, erklären! Man darf sich indessen nicht täuschen: die Vorliebe für die Ungarn war eben in Deutschland allgemein verbreitet, und wenn ein gewisser Katechismus ehedem Begeisterung für Polen forderte, so wurde diese jetzt für Ungarn gewünscht. Es erlag den Fängen des russischen Adlers, wie damals Polen: Grund genug, zu glauben, daß man in den Ungarn Verbündete für Deutschlands Zukunft gefunden hätte. Von den Sympathien für Polen war freilich der gute Schlesier schon im Jahre 1848 gründlich geheilt worden, und es ist belustigend, wie er in seinem Blatte die Wasserpolaken mit Eifer verfolgte und manchen guten Witz an ihre Vertreter in der preußischen „Nationalversammlung" verschwendete. Eine Täuschung war es aber doch wol, wenn er die slavische Bewegung Oesterreichs und Ungarns auf die gleiche Linie stellte, wobei es an dem weitverbreiteten Irrthum nicht fehlte, die Ruthenen, Slovenen und andere Slaven seien nur eine Erfindung der Wiener Regierungsbosheit gewesen. Will man übrigens nicht ungerecht sein, so muß man sagen, daß die ohngefähre Vorstellung, die sich Freytag schon in jenen Jahren bei aller Unklarheit über die Zustände im einzelnen von der wünschenswerthen Zukunft der österreichischen Länder und Völker gemacht hat, den nachher entstandenen und durchgesetzten Verhältnissen Oesterreich-Ungarns im ganzen durchaus entsprach.

Inzwischen gaben die Jahre der Reaction seit 1850 den „Grenzboten" so gut wie jedem andern deutschen Journal Gelegenheit zu einer Sammlung des Geistes von ganz besonderer Art. Den Publicisten lehrte diese Periode mit realen politischen Factoren zu rechnen; der Tag von Olmütz hatte in ganz Deutschland Zustände nach sich gezogen, die niemand mehr für möglich gehalten hätte und die unserm heutigen Geschlecht viel zu wenig drastisch vor die Augen geführt zu werden pflegen. Es war eine dumpfe, schwere Zeit innerer Mißverständnisse, gewaltthätiger Unfähigkeit und äußerer Schwäche, deren unheilvolle Wirkungen bald dem wiedererstandenen Bevormundungs-

system der österreichischen Präsidialmacht am deutschen Bunde, bald dem russischen Einflusse in Berlin zugeschrieben wurden. Daß nach den Stürmen der Revolution der Polizeistaat in seiner ganzen Herrlichkeit wieder zur Geltung kommen konnte, brach den Muthigsten das Herz, und es ist erstaunlich, wie viele politische Tüchtigkeit in jenen Jahren begraben worden ist. Auch Gustav Freytag sollte erfahren, daß man sich des wärmsten preußischen Patriotismus bewußt sein und von der preußischen Regierung als Feind und Verbrecher verfolgt werden könne. Was er darüber in seinen Lebenserinnerungen erzählt, läßt sich durch mancherlei Acten und Briefe ergänzen, die seither in den Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Coburg veröffentlicht wurden.

Es war im Jahre 1853, wo Freytag in Siebleben bei Gotha einen Landsitz erworben hatte, hier den Sommer, den Winter aber in Leipzig zu wohnen pflegte, daß sich ein persönliches Verhältniß zu dem Landesherrn, Herzog Ernst von Coburg, knüpfte, der damals als liberalster Fürst nach guter deutscher Mode ebenso sehr in den Himmel erhoben, wie er später in fast komischer Weise verunglimpft worden ist. Es bildete sich eine innige und rein menschliche Freundschaft zwischen dem Herzog und dem Schriftsteller, wie es nur wenige Beispiele giebt. Wenn man bei Freytags Tode davon zuweilen anders sprach, so bewies dies nur die volle Unkenntniß von Thatsachen, welche bei dem Näherstehenden, der dieses absolut freie, unabhängige, man kann sagen brüderliche Verhältniß kannte, die Ueberzeugung hervorrufen mag, daß es vielen Leuten schwer fällt, sich einen auf sich gestellten Charakter und Geist vorzustellen; aber Gustav Freytag wußte so gut wie Goethe oder Leibnitz jeder Erdengröße gegenüber seine rein menschliche Empfindung zu bewahren. Noch ist glücklicherweise die Correspondenz erhalten, welche von diesem Verhältniß Zeugniß gibt. Viele Hunderte von vorliegenden intimsten und umfangreichsten Briefen und Schriftstücken, durch den langen Zeitraum von vierzig Jahren nie unterbrochen, durch keine Meinungsdifferenz je ernstlich gestört, in wahrhaft olympischer Freiheit und Offenheit der Gesinnungen verfaßt, könnten über eine Fülle von Thatsachen und Umständen Aufklärung geben, die auch für die Zeitgeschichte oft sehr wichtig waren. Mir ist jedoch zur Zeit unbekannt, ob bei denen, welche das litterarische Eigenthum dieser großartigen zeitgenössischen

Correspondenz besitzen, Absicht oder Neigung, zu einer nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteten Publication zu schreiten, vorhanden ist.

Freytag hat über seine Beziehungen zu dem Herzog von Coburg in seinen Lebenserinnerungen eine tiefempfundene Darstellung gegeben, welche der letztere an zahlreichen Stellen seiner Denkwürdigkeiten ergänzt und herzlich erwidert hat. Er erzählt, wie er durch den Herzog und die Herzogin von Coburg mit einem großen Kreise ihrer Verwandten und mit vielen höchstgestellten Persönlichkeiten der europäischen Welt in Beziehungen gekommen sei; dann heißt es weiter: „Die fröhlichsten Stunden aber habe ich mit ihnen allein verlebt, beide, haben die Eigenschaft, welche an Fürsten besonders anmuthig ist, daß sie jede Menschennatur unbefangen und mit freudiger Anerkennung gewähren lassen und im Austausch auch sich selbst reichlich mitzutheilen wissen. Während sonst vornehme Herren gewöhnt sind, unter gefälligen Formen und im vertraulichen Verkehr andere für ihre Zwecke zu gebrauchen, hat mein Herzog mit einem Zartgefühl, das ich oft dankbar erkannt habe, nie den Wunsch geäußert, meine Feder in Anspruch zu nehmen, und nie ein Ansinnen gestellt, dem ich mich hätte versagen müssen. Seinem Vertrauen, soweit es mir zutheil werden konnte, glaube ich durch offene Ehrlichkeit entsprochen zu haben. Nicht immer vermochte ich den Flug dieses rastlosen Geistes zu begleiten, aber ich war sicher, daß ich in den Tagen großer Entscheidung seinen Entschlüssen mit innigem Einverständniß folgen würde.“ Hier ist indessen nicht der Ort, das in den Lebenserinnerungen geschilderte Verhältniß eingehender in Erwägung zu ziehen; nur mit Rücksicht auf den Umstand, daß ohne das Material, welches jene intime vierzigjährige Correspondenz darbietet, Freytags politische Thätigkeit nicht sicher erkannt werden könnte, schien es nöthig, den Charakter jener Beziehungen hervorzuheben. Es handelte sich hier nur um eine Quelle, aus welcher die eigensten politischen Ideen unsres Dichters kennen zu lernen waren.

Im Jahre 1853 hatten die unleidlichen Zustände, die mit der Wiedereinsetzung der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt entstanden waren, den höchsten Grad von Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit herbeigeführt. Das deutsche Volk schien durch die Ermüdung der vorangegangenen Kämpfe in seinen politischen Interessen und in seinem gesellschaftlichen Pflichtbewußtsein völlig abgestumpft. Das

Ruhebedürfniß breiter Stände des Erwerbs und Verkehrs erleichterte den reactionären Ideen der meisten Regierungen ihre unsaubere Arbeit auf das Aeußerste. Was die Herzen wahrer Patrioten damals bekümmerte, war nicht so sehr der unhaltbare Zustand, der in den meisten Staaten durch polizeiliche und kirchliche Gewaltmaßregeln herbeigeführt worden war, als vielmehr die volle Demoralisation der Gemüther, die bei größter Knebelung der Presse die Besorgniß erregen mußte, daß der noch immer wenig den öffentlichen Angelegenheiten sich zuneigende Sinn des deutschen Volkes wiederum völlig einschlafen werde. Unter diesen Umständen schien es wünschenswerth, auf dem Wege der Presse die Geister wachzurufen und zu stählen. Es bildete sich in Coburg-Gotha unter dem Schutze und der Theilnahme des Herzogs Ernst ein Verein, der diese literarisch-politischen Zwecke ins Auge faßte und eine für jene Zeit polizeilicher Vergewaltigungen fast erstaunliche Wirkung ausübte. Da die Geheimnisse und die Geldmittel des Vereins in das Kabinet eines souverainen Herrn führten, so war der gewöhnliche, bureaukratische Apparat der deutschen Groß- und Kleinstaaten dem Verein gegenüber recht machtlos, während es denn doch sehr unwahrscheinlich war, daß die hohe und höchste Politik in Frankfurt a. M. sich der Lächerlichkeit aussetzen sollte, eine Bundesexecution gegen ein gekröntes Haupt herbeizuführen, weil ein etwas unklar formulirter geheimer Bund im Grunde nichts anderes that, als eine Anzahl von Zeitungsartikeln, Broschüren und Büchern drucken zu lassen, die jedem Staatsanwalt beliebige Gelegenheit gaben einzuschreiten, wenn etwas Strafbares vorlag. Aber gerade der Umstand, daß die Polizeibehörden durch die gute Laune eines unverantwortlichen Herrn in ihrer gewohnten Thätigkeit gestört wurden, erregte in vielen Kreisen der damaligen regierenden Welt einen ganz grimmigen Aerger und Verdruß.

Indem sich Freytag mit voller Seele den Aufgaben dieses litterarischen Vereins widmete, erwarb er sich ein lange nicht genug gewürdigtes Verdienst. Er war — was er in seinen eigenen Aufzeichnungen bescheiden verschwieg — mit der vollen Ueberzeugung in die nicht unbedenkliche Sache hereingegangen, daß er sich durch die persönliche Vertretung derselben gewissen Gefahren aussetzen werde. Den Bemühungen Freytags war es zunächst vornehmlich zu danken, daß eine Anzahl bedeutender Männer in den Verein eintrat und für

den Verein schriftstellerisch thätig wurde. In erster Linie waren Max Duncker als Schriftsteller und der Kaufmann Molinari in Breslau als Finanzkraft für den Verein thätig. Jener hatte damals unter der Verfolgungssucht des reactionären Systems in Halle unmittelbar zu leiden gehabt, dieser ist den Lesern des Freytag'schen Romans bekannt geblieben als treffliches und ehrenfestes Vorbild des Kaufherrn in „Soll und Haben". Er war Freytag persönlich befreundet und trat hülfreich jederzeit ein, um die übrigens erstaunlich geringfügigen Ausgaben des Vereins zu decken. Auch Matthy, der spätere badische Minister, war eines der thätigsten Mitglieder. Seine „Vaterländischen Blätter", mit das Beste, was in publicistischer Literatur in Deutschland geleistet worden ist, verdanken ihre Entstehung und Verbreitung der unmittelbaren Anregung von Gustav Freytag und Max Duncker, welche sich in die Leitung der journalistischen Angelegenheiten theilten. Aurelio Buddeus war eine lange Zeit hindurch der reisende Agent für litterarische Aufgaben des Vereins und entwickelte eine nicht unansehnliche Thätigkeit besonders in Süddeutschland. Es war auch vorgesehen worden, von den verschiedensten Orten, wo politisches Leben pulsirte, Stimmungsberichte zu erhalten, und Freytag gab in Leipzig eine autographirte Correspondenz heraus, welche um so wirksamer war, als es in jener Zeit noch wenige solche Unternehmungen in Deutschland gegeben hat. In Berlin wurde dafür gesorgt, daß selbst die Kammerverhandlungen in der Provinzpresse nur ungenau bekannt gemacht wurden, so daß die Berichterstattung der autographirten Correspondenz, welche Professor Neumann besorgte, einem dringenden Bedürfnisse der großen Zahl von Tageblättern auch in dieser Beziehung entsprach. Freytag wußte mit außerordentlicher Geschicklichkeit und mit einer Pünktlichkeit, die für den Dichter immer bezeichnend war, die erheblichsten Einwirkungen zu üben. Und Max Duncker hat sich durch seine damalige Thätigkeit an der Seite Freytags jene Routine und Kenntniß in journalistischen Dingen erworben, die ihn, obwohl er seiner Natur dabei Zwang anthun mußte, doch später in die Lage setzte, zur Zeit des Hohenzollernschen Ministeriums die officielle Presse in Berlin zu leiten. Auch darf hier noch bemerkt werden, daß einige bedeutende litterarische Unternehmungen, wie die Preußischen Jahrbücher, dem Vereine Gustav Freytags ihre Entstehung und Fortführung ver-

dankten. Denn so gedrückt war der öffentliche und publicistische Unternehmungsgeist in Deutschland, daß die nach damaligen preßgesetzlichen Vorschriften bei der Herausgabe eines Journals geforderte Caution durch den Verein beschafft werden mußte. Zugleich wurde durch das Preßcomité des Vereins jener feinsinnige, hochgebildete und gelehrte Redacteur der Preußischen Jahrbücher gewonnen — und man könnte sagen, entdeckt, durch den diese Zeitschrift auf ein so unerschütterliches Fundament gestellt worden ist.

Ein deutliches und interessantes Bild der Thätigkeit Freytags läßt sich aus seiner eben erwähnten Correspondenz darbieten: Am 27. September 1853 theilt er mit, daß er Aurelio Buddeus für die Zwecke des Vereins gewonnen und daß dieser in dem schönen, gewandten, thätigen und ehrlichen Manne eine unschätzbare Kraft besitzen werde: „Ich habe" — heißt es dann weiter — „den Feldzugsplan für diesen Winter mit ihm verabredet. Wir haben die deutschen Zeitungen unter uns getheilt und beschlossen, zunächst als Correspondenten auch da Einfluß zu erwerben, wo wir bis jetzt keinen hatten, und die Zeitungen zu gemeinsamem Auftreten gegen die österreichischen Blätter in Deutschland zu vermögen, weil diese in Süddeutschland unsere schlimmsten Feinde sind. Ferner hält Buddeus für die erste und nothwendigste Maßregel zu einer Parteibildung in Süddeutschland und Einwirkung auf die dortige Presse persönliches Aufsuchen der Menschen und Zeitungen, also eine Reisethätigkeit. Er würde im Stande sein, von Frankfurt aus in kleinen Touren die nöthigen Excurse zu machen. Auf diesen Reisen würde er alle in ihrem Kreise politisch einflußreichen Männer kennen zu lernen versuchen, ohne gegen irgend einen etwas von dem entstehenden Vereine zu äußern, sofern ihm nicht in einzelnen Fällen Auftrag gegeben ist. Dagegen würde er sie auffordern, ihre Seufzer und Bemerkungen ihm zur Benützung für die Presse mitzutheilen." Weiter wird ausgeführt, daß man durch Gewinnung der kleinen Blätter in Süddeutschland der allgemeinen Neigung zur Demokratie entgegenarbeiten könnte. Es wäre möglich, sich die Redacteure zu verpflichten. Unterstützungen durch kleinere, aber häufigere Geldbeiträge an Correspondenten werden in Vorschlag gebracht. Nicht uninteressant ist die Aufstellung des Etats für das erste Vereinsjahr, für welches allerdings nur die kleine Summe von 1000 Thalern zunächst verfügbar zu sein

scheint. Freytag berechnet alles mit ebenso großer Sparsamkeit wie Genauigkeit. Er will 250 Thaler für die Reisekosten von Buddeus verwenden, für die zu gründende autographirte Correspondenz 200 Thaler, für den Broschürenetat 200 Thaler. Der Rest von 350 Thaler sollte theils für besondere Ausgaben, theils für Volksbücher, theils für einen Besoldungszuschuß für einen Journalisten verwendet werden.

„Ein sehr kleiner Etat," sagt Freytag, „indessen wird auf Vergrößerung des Vereins und Vermehrung der Einkünfte gehofft. In der That erscheint schon der nächstjährige Etat auf 1650 Thaler gestiegen. Die lithographirte Correspondenz behauptet sich auf der Höhe von 200 Thaler, aber für Broschüren vermochte Max Duncker 450 Thaler und für Volksbücher G. Freytag 450 Thaler zu verausgaben. Redacteure und Reisen kann man auf 550 Thaler beziffern, und man darf jetzt die Hoffnung hegen, daß sich die autographirte Correspondenz mit der Zeit selbst bezahlt macht.

Interessant ist die Auffassung, welche Max Duncker und Freytag in Bezug auf die Themata erkennen lassen, die in Broschüren und Volksbüchern behandelt werden sollen: Leben Steins, Yorks, Gneisenaus, Scharnhorsts u. s. w., deutsches Leben in Posen und ähnliches sind die Gegenstände, mit denen man die tiefgesunkene nationale Gesinnung aufzufrischen gedenkt; man sieht, es sind die gebildeten Stände, an die sich das Preßcomité wendet und hält. Die Sache selbst wird in sehr streng gelehrter Weise angefaßt; man beschäftigt sich damit, Mittel und Wege zu finden, um Familienmitglieder der Helden aus den Freiheitskriegen zur Lieferung von Quellenmaterial zu bestimmen. In der Gewissenhaftigkeit geschichtlicher Arbeit wird zuweilen der politische Zweck des Vereins in den Hintergrund gedrängt, und man bekommt, was insbesondere Max Duncker betrifft, einen Vorgeschmack davon, daß auch in seiner späteren politischen Thätigkeit der Gelehrte den Publicisten zuweilen erdrosselt hat. So war es auch für den Verein bezeichnend, daß alle Versuche zur Gründung eines großen Tagesblattes scheiterten, obwohl sogar englische Kreise zur Unterstützung eines solchen aufgefordert und bereitwillig waren. Immerhin setzte der Verein seine Wirksamkeit noch manches Jahr fort und ist erst 1861 vollkommen aufgelöst worden. Das Vereinsvermögen bestand zuletzt in den 500 Thalern Cautionszuschuß für die

Haym'schen Preußischen Jahrbücher, welche Summe zurückgestellt und zur Unterstützung der kurhessischen Verfassungskämpfer benützt worden ist. Indessen haben Schriftsteller und Zeitschriften sich in den Jahren der Wirksamkeit des Vereins bewußt und unbewußt moralischer und materieller Hülfe durch die ungemein lebhafte Thätigkeit Freytags zu erfreuen gehabt. Er selbst hat in seinen Erinnerungen nur die bescheidensten Andeutungen hierüber gemacht. Bekannter dagegen ist das Mißgeschick geworden, in welches er durch seine Preßthätigkeit der preußischen Polizei gegenüber gerathen ist: ein Conflikt, der die Zustände Deutschlands in den 50er Jahren nicht übel charakterisirt.

Im Frühjahr 1854 wurde dem Dichter Mittheilung von einem Haftbefehl der preußischen Polizei gegen ihn von einer unbekannten Hand aus Frankfurt zugesendet. Freytag selbst vermuthete, es hätte sich hauptsächlich um die in seiner autographirten Correspondenz enthaltene Angabe gehandelt, der preußische Mobilmachungsplan sei nach Rußland verrathen worden. Nach dem Wortlaute des Steckbriefs, den man in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Coburg nachlesen kann, muß aber angenommen werden, daß es sich um eine Unterdrückung der autographirten Correspondenz überhaupt gehandelt hat, da in demselben der Vernichtungsurtheile gedacht ist, welche von preußischen Gerichten über mehrere Nummern ausgesprochen waren. Die Sache war jedenfalls ernst genug, um Freytag zu bestimmen, seine preußische Staatsbürgerschaft mit der gothaischen zu vertauschen, zu welchem Ende in der Schnelligkeit ein coburg-gothaisches Hofamt — ohne Pflicht und ohne Bezahlung — dem Dichter dienen mußte. Die heitere Erörterung darüber in der „Correspondenz“ kennzeichnet nicht übel die Lage Gustav Freytags, dem es doch einen gewisse Freude macht, sich „gegen die preußische Polizei hinter einem Fürstenmantel“ verstecken zu können, den er wie einen Theatervorhang fallen zu lassen vermag. Doch wäre die Sache nicht so ganz harmlos verlaufen, wenn nicht der Herzog von Coburg bei dem Minister v. Beust in Sachsen es durchgesetzt hätte, daß der Aufenthalt Freytags in Leipzig ebenfalls als gesichert erachtet werden durfte. Man versprach, eine Auslieferung desselben an Preußen eventuell von den sächsischen Behörden verweigern zu lassen. So löste sich der ganze Handel in

Wohlgefallen auf — und Freytag berichtet in seinen Erinnerungen, daß nach Jahresfrist ihm wieder eine anonyme Mittheilung aus Frankfurt zukam, nach welcher der Haftbefehl aufgehoben worden war.

Bezeichnend für den Druck, der in jenen Jahren auf der öffentlichen Meinung herrschte, war es indessen doch, daß Freytag und seine Freunde es für richtiger hielten, von dem Ereigniß damals zu schweigen, um nicht die Meinung der Mächtigen noch mehr gegen ihn und seine stille, aber doch nicht unbemerkte politische Thätigkeit aufzuregen. Es schien klüger und zeitgemäßer, sich jede Beschränkung agitatorischer Art aufzuerlegen, um nicht auch das Erreichbare zu gefährden. Waren die „Grenzboten" doch auch genöthigt, die Opposition gegen das in Preußen herrschende Regiment nur in bescheidenster Weise zum Ausdruck zu bringen. Dazu kam eine weitere Schwierigkeit. Gestatteten die allgemeinen Preßverhältnisse in Sachsen auch in den inneren deutschen Fragen einer in Leipzig erscheinenden Zeitschrift größere Freiheiten, so waren wiederum die auswärtigen Angelegenheiten bei der Richtung der sächsischen Politik nur mit größter Vorsicht zu besprechen. Denn der sächsische Minister v. Beust hoffte eine um so größere Bedeutung in den allgemeinen Fragen des deutschen Bundes zu erlangen, je unbedingter er sich auf die Seite Rußlands in den ganz Europa in Athem haltenden orientalischen Wirren stellte. Freytag aber und die Männer, mit denen er vereint damals eine Erleichterung der reactionären Zustände Deutschlands erhoffte, standen in jener großen Krisis der europäischen Allianzen auf der Seite der Westmächte. Insbesondere glaubte man, durch entschiedenes Auftreten Preußens gegen Rußland auf indirektem Wege zu einer schärferen Zusammenfassung der deutschen Bundesarmee unter Preußens Führung gelangen zu können, und hoffte, der gewünschten politischen Einigung sich auf diesem Wege entschieden am meisten zu nähern.

Freytag bezeichnete schon im Jahre 1852 einmal als die Summe der politischen Fragen den Gegensatz zwischen Rußland und England: „Militärstaat oder freie Verfassung, das sind die Gegensätze, zwischen denen die Mitte Europas in der nächsten Zeit umherschwanken muß. Der letzte Ausgang ist nicht zweifelhaft. . . ." Und er war der Meinung, daß die Erlangung verfassungsmäßiger Zustände in Deutsch-

land, „in der Mitte Europas", so sehr alle anderen Fragen an Wichtigkeit übertreffe, daß er sich selbst den Imperialismus Frankreichs gefallen lassen konnte, wenn er hoffen durfte, das Uebergewicht Rußlands gebrochen zu sehen. Er hatte von Louis Napoleon eine klare und lebhafte Vorstellung, welche es ihm auch noch in späteren Jahren und als er das Schlußurtheil über dessen Leben zog, ermöglichte, ein Bild von dem Manne des zweiten Dezembers zu entwerfen, das zu den besten und treuesten unserer Literatur zu zählen ist. Als der Kaiser der Franzosen in Verbindung mit England den Kaiser Nikolaus bekämpfte, glaubte Freytag den Lesern seiner „Grenzboten" sagen zu sollen, daß wir Deutsche allen Grund hätten, mit seiner Politik, wie sie bis jetzt war, zufriedener zu sein, als mit der seiner französischen Gegner. „Um von den Socialisten ganz zu geschweigen, weder die Republik unter Cavaignac, noch das Ministerium Thiers haben uns Deutschen irgend welchen Grund gegeben, ihre Zeiten zurückzuwünschen. Wenn Napoleon III., wie erzählt wird, gern ausspricht, daß ein Princip seiner auswärtigen Politik sein müsse, die Nationalitäten zu achten, denn der erste Kaiser seines Hauses habe das Verkennen dieses Princips theuer bezahlt, so ist ein solcher Ausspruch, wie ehrlich er gemeint sein mag, doch keine Bürgschaft für immer und für veränderte Verhältnisse. Aber daß der Kaiser die Aufgabe eines französischen Politikers Deutschland gegenüber größer faßt, als Thiers oder die gegenwärtigen Republikaner, das ist ebenfalls außer Zweifel."

In späteren Jahren hat Freytag die Gründe des Sturzes von Napoleon, anknüpfend an die hier geäußerten Gedanken, mit klarer Erkenntniß der Schwächen des Kaisers genauer analysirt; aber in den Jahren, als er auf seiner Höhe stand, hielt es Freytag nicht für unmöglich, daß das regenerirte Deutschland eine gute Strecke Weges mit ihm zusammengehe. Zur Zeit des Krimkrieges war Freytag von dem Gedanken erfüllt, man könne durch die Allianz der Westmächte von den elenden Zuständen in Deutschland und Preußen befreit werden. Der Mann des zweiten Dezembers erschien ihm wie so manchem anderen Publicisten jener trüben Zeit als der Hecht im Karpfenteich, durch den die Lage Europas, wie man sich auch drehen und wenden möge, doch eine andere Gestalt erhalten müsse. Und wenn man ehrlich sein will, falsch war diese Auffassung keineswegs!

Die Karte von Europa und die Zustände der Welt sind durch das Zeitalter Napoleons doch glücklicherweise wirklich umgestaltet worden.

Die zornmüthige Stimmung, welche in den Kreisen Freytags besonders über Preußens Zustände herrschte, lernt man nun aus den Briefen kennen, in denen sich der sonst so ruhige Vaterlandsfreund beinahe zu verleugnen scheint: „Die Zeitungen," heißt es da, „sind nun alle auf dem Punkte angekommen, wo ihre Existenz in Frage gestellt ist, sie sind zur äußersten Vorsicht gezwungen, und jede Redaction schreibt mit einem Knebel vor dem Mund. Was Ihnen Lauheit und Mangel an Verständniß scheint, ist oft nothgedrungene Vorsicht, die Confiscation der nächsten Nummer zu vermeiden. Die „Kölnische", die „Weser-", die „Nationalzeitung", selbst die kleinen „Grenzboten" stehen so, daß bei jedem mißliebigen Artikel Schließung ihrer Pressen oder Einfuhrverbote zu erwarten stehn. Ueber den meisten Oppositionsblättern schweben Preßprozesse.. Diese Gesetze und ihre Handhabung sind abscheulich." Dann heißt es weiter: „Die Presse hat zum Volk gesprochen, jetzt muß das Volk sie stützen, ihr Muth machen, mehr zu wagen.• . . . Es gilt die öffentliche Meinung auf außerordentlichen Wegen so weit aufzuregen, daß sie der regulären Tagespresse zu Hülfe kommt und dieser Luft macht. . . . Die Aufgabe dieser Thätigkeit muß sein: die öffentliche Meinung in Preußen zu revolutioniren. Es giebt für den Verein und jeden deutschen Privatmann jetzt keine andere Thätigkeit als diese, keine andere Hoffnung als das preußische Ehrgefühl."

Freytag bemerkt dann weiter, daß er seine Thätigkeit im „Verein" hauptsächlich in dem Sinne auch bisher geübt habe, auf Preußen als solches zu wirken, von den übrigen Bundesstaaten und dem Bund selbst sei gar nichts zu erwarten. Nur dann könne geholfen werden, wenn die schlummernden guten Kräfte in Preußen selbst wachgerufen würden. Er stellt sich ganz auf die Seite der specifisch preußischen Opposition: „Jetzt macht die veränderte Situation anderes nöthig und mir scheint die ganze parole für die fernere Thätigkeit der Freunde in dem Zuruf zu liegen: Wacht auf, ihr Preußen! Ihr werdet von Schurken ins Verderben geführt! Schaart euch um den Prinzen von Preußen, nieder mit Manteuffel und der Kreuzzeitungspartei!" Der Prinz von Preußen war eben damals in vollem Unfrieden von Berlin geschieden; man sagte, sein Aufenthalt außerhalb Preußens in Baden-

Baden wäre unfreiwillig gewesen. Freytag setzt alle seine Hoffnungen darauf, daß der Prinz von Preußen fest bleibt „und sich nicht wieder mit dem König versöhnt". Wenn er das Commando in der Rheinprovinz behielte, „so würde er bald den Mittelpunkt aller frei und national gesinnten Männer bilden und einen gewaltigen Einfluß auf den Gang der Dinge nehmen können".

Indessen zeigten sich für den preußisch gesinnten Patrioten noch lange keine besseren Aussichten. Die Wahlen in die preußischen Kammern im Jahre 1855 warfen die Opposition vollständig zu Boden. Die Linke war auf 40, die Bethmann-Hollwegsche Partei auf 12 Mitglieder zusammengeschmolzen. Die Fraktion Manteuffel zählte allein 148 Mitglieder mit 75 Landräthen. „Es hat dieser Ausfall der Wahlen," schrieb Freytag am 11. November 1855, „offenbar eine große Sicherheit hervorgebracht, und die Gerüchte von einer Entlassung des „treuen" Westphalen sind wieder gänzlich verhallt. Trotz aller unglaublichen Zwangs- und Einschüchterungsmittel ist ein solcher Ausfall nur durch die Corruption der Presse erklärlich. Die Unzufriedenheit unter den Gebildeten ist allgemein gewesen, aber es fehlte ihnen die Möglichkeit, die Wähler aufzuklären. Die Tagespresse ist durch die strengsten Willkürmaßregeln ganz unterdrückt, und was durch Flugschriften geschehen konnte, ist durch die schnellste Confiscation der Broschüren sehr verkümmert worden. Der Verein hat seine Lage außerhalb Preußens benützt, um eine Broschüre in 3000 Exemplaren privatim drucken und vertheilen zu lassen. Der Verleger, S. Hirzel, ist deshalb in Untersuchung gekommen."

Endlich kam die Zeit, wo der Prinz von Preußen selbst zur Regierung berufen wurde. Freytag hat in den „Grenzboten" mehrmals die Persönlichkeit des nachmaligen großen Kaisers seinen Lesern mit einem erstaunlichen psychologischen und politischen Fernblick und in herrlichsten Farben bereits in einer Zeit geschildert, wo das später allgemeine Urtheil der Nation noch etwas recht Seltenes war. Er hat schon im Jahre des französisch-österreichischen Krieges das muthige Wort gesprochen: „Was in der preußischen Politik männlich, groß, entschlossen war, das kam aus der eigensten Seele des Prinzen. Wenn seit der Mobilmachung eine Zögerung sichtbar wurde, welche dem starken Anlauf den der Prinz genommen, nicht ganz entsprach: seine Gedanken waren es nicht. Wohl darf behauptet werden, daß

er größer von der Aufgabe Preußens gedacht hat, als die Mehrzahl der redlichen und ehrenhaften Mitglieder seines Ministeriums und als die Mehrzahl der Preußen selbst. Möglich, daß er selbst mit geheimer Trauer erkannt hat, daß auch die besten seiner Gehülfen nach langen Jahren politischen Mißlingens und unselbständiger Politik zu viel von dem Selbstvertrauen und Stolz auf die Kraft des Staates verloren haben. Denn wie viel auch der Herrscher bewirken kann, er vermag nicht die Werkzeuge, mit denen zu arbeiten sein Beruf ist, im Augenblick umzubilden und weiches Erz in harten Stahl zu wandeln."

Was das fernsehende politische Urtheil Freytags wohl am meisten auszeichnet, ist der Umstand, daß ihn keinerlei Mißverständniß der Zeiten in seiner Meinung von dem Prinz-Regenten und Kaiser Wilhelm irre zu machen vermochte. Als im Jahre 1859 während des österreichisch-französischen Krieges die Gegensätze besonders in Süddeutschland gegen Preußen zuerst erweckt und von österreichischer Seite geschürt wurden, schrieb Freytag sehr verständig: „Die Ansicht aber möchte ich bekämpfen, daß in der italienischen Frage gegenwärtig ein Eindringen anti-österreichischer Tendenzen bei uns vom Uebel ist. Die gesammte deutsche Presse — die preußischen Blätter ausgenommen und wenige norddeutsche — ist in einem so blinden und fanatischen Eifer gegen Frankreich, daß jede Beeinträchtigung dieses blinden Fanatismus als ein Gewinn für die jetzt doch beginnenden Friedensverhandlungen betrachtet werden muß. So hoch geschwollen ist die Wuth gegen Frankreech und so verkehrt wird die österreichische Politik in Italien als identisch mit der deutschen aufgefaßt, daß auch nicht der Schatten einer Gefahr zu befürchten ist, wenn einzelne Individuen das Gegentheil predigen."

Und in einem weiteren Schreiben sucht Freytag die Politik des Prinz-Regenten in der Hauptsache vollständig zu rechtfertigen: „Hätte unter solchen Umständen der Prinz-Regent nach der Mobilmachung sofort, ohne Rücksicht auf England und Rußland zu nehmen, seine Action gegen Frankreich begonnen, so würde Rußland zunächst alles versucht haben, Preußen einzuschüchtern, und wenn diese Hoffnung getäuscht wurde, wäre es ruhiger Zuschauer geblieben und hätte nur, im Fall es Preußen in einem Kampf mit Frankreich schlecht gegangen wäre, die dadurch auch in der öffentlichen Meinung Rußlands hervor-

gebrachte Verringerung der preußischen Sympathien benützt, um sich still bis zur Weichsel vorzuschieben. Im Fall guter Erfolge in Frankreich aber würde es sich zu einem gemäßigten Friedensvermittler aufgeworfen haben."

Als im Jahre 1860 die europäischen Verhältnisse sich immer kriegerischer zu entwickeln begannen, hat G. Freytag sich zwar von der Illusion nicht freigehalten, daß Oesterreich seinem raschen Untergang entgegenginge, aber seine Zuversicht für Deutschlands Zukunft wuchs: „Die Zukunft Deutschlands naht ihrer Erfüllung. Der Fall Oesterreichs, das heißt der innere Zusammensturz ist durch große Kraft und glückliche Combinationen vielleicht auf Jahre aufzuschieben, nicht mehr aufzuhalten. Die Krankheit, welche dort herrscht, ist der Marasmus senilis. Und wenn es ein göttliches Strafgericht in der Geschichte giebt, so vollzieht es sich dort vor unsern Augen. Seit 340 Jahren hat dies vom Himmel gezeichnete Geschlecht gegen die Nationalität und Selbständigkeit der deutschen Nation gearbeitet: mit Spaniern, Wallonen, Croaten, Jesuiten haben sie ihre eigenen Stammländer geistig verwüstet und dumm gemacht. Jetzt kommt die Rache: Es giebt kein Oesterreich mehr in den Herzen der österreichischen Völker."

„Es widert einen an, wenn man das elende Geschwätz der „Augsb. Ztg." gegen die furchtbare Wirklichkeit hält. . . . Seitdem ist die Auflösung mit Riesenschritten vor sich gegangen. . . ." „Und angesichts eines so ungeheuren Prozesses hadern die deutschen Regierungen mit einander. Mir scheint die einzige Rettung für sie selbst zu sein, daß sie sich so enge als möglich an den einzigen Staat anschließen, der einer großen Kraftentwicklung wenigstens fähig ist, an Preußen, und daß sie, statt die ohnehin schwache Regierung dieses Staates zu kreuzen und zu hindern, vielmehr alle Hände anlegen, sie zu stärken und vorwärts zu treiben. Die Herren von Würzburg werden schon in den nächsten Jahren durch ihre Politik sich in Rheinbundsfürsten verwandelt haben, wenn nicht etwas in der Nation aufsteht, was ihre Politik kreuzt." — Und am 7. Juni 1860: „Alles zusammenzufassen, ich habe die feste Ueberzeugung, daß wir im Anfange einer großen Kraftentwicklung der Nation stehen, welche, durch 10 Jahre der Reaktion zurückgehalten, jetzt immer stärker sich expandiren wird. Sie wird im Innern vieles umformen, sie wird ihre

Wellen hoch werfen: sorgen wir, sie zu beobachten und das Steuer nicht zu verlieren."

Inzwischen hatte ja allerdings die in Preußen angebrochene Confliktszeit im Verfassungskampf um das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses in der Heeresreformfrage eine starke Anforderung an das sonst so preußentreue Herz unseres liberal gesinnten Dichters gestellt. Mit großer Trauer über die Zeitläufte, waren die „Grenzboten" doch vollends in den Dienst der, wenn auch gemäßigteren Richtung der Opposition gestellt. Das Ministerium Bismarcks fand — man muß es ehrlich bekennen — auch bei Freytag in den ersten Monaten durchaus kein Verständniß; noch im Jahre 1863 — selbst, als die Mittelstaaten in Deutschland mit Oesterreich zusammen, ihre Bnndesreformprojekte gegen Preußen ausspielten — fand G. Freytag keinen klaren Standpunkt und schwankte hoffnungslos in dem mächtigen Kampfe der Parteien. Eine Zeitlang hielt er sich zu jenem Theile der liberalen Partei, der von dem Eingreifen des Kronprinzen alles Heil und die Lösung so vieler Schwierigkeiten erwartete. In einem Briefe vom 9. Februar 1863 wird die Befürchtung ausgesprochen, das preußische Volk könnte der Dynastie entfremdet werden. Freytag wünscht sehnlich, daß der Kronprinz aus seiner Passivität mehr heraustrete. Man hege die Hoffnung, „daß der Kronprinz sich der Nationalpartei mehr nähere und nicht mit den Altliberalen allein die Leitung dereinst übernehmen werde".

Indessen beunruhigten den patriotischen Mann besonders die polnische Revolution des Jahres 1863 und die Verwicklung Englands in die amerikanischen Verhältnisse und innere Kämpfe auf das äußerste. „Die Politik ist so schrecklich, daß es schwer wird, darüber zu schreiben." „Wenn es nicht den Engländern gelingt, den Kaiser Napoleon fest in Amerika zu engagiren," so werde er, heißt es an einer anderen Stelle, sicher die Verlegenheiten Englands dazu benützen, „um unterdeß über das leidvolle Deutschland herzufallen". „Es wäre in der That mehr Glück als Verdienst, wenn der Kaiser die Regierung Bismarcks nicht benützen sollte, um die Schlappe von Mexiko vergessen zu machen."

Nichts ist jedoch bemerkenswerther und bezeichnender für die Denkungsart Freytags in politischen Dingen, als daß er doch verhältnißmäßig recht bald sein Urtheil über den immer gewaltiger hervortretenden Ministerpräsidenten von Preußen zu corrigiren be-

ginnt. In der von Freytag verfaßten Lebensbeschreibung seines Freundes und Gesinnungsgenossen Mathy tritt diese Sinnesänderung recht deutlich an einer Stelle hervor, wo von einem Schreiben Mathys aus dem Jahre 1864 berichtet wird: „Bismarck" — habe Mathy gesagt — „gefällt mir täglich besser." Die Umstände, welche seit dem Ende des Jahres 1863 den preußisch treuen Politikern von Freytags Farbe die Umkehr jedenfalls erleichterten, waren durch die schleswig-holsteinische Frage dargeboten worden. Als sich ernste Ereignisse in Deutschland vorbereiteten, wie der dänische Krieg, trennten sich naturgemäß die in der Politik, man darf sagen mehr schwärmerischen Naturen von den Realpolitikern bei aller sonst gemeinsamer liberaler Grundstimmung doch gleichsam mit innerer Nothwendigkeit. Daß Gustav Freytag zu diesen realistischen Denkern über politische Fragen mehr hinneigte, hatte ihn schon in jüngeren Jahren vor vielen Irrthümern bewahrt. Jetzt stand beim Ausbruch des Kampfes in Schleswig der ganze Stolz und die volle Sympathie des preußentreuen Publicisten bei dem preußischen Heer und seinen Thaten. Einer der stärksten Beweise für die nicht unbedeutende politische Fernsicht und Begabung unsers Dichters dürfte in einem Briefe erblickt werden können, den derselbe gleich im Beginn der schleswig-holsteinischen Verwicklung schrieb. Während der weitaus größte Theil der deutschen und preußischen Liberalen und Gesinnungsgenossen Freytags rasch entschieden in das augustenburgische Lager überging und mit mehr Gemüth als realer Berechnung die für Preußens und Deutschlands Weltstellung entscheidende Besitzfrage nach den Gesichtspunkten eines etwa in der Rauhen Alp oder am Watzmann liegenden Fideikommisses gelöst wissen mochte, zog Freytag doch vom ersten Moment an die Sache als eine emiment politische kühl — trotz aller guten Beziehungen zu den Freunden der Augustenburger — in Betracht. Am 14. Dezember 1863 schrieb er an den Herzog von Coburg die merkwürdigen Worte:

„Mir scheint aus einem besonderen Grunde jetzt nicht die Zeit für Ew. Hoheit, sich in diese Bewegung einzulassen. Seit acht Tagen trage ich die Ueberzeugung in mir herum, daß die Sache verloren ist und daß jeder weitere Schritt, den wir thun, unnütz ist. Wie ich zu dieser schmerzlichen Ueberzeugung gekommen bin, das gestatten mir E. H. für mich zu behalten; ich bin aber der Ansicht,

daß es auch nicht einmal zu einer Exekution kommen wird. . . . Ich habe eine sehr bescheidene Arbeit, die Regelung der Vereinsthätigkeit, vor drei Wochen begonnen, und ich halte für Pflicht, auszuharren, doch ich thue meine Arbeit unermüdlich, aber als ein hoffnungsloser Mann. Denn die Bewegung wird nicht mehr lange steigen, sondern sinken. Und ich fürchte, sie wird mit einem Fiasco endigen, welches alle, welche sich jetzt im Interesse des neuen Herzogs und seiner Sache hineinbegeben haben, ein wenig compromittiren wird. Soweit compromittiren, als redliche Hoffnung und ehrlicher Wille abfälligem Urtheil überhaupt bloßgestellt sind. Ich werde das für meine Person ruhig ertragen, aber ich will nicht, daß Ew. Hoheit sich in ein zusammenfallendes Haus setzen."

Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß ein Politiker, der schon so früh die Richtigkeit der sogenannten augustenburgischen Bestrebungen erkannte, in dem Gange der thatsächlichen Ereignisse in den nächsten Jahren nicht einen Moment den historisch gewiesenen Pfad der preußisch-deutschen Politik verlassen hat.

Nach den glorreichen Ereignissen des Jahres 1866 trat Freytag, angespornt von seinen Freunden, in den constituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes ein. Daß er für die unmittelbare praktische Thätigkeit im parlamentarischen Leben, wie eingangs erwähnt, sich weniger für geeignet hielt, dürfte jedoch nicht als ein Maßstab für Freytags politische Befähigung zu erachten sein. Er beschränkte sich gern auf seine Arbeit als Publicist und Journalist, und an den großen Begebenheiten in dieser Thätigkeit theilzunehmen, befriedigte ihn tiefer, als durch lautes Hervortreten mit eigenen politischen Meinungen zu glänzen. Seit den Erfolgen von Königgrätz und Nikolsburg aber schien ihm die deutsche Frage im Wesentlichen gelöst: „Jeden Deutschen, der jetzt athmet, von König Wilhelm und seinem Minister an bis zum ärmsten Tagearbeiter, hat dieses Jahr überrascht" — so schrieben „die Grenzboten" am Schlusse von 1866 — „und in neue Bahnen gedrängt. Wir wundern uns nicht, daß diese plötzliche Umwandlung Vielen Schmerzen macht; aber wir preisen den vor andern glücklich, der sich in den vergangenen Jahren den Glauben an die Kraft und Tüchtigkeit Preußens sicher im Herzen

bewahrt hat, denn nur er empfindet die Freude, daß ihm eine Erfüllung treugehegter Hoffnung ist, was jetzt plötzlich ins Leben tritt."

Wenn man Freytags Lebenserinnerungen liest, auch wol den Gesammtinhalt seiner Correspondenzen in den nächsten Jahren betrachtet und mit demjenigen der früheren bewegten politischen Zeiträume vergleicht, so hat man die Empfindung, als ob der Dichter in ihm wieder ganz und ausschließlich zur Herrschaft und Geltung gekommen sei; die politische Feder wird mehr und mehr vergnügt bei Seite gelegt, gleichwie der Pallasch des Husarenofficiers, der aus der Campagne zu friedlicher Arbeit zurückgekehrt ist, seinen Platz an der Wand der Rüstkammer findet. Aber noch einmal und ganz plötzlich war der bewährte Journalist erweckt worden, als Freytag, wie er selbst erzählt, in der letzten Hälfte des Juli 1870 die unerwartete Aufforderung erhielt, nach dem Hauptquartier des Kronprinzen zu kommen und bei der dritten Armee während des Feldzuges gegen Frankreich zu verweilen.

Diesem Umstande hat die deutsche Nation ein Gegenstück zu Goethes Campagne in Frankreich zu verdanken, welches zwar gewiß niemals in den Schulen unserer westlichen Nachbarn zum Zwecke der Erlernung der deutschen Sprache gelesen werden wird, aber desto eifriger in den Volksschulen unsrer eignen Heimath gelesen werden sollte. Die unmittelbar empfangenen Eindrücke der Kriegsbegebenheiten bis zum Aufbruch der Heere von Sedan nach Paris sind in den Berichten des Dichters mit derselben Lebendigkeit und in demselben edlen Stil geschildert, wie der unglückliche Verlauf des Krieges von 1792 von Goethe; aber um wieviel freudiger und enthusiastischer konnte das Bild gezeichnet werden, das sich jetzt den Deutschen entrollte! Der Dichter des 19. Jahrhunderts hat den gewaltigen Ereignissen gegenüber in seiner Darstellung allerdings nicht die olympische Ruhe des Dichters des 18. bewahrt. Die freudigen Erfolge bewirken eine Erregung — ja man kann sagen Nervosität —, die von der objectiven Ruhe weit absticht, mit welcher Goethe einstens mitten im Feldzuge allerlei naturwissenschaftliche Beobachtungen machte. Aber in der Vielseitigkeit der Mittheilungen stellt sich das moderne Tagebuch dem vielgelesenen Berichte über die Campagne in Frankreich würdig zur Seite.

In einer Hinsicht war der Dichter unserer Tage bei seiner Theil=

nahme an den Kriegsereignissen besser gestellt als Goethe, denn dieser stand dem höchstcommandirenden General der damaligen Invasionsarmee durchaus fremd, vielleicht nicht einmal gern gesehen, gegenüber, wenn er auch seinem Herzog und Landesherrn zur Seite, genau wie Freytag neben dem seinigen, den Feldzug mitmachte; aber dieser stand in einem nahen Verhältnisse zu dem commandirenden Kronprinzen, auf dessen höchsten Befehl selbst die Theilnahme und Berichterstattung Freytags erfolgte. Es war eine in jeder Beziehung bezeichnende Willensäußerung des edlen, hochdenkenden Heerführers der III. Armee, daß er sich einen Geschichtschreiber zur Seite wünschte, der kein Geringerer sein sollte, als der Dichter der „Ahnen", der einstens mitten im Getümmel des Kriegs dem zu Ligny leidend auf dem Feldbette liegenden Kronprinzen als dem ersten von seiner Absicht sprach, diesen Roman zu schreiben.

„Was ich in dieser Zeit gesehen und erlebt," — so heißt es in den Lebenserinnerungen — „davon wird einiges an anderer Stelle gedruckt werden. Es fehlt nicht an guten Schilderungen, und das wenige, was ich etwa von anderen erfuhr, gehört noch nicht in die Oeffentlichkeit." — Leider scheint vieles von dem, was Freytag von anderen erfahren konnte, indessen niemals aufgeschrieben worden zu sein, und die Hauptquelle unserer Kenntniß politischer Mittheilungen, die viel erwähnte Correspondenz, versagt ebenfalls hier ihren Dienst, da während des Feldzugs zwischen den sonst vertraulich Schreibenden nur mündlicher Verkehr bestand. Nur einiges wenige von dem, was in den intimeren Kreisen des Hauptquartiers der III. Armee für die Oeffentlichkeit im Jahre 1870 nicht bestimmt sein konnte, hat Freytag nachher in der Skizze dargelegt, die er von dem Leben des Kronprinzen nach dessen tragisch erschütterndem Tode entwarf; und auch damals noch hat dieses Buch so viel unbegreiflichen Staub aufgewirbelt, daß selbst heute noch die Gedenkblätter und Erinnerungsreden auf Gustav Freytag an diesem seinem letzten historischen Gemälde gleichsam scheu wie vor etwas ganz Bösem vorübergehen zu müssen glaubten! Hier aber scheint es endlich an der Zeit, ein festes, offenes und treues Wort über eine Schrift auszusprechen, die in einer Zeit allergrößter Parteigehässigkeiten zu einer unglaublichen Höhe von Mißverständnissen geführt hat. Denn wenn man in den Tagen der Trauer nach dem Tode Kaiser Friedrichs III. vielleicht

zugestehen mochte, daß Deutschland nicht in der Stimmung war, die „Erinnerungsblätter" Freytags an den Kronprinzen unbefangen und vorurtheilslos zu lesen, so darf man heute mit der entschiedenen Forderung davon sprechen, daß nicht vom Hörensagen und nicht als bloßes Echo damaliger mißverständlicher Tagesmeinungen darüber geurtheilt werde. Man darf verlangen, daß die „Erinnerungsblätter" wirklich gelesen und gekannt sind, wenn man darüber in eine Discussion treten will. Da ist es denn nützlich, die Hauptstelle des Buches in den Vordergrund zu stellen, wo die Summe der Thaten des Kronprinzen zu seiner Charakteristik zusammengefaßt ist:

„Der Kronprinz war vierzig Jahre alt, da er als siegreicher Feldherr aus dem Kriege heimkehrte. Nach seiner Erscheinung die glänzendste Heldengestalt, welche je unter einem deutschen Helme geschritten ist, dem Heere als einer seiner großen Kriegsfürsten theuer, in der Auffassung des Volkes ein erprobter, fester Mann, nach jeder Richtung berufen, Nachfolger seines bejahrten Vaters zu werden, ein aufsteigender Stern für viele patriotische Wünsche und Hoffnungen, dem die Gegenwart völlige Erfüllung nicht bieten wollte. Kaum war ein schöneres und mehr Glück verheißendes Dasein zu denken, als das seine nach allgemeiner Meinung war. Aber nie sind durch das Geschick irdische Hoffnungen in gleich schmerzvoller Weise als eitel erwiesen worden." Dies sind Worte, die nicht einen Mangel an aufrichtiger Pietät und großem Verständniß für einen fürstlichen Charakter verrathen! Es wird dann des Näheren ausgeführt, daß in einer langen Reihe von Jahren der rege und umfassende Geist des Kronprinzen eine entsprechende, dem gereiften Manne zusagende große staatliche Thätigkeit nicht zu finden und zu erhalten vermochte, und daß dieser Umstand als ein tieftrauriges Schicksal auf dem hohen Herrn lastete und dann auch eine gewisse verwüstende Wirkung auf seine von der Natur ihm gegebenen ungewöhnlichen Anlagen ausüben mußte.

In der That, diese Betrachtung sieht von den politischen Nothwendigkeiten gänzlich ab und zieht die rein menschliche Seite eines Herrscherlebens mit in die Rechnung. Und Gustav Freytag hat den Kronprinzen gerade in seiner einfach menschlichen Art und Weise viel zu genau gekannt, als daß er das Gefühl hätte haben können, dem hohen Herrn in einer unangemessenen Weise zu begegnen, wenn er

eben dieses Menschliche mit zu seiner Charakteristik heranzog. Soll das Bild, welches vom Fürsten in Deutschland gezeichnet werden muß, nach den Regeln der römischen Staatsgesetze über die Adoration verfaßt werden? Und befinden wir uns demgemäß in einem Zustand, wo der eine Theil der Nation nur Anbetung kennt und der andere den immer wilder werdenden Haß? Die einfache Wahrheit über Freytags Buch vom Kronprinzen war, daß er ihn als Kriegsfürsten und Sieger gepriesen, als König und Kaiser geehrt und als Menschen menschlich erkannt hat; sollte der Umstand, daß zwischen den Zeilen dieses ausgezeichneten psychologischen Gemäldes zart angedeutete menschliche Schwächen bemerkbar waren, die sonst so männliche Brust des deutschen Volkes gekränkt haben? Wenn unverständige Kritik hier den wahren Sachverhalt völlig übertäubt hat, so darf man wol sagen: Gustav Freytag ist keine für die deutsche Seele so unbedeutende Erscheinung, als daß man nicht endlich gegen den Unsinn auftreten müßte, als habe er irgend etwas gesagt, was gegen sein preußisches, hundertmal bewährtes Ehrgefühl verstoßen oder gegen seine ehrlich bekannte Hohenzollerntreue sich versündigt hätte. Wenn sich in der Uebereilung des Moments selbst solche, die Geschichte zu lesen wissen, hierüber getäuscht haben, so kann man darüber ruhig sein, daß die künftigen Geschichtschreiber das Büchlein von Freytag als eine Hauptquelle benützen werden.

Zu dem erstaunlichsten in der Fülle der Mißverständnisse der Freytag'schen Schrift bot jedoch Anlaß, daß er in der wichtigsten und größten politischen Frage des Jahres 1870 dem Kronprinzen eine fast ausschließliche Initiative beigemessen hat, während er die Verdienste anderer vielleicht allzusehr in den Schatten stellte. Freytag meinte, nach seinen Erinnerungen, den Ursprung der Idee der Wiederherstellung der deutschen Kaiserkrone in erster Linie auf die selbsteigensten Entschlüsse des Kronprinzen zurückführen zu dürfen. Dieser sei es gewesen, der immer wieder die Nothwendigkeit der Annahme des Kaiserthums betonte, während Freytag selbst sich in seinem Gespräche mit dem Kronprinzen zu einer, wie er glaubte, den altpreußischen Königstraditionen mehr entsprechenden nüchternen Auffassung bekannte. Ja, er deutet an, daß der Kronprinz in seinem Bestreben, ein wahres Kaiserthum und kaiserlichen Titel und Rang herzustellen, in einen gewissen Gegensatz gegen den Fürsten Bismarck

gestellt gewesen wäre. Es ist daher klar, daß, wenn irgend jemand, vielmehr der Fürst Bismarck gegen die Freytag'sche Schrift zu klagen hätte, nicht aber der Kronprinz, dessen Urheberschaft in Betreff der Idee des Kaiserthums von Freytag jedenfalls nicht unterschätzt worden ist. Wenn dereinst die verschiedenen Einwirkungen bei Hervorbringung des heutigen staatlichen Zustandes Deutschlands nicht bloß actenmäßig, sondern auch persönlich und psychologisch werden abgewogen und die Einflüsse entscheidender Männer mit einander gemessen werden können, wird sich möglicherweise herausstellen, daß Gustav Freytag in der herzlichen Begeisterung für seinen Kronprinzen in der großen Frage der Wiederherstellung des Kaiserthums etwas mehr behauptete, als historisch haltbar sein möchte. Denn ich habe Grund anzunehmen, daß Fürst Bismarcks Erinnerungen sich ganz sicher nicht mit der Erzählung Freytags von der großen Initiative des Kronprinzen in dieser Sache decken dürften*). Wie es sich aber auch mit dem historischen Thatbestand betreffs der Wiederherstellung der deutschen Kaiserkrone verhalten mag: eines wird der Leser des Freytag'schen Büchleins auf das Entschiedenste zurückweisen müssen, daß dem Kronprinzen darin zu wenig Gerechtigkeit geschehen sei. Nur aus einer völlig falschen Berichterstattung über das kleine Werk läßt es sich erklären, daß ein Freytag in den Verdacht einer Illoyalität gegenüber einem königlichen Herrn gerathen konnte, der ihn so geschätzt und geliebt hat. Und während ein Schriftsteller von seiner Bedeutung sich nicht scheute, in einem Berichte über Erlebnisse und Gespräche mit jenem aus reiner Wahrheitsliebe sich selbst so weit preiszugeben, daß er seine eigene politisch verkehrte Meinung von damals offen eingestand, um die Ideen des Kronprinzen desto heller leuchten zu lassen, wurde ihm, der sich durch Zeit und Entwicklung des Kaiserthums inzwischen besiegt wußte, die Absicht unterschoben, durch seine Mittheilungen den königlichen Herrn verkleinern zu wollen!

Glücklicherweise gibt es ein Zeugniß, dem gegenüber der ganze

---

*) Bei einer mir am 14. October 1889 gewährten Unterredung machten mir Mittheilungen des Fürsten Bismarck über die Ereignisse durchaus nicht den Eindruck, als ob derselbe die Darstellung Freytags bestätigen wollte; indessen hat eigentlich keiner der Betheiligten über die Dinge etwas veröffentlicht, und die Geschichtschreibung wird also noch lange im Dunkeln tappen, sofern sie zu persönlicher Motivirung fortschreiten will.

Unsinn jener Vorwürfe in sein volles Nichts zerfällt und welches heute, wo die Stimmungen nach allen Seiten hin als völlig beruhigt erachtet werden dürfen, nicht länger verschwiegen und zurückgehalten zu werden braucht. Unmittelbar nach dem Erscheinen des Büchleins vom Kronprinzen findet sich in der oft erwähnten Correspondenz ein Schreiben Gustav Freytags, in welchem erzählt ist, wie und durch welche Umstände er veranlaßt worden sei, seine Erinnerungen an den Kronprinzen zu veröffentlichen*); und dann folgt der Satz: „Die Ausgabe der Schrift wurde dadurch verzögert, daß der Kaiser, welcher durch Zeitungsgeräusch von dem bevorstehenden Erscheinen vernommen hatte, eine Einsendung der Schrift an Ihn vor der Veröffentlichung forderte." „Es werde" — heißt es dann weiter — „vielleicht eine fröhliche Ueberraschung sein, daß der Kaiser zu allem Beistimmung und Beifall ausgesprochen hat." Doch hatte G. Freytag die Absicht, unter den Beilagen der Schrift, neben der „Reise des Kronprinzen nach dem Orient" u. m. a. auch einen Aufsatz über Karl v. Normann hinzuzufügen, der „durch 20 Jahre in der Zeit, wo der Kronprinz die großen Erfolge seiner Mannesjahre zu verzeichnen hatte" — wie es in den „Erinnerungsblättern" S. 72 heißt, in dessen Dienst und Nähe war. Diesen Aufsatz aber wünschte Se. Majestät der Kaiser ausgeschieden. „Und er hatte damit Recht," schließt Freytag seinen Brief, „dieser Anhang ist weggeblieben." Von allen diesen Thatsachen verlautete in dem Streit über den Werth und Inhalt der Freytag'schen Schrift über den Kronprinzen wenig. Es verstand sich bei der edlen Denkungsart und dem auf sich gestellten Character G. Freytags ganz von selbst, daß er den thörichten Anzapfungen einer mißleiteten Presse gegenüber in dem Bewußtsein, dem, der doch zu urtheilen am berufensten war, genug gethan zu haben, schwieg und schweigen konnte.

*) Da dem Herzog Ernst die Absicht und Vorbereitung des Büchleins völlig unbekannt und neu war, so theilte Freytag einiges über jene hohe Persönlichkeit mit, die die Herausgabe desselben veranlaßte, was ich als für die hier ins Auge gefaßte Frage ganz irrelevant, gerne zur Zeit unterdrückt habe, da es mir nicht darauf ankommt, Staub aufzuwirbeln, sondern der Wahrheit die Ehre zu geben; und auch dies sage ich hier nur, weil Naseweisheit nach dem ersten Erscheinen dieses Essays für die Unterdrückung des Eingangs des Briefes ganz irrige Voraussetzungen unterschieben zu können meinte.

Mir wurde der betreffende Brief Freytags in einer officiellen Abschrift, die ich noch verwahre, sofort von dem Empfänger zugeschickt und Freytag hatte von diesem meinem Besitze Kenntniß. Als ich mit ihm den ganzen Fall in etwas späterer, schon erheblich ruhiger gewordenen Zeit besprach, empfing ich den Eindruck, daß er der Ansicht war, es werde der ihn rechtfertigende Thatbestand ohne Zweifel von seinen Freunden authentisch bekannt gemacht werden, wenn er einst todt sein werde; bei seinem Leben wünschte er weder Vertheidigung noch erneuerten Angriff zu erfahren. Er hatte eine durch seine alte journalistische Schulung erlangte glückliche Art, die Dinge in ihrer ephemeren Vergänglichkeit zu betrachten und zu vergessen. Nicht ganz so olympisch thronend wie der alte Goethe, war er vielleicht etwas weniger empfindlich und nervös als dieser, was seinen Freunden die Hoffnung gab, daß er ein noch höheres Alter erreichen werde. Seine Worte und Gespräche sind aber nicht sorgfältig aufgezeichnet worden; hätte er einen Eckermann gefunden, so würde jetzt manche stramme Antwort auf die Angriffe gegeben werden können, die, wie Donner aus einem heiteren Himmel, gegen ihn erfolgten, als er gemeint hatte, ein lebenswahres, treues Bild zu malen, welches das Andenken an den tapfersten und edelsten Kronprinzen, König und Kaiser wach zu erhalten bestimmt war. Daß Freytag in diesem Bestreben von demjenigen richtig erkannt worden ist, der das sicherste und untrüglichste Urtheil besitzt, wird wol auch bei der Nachwelt die Irrungen auslöschen, die eine kurze Zeit den Dichter der „Ahnen“ belasteten.

Fassen wir noch einmal zusammen, was sich über Freytags politisches Denken und Wirken in dem kurzen Ueberblick dieser Darstellung sagen und finden ließ. Es wird niemals unbedenklich sein, das Lebensbild und die Individualität eines Dichters, der der Nation in seinen Schöpfungen vertraut und werth geworden ist, von einer Seite zu beleuchten, die ihm sein Lebelang als eine Nebenbeschäftigung erschien und nicht einmal sein Inneres völlig erfüllte. Freytag war nach Naturanlage und Bildung zum Politiker fast gar nicht gemacht. Seine politische Thätigkeit stand ausschließlich unter dem Einfluß litterarischer Interessen. Es war kaum ein völlig freier Entschluß, wenn er sich in der Zeit einer gewaltigen nationalen Erhebung in das politische Leben stürzte, an welchem er eigentlich wenig

Freudiges und Rühmliches bemerkte. Die Umstände haben ihn zum Publicisten und Journalisten gemacht. Er blieb den Leidenschaften des öffentlichen Lebens fremd; unter dem Gesichtspunkt treuer Erfüllung staatsbürgerlicher Pflicht und patriotischer Empfindung ging er an seine Arbeit, in welcher ihm nichts ferner lag, als große und eigenartige, oder originale Wirkungen üben zu wollen. Dennoch aber wird man das Leben, Denken und Fühlen dieses Lieblingsdichters einer thatkräftigen Periode nicht genug verstehen und würdigen, wenn man diese politische Seite seiner Thätigkeit verkennt und verschweigt. Freytag war durch eine Reihe von Beziehungen menschlicher und gesellschaftlicher Art mit so vielen Persönlichkeiten von eingreifender politischer Thätigkeit verbunden, daß er kein rechter Sohn seiner Zeit gewesen sein müßte, wenn er sich in eine reine Phantasiewelt eingesponnen hätte. Seine thatkräftige Natur machte ihn zum Politiker und seine Thätigkeit entbehrte nicht manches braven, tüchtigen Erfolgs. Seine Gesinnungen ruhten auf einer festen bürgerlichen Lebensanschauung und auf der Erkenntniß des Werthes deutscher Bürgertüchtigkeit, aber nichts lag ihm ferner als eine einseitige Standespolitik. Sein wirkliches Verdienst, das in seiner ausgebreiteten journalistischen Thätigkeit zum Ausdruck kam, liegt in der Sicherheit, mit der er, als einer der ausdauerndsten Kämpfer für die preußische Idee, die nationale Bahn beschritt und in dieser Richtung des Guten viel zu stiften wußte. Ohne alle doctrinaire Ueberlegungen war er vermöge einer guten preußischen und zugleich ernsten deutschen Gesinnung auf die Seite getreten, welche die Zukunft für sich hatte und diese Zukunft herbeizuführen verstanden hat. Dies ist es, was der Nachwelt den Dichter nur werther machen mag und was sie nicht vergessen darf, wenn sie noch in ferneren Jahren sich an seinen kernigen Gestalten und erfindungsreichen Erzählungen erfreuen wird. Dann mag man sich erinnern, daß der schöpferische Dichter es sich nicht verdrießen ließ, frohgemuth beim Bau des Reichs sandigen Grund abzugraben und Steine zuzufahren.





